

Perry Rhodan

Aphilie

Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt

Alle Rechte vorbehalten
© 2003 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt,
www.moewig.de
Redaktion: Hubert Haensel
Titelillustration: Johnny Brück
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany 2003
www.perry-rhodan.net
ISBN 3-8118-4059-2

Vorwort

PERRY RHODAN - das ist die Faszination ferner Welten, die Begegnung mit den unglaublichen Weiten der Schöpfung ebenso wie eine Reise in unser eigenes verborgenes Ich. Wir begleiten die geeinte Menschheit auf ihrem Weg in die Zukunft. Dass dieser Weg mitunter mühsam und steinig ist und aller Technik zum Trotz immer wieder der Mensch selbst gefordert wird, versteht sich von selbst.

Mit diesem Buch habe ich die Bearbeitung der Silberbände übernommen. Ich weiß noch, wie es war, als ich meinen ersten PERRY RHODAN-Roman in Händen hielt, und die Faszination, die ich damals verspürte, hat mich seither nicht wieder losgelassen. Der »sense of wonder« ist der Serie noch genauso zu Eigen wie an jenem Tag, als der Astronaut Perry Rhodan den Mond betrat.

Ich will dieses Buch mit einem Dank beginnen, dem herzlichen Dank an Horst Hoffmann, der in sicher nicht immer einfacher Arbeit (Herzblut, Schweiß und Tränen stecken in der Serie) insgesamt sechzig Bücher herausgegeben hat. Und ich danke Ihnen, den treuen Lesern und jenen, die vielleicht zum ersten Mal zu einem PERRY RHODAN-Buch gegriffen haben, für konstruktive Kritik und Mitarbeit. Auch ich nehme Ihre Anregungen gerne entgegen.

Die in diesem Buch enthaltenen Originalromane sind: *Aphilie* (700) von Kurt Mahr; *Sprung in die Freiheit* (701) von H. G. Ewers; *Das Stummhaus* (702) von Clark Darlton; *Jagd der Outsider* (703) von Hans Kneifel; *Die Rebellen von Imperium-Alpha* (704) von Ernst Vlcek sowie *Flucht aus Imperium-Alpha* (705) von William Voltz.

Und damit wünsche ich viel Vergnügen beim Lesen dieses Buchs. Begleiten Sie uns in eine faszinierende Welt voll unterschiedlichster Facetten.

Hubert Haensel

Zeittafel

- 1971/84 Perry Rhodan erreicht mit der STARDUST den Mond und trifft auf die Arkoniden Thora und Crest. Mit Hilfe der arkonidischen Technik gelingen die Einigung der Menschheit und der Aufbruch in die Galaxis. Geistwesen ES gewährt Rhodan und seinen engsten Wegbegleitern die relative Unsterblichkeit. (HC 1-7)
- 2040 Das Solare Imperium entsteht und stellt einen galaktischen Wirtschafts- und Machtfaktor ersten Ranges dar. In den nächsten Jahrhunderten folgen Bedrohungen durch die Posbis sowie galaktische Großmächte wie Akonen und Blues. (HC 7-20)
- 2400/06 Entdeckung der Transmitterstraße nach Andromeda; Abwehr von Invasionsversuchen von dort und Befreiung der Völker vom Terrorregime der Meister der Insel. (HC 21-32)
- 2435/37 Der Riesenroboter OLD MAN und die Zweitkonditionierten bedrohen die Galaxis. Nach Rhodans Odyssee durch M 87 gelingt der Sieg über die Erste Schwingungsmacht. (HC 33-44)
- 2909 Während der Second-Genesis-Krise kommen fast alle Mutanten ums Leben. (HC 45)
- 3430/38 Das Solare Imperium droht in einem Bruderkrieg vernichtet zu werden. Bei Zeitreisen lernt Perry Rhodan die Cappins kennen. Expedition zur Galaxis Gruelfin, um eine Pedo-Invasion der Milchstraße zu verhindern. (HC 45-54)
- 3441/43 Die MARCO POLO kehrt in die Milchstraße zurück und findet die Intelligenzen der Galaxis verdummt vor. Der Schwärm dringt in die Galaxis ein. Gleichzeitig wird das heimliche Imperium der Cynos aktiv, die am Ende den Schwärm wieder übernehmen und mit ihm die Milchstraße verlassen. (HC 55-63)
- 3444 Die bei der Second-Genesis-Krise gestorbenen Mutanten kehren als Bewusstseinsinhalte zurück. Im Planetoiden Wabe 1000 finden sie schließlich ein dauerhaftes Asyl. (HC 64-67)
- 3456 Perry Rhodan gelangt im Zuge eines gescheiterten Experi-

ments in ein paralleles Universum und muss gegen sein negatives Spiegelbild kämpfen. Nach seiner Rückkehr bricht in der Galaxis die PAD-Seuche aus. (HC 68-69)

3457/58 Perry Rhodans Gehirn wird in die Galaxis Naupaum verschlagen. Auf der Suche nach der heimatlichen Galaxis gewinnt er neue Freunde. Schließlich gelingt ihm mit Hilfe der PTG-Anlagen auf dem Planeten Payntec die Rückkehr. (HC 70-73)

3458/60 Die technisch überlegenen Laren treten auf den Plan und ernennen Perry Rhodan gegen seinen Willen zum Ersten He-
tran der Milchstraße. Rhodan organisiert den Widerstand, muss aber schließlich Erde und Mond durch einen Sonnen-
transmitter schicken, um sie in Sicherheit zu bringen. Doch
sie rematerialisieren nicht am vorgesehenen Ort, sondern
weit entfernt von der Milchstraße im »Mahlstrom der Ster-
ne«. Den Terranern gelingt es nur unter großen Schwierigkei-
ten, sich in dieser fremden Region des Universums zu be-
haupten. (HC 74-80)

Prolog

Wir schreiben den Juli des Jahres 3540.

Die Flucht der Erde und des Monds aus der von den Laren beherrschten Milchstraße ist gelungen - doch jetzt erst, achtzig Jahre später, zeigt sich, dass der Preis, den die Menschheit für ihr Entkommen zu zahlen hat, ein furchtbarer ist.

Das Licht der Sonne Medaillon wärmt zwar die Heimat der Menschen, aber ihre Strahlung hat noch andere, von niemandem für möglich gehaltene Konsequenzen: Die Erde ist zu einer Welt ohne Liebe geworden...

1.

Terra Bangkok 3580 n. Chr.

»Den Nächsten, der dich anstarrt, schlage ich nieder«, knurrte Sergio Percellar.

»Pass auf deine Augen auf!«, sagte Sylvia warnend. »Dein Blick verrät dich.«

Sie trieben auf der langsamsten Sektion des Rollsteigs durch das Zentrum von Bangkok. Die Stadt hatte sich im Lauf der Jahrhunderte zum Zentrum Südasiens entwickelt. Um Sergio und Sylvia Demmister herum brodelte dichter Verkehr. Auf dem breiten Laufband standen sie in Tuchfühlung mit Menschen in den lichtgrauen Standardmonturen - Menschen, die meist nur geradeaus schauten, ohne Regung in ihren Gesichtern. Nur hin und wieder blickte ein Mann auf, sobald eine Frau sein Interesse erregte. Für die wenigen Sekunden des Vorbeigleitens zeigte sich dann unverhüllte Begierde. Das war es, was Sergio Percellar störte: Sylvias Anblick weckte die Lust vieler Männer. Sie starrten von dem in entgegengesetzter Richtung laufenden Band herüber, und in ihren Blicken lag so viel obszöne Offenheit, dass Sergio seine Wut kaum noch zähmen konnte.

Sylvia spürte seinen Zorn. Verstohlen legte sie ihm die Hand auf den Arm, eine Geste, die sie sofort verraten hätte, wäre sie bemerkt worden. »Bleib ruhig!«, raunte sie. »Wir sind gleich da. Vergiss nicht, was wir uns vorgenommen haben.«

»Ich wusste nicht, dass es so schwer sein würde.« Sergio knirschte mit den Zähnen.

»Wiederhole unseren Vorsatz!«, forderte Sylvia.

»Jetzt? Hier?«, protestierte er.

»Du kannst so leise sprechen wie ich, und niemand außer mir wird dich hören. Also ...?«

Sobald Sylvia in diesem Ton zu ihm sprach, gab es kein Ausweichen. Sergio begann stockend: »Ich will fortan die Nächstenliebe als das höchste Gut betrachten, das dem Menschen je zuteil wird. Ich will nicht vergessen, dass eine Laune der Natur und nicht ihr eigenes Wollen den

Menschen die Nächstenliebe genommen hat. Ich will meine Mitmenschen als Kranke betrachten, die Nachsicht verdienen. Ich will mich gegen ihre Nachstellungen wehren, soweit sie mir gefährlich werden können; aber ich will meine Mitmenschen für ihre Handlungen, die aus Mangel an Nächstenliebe geboren sind, nicht verantwortlich machen. «

Sylvia ließ die Hand von Sergios Arm gleiten. »Das hast du gut gesagt«, lobte sie ihn halblaut. Ihr Gesicht zeigte dabei den gleichen starren Ausdruck wie die Menschen, zwischen denen sie eingekeilt waren. »Und du fühlst dich jetzt schon viel weniger aufgeregt, nicht wahr?«, fügte sie hinzu.

»So ist es«, bestätigte Sergio Percellar und lachte leise. Als er den warnenden Blitz in Sylvias Augen sah, war es schon zu spät. Einer der Passanten fuhr herum und fragte mit drohender Stimme: »Wer hat gelacht?«

Ein kleines, altes Männchen neben Sergio deutete anklagend auf seine hochgewachsene, hagere Gestalt. Schrill rief der Alte: »Der da war es! Ich habe seinen Gefühlsausbruch deutlich gehört!«

Der andere, ein grobschlächtiger Kerl, drängte die Umstehenden beiseite und kam näher. »Du hast gelacht? Warum, Bruder?«

Percellars Miene wirkte wieder ernst und ausdruckslos. »Standardgesicht«, sagte Sylvia dazu; es war eine Notwendigkeit. Ohnehin kannte er die Regel: nicht auffallen und sich nicht von der Masse abheben. »Selbst wenn ich gelacht hätte«, antwortete er mit flacher Stimme, »ginge es dich nichts an, Bruder. Tatsächlich habe ich mich verschluckt und musste husten. Belästige mich nicht, Bruder!«

War es die korrekte Antwort, war es Sergios zwingender Blick - jedenfalls wandte sich der Bullige wortlos ab.

Eine halbe Minute später verließen auch Sergio Percellar und Sylvia Demmister das Band und verschwanden in der Menge, die sich abseits der Rollbandstraßen durch die Hochhausschluchten schob.

Die Straßen waren voll von Menschen, als triebe sie die Aphilie aus ihren Wohnungen. Obwohl sie sich nichts zu sagen hatten, wollten sie einander nahe sein. Ein buntes Völkergemisch umgab Sergio und Sylvia - Menschen aus allen Regionen der Erde, Marsgeborene ebenso wie Siedler von den Kolonialwelten des ehemaligen Solaren Imperiums. Alle starrten teilnahmslos vor sich hin. Sergio hasste den leeren Ausdruck der Gesichter, es kostete ihn Mühe, seine Abneigung nicht zu zeigen.

Eine zweite Gruppe gab es inmitten des Gedränges: gelbbraun Uniformierte, die sich durch die Menge schoben und ihre Augen überall hatten. Die Gelbbraunen waren Roboter, die Aufpasser der neuen Machthaber. Sie achteten darauf, dass das Gesetz eingehalten wurde. Andernfalls sorgten sie dafür, dass der Schuldige umgehend seine Strafe erhielt.

Die Menschen nannten sie nach ihrer Typenbezeichnung: K-2. *Ka-zwo* war ein gefürchtetes Wort, denn die *Ka-zwos* waren erbarmungslos. Jede Verfehlung wurde scharf geahndet, und es gab keine geringere Strafe als einen Schlag auf die Schulter, mit einer Energie von zwanzig Newtonmeter. Schon manches Schlüsselbein war dabei zerbrochen. Um *Ka-zwos* machten die Menschen einen Bogen.

Für Sergio Percellar aber - und ebenso für Sylvia Demmister - waren die *Ka-zwos* die Personifikation der Hässlichkeit dieser Welt. Sergio hasste die Roboter mit Inbrunst. Nicht umsonst hatte er bereits zwei- und zwanzig von ihnen »beiseite geschafft«.

Er folgte Sylvia in eine schmale, von alten Fassaden begrenzte Seitenstraße. Sylvia liebte diesen Teil der Stadt, hier kannte sie ein kleines Esslokal, von dem sie Sergio schon lange vorgeschwärmt hatte. Es bestand aus einem einzigen Raum, in dem so viele Tische und Stühle wie möglich zusammengepfercht waren.

Das Restaurant war etwa zu drei Vierteln besetzt, als die beiden eintraten. An der rückwärtigen Wand standen Speise- und Getränkeautomaten. Eine Schlange hatte sich davor gebildet, und es ging nur langsam voran, weil die Automaten eine erstaunlich große Auswahl boten.

Über der Ausgabestelle hingen kleine Optiken, die alle Vorgänge im Restaurant aufzeichneten. Denn es war das hervorstechendste Merkmal der aphilischen Gesellschaft, dass sie ihre Mitglieder überall bewachte.

Überwacht, schoss es Sergio durch den Sinn. *Kontrolliert...*

Sylvia und er stellten sich an. Sergio zog einige Münzen aus der Tasche und rechnete überschlägig. Ihr Geld musste noch bis Borneo reichen. Die Insel war ihr eigentliches Ziel, eines, das man besser nur hinter vorgehaltener Hand erwähnte.

Sie waren bis auf drei oder vier Personen, die noch vor ihnen standen, an den ersten Automaten herangekommen, als es geschah - plötzlich, unerwartet und ohne Anlass. An einer der weiter vorne stehenden Maschinen hatte sich einer der Kunden zu viel Zeit genommen. Jedenfalls nach Ansicht des hinter ihm stehenden Mannes. Der Ungeduldige, mittelgroß und grobknochig, drängte sich mit einem knurrenden Laut nach

vorne, rammte dem Saumseligen den Ellenbogen in die Seite und begann, selbst seine Wahl zu treffen.

Unwillkürlich wurde es still in dem Raum. Instinktiv spannte Sergio die Muskeln. Er wusste, was geschehen würde, und die anderen, die den Zwischenfall beobachtet hatten, wussten es auch.

Eine schrille Pfeife plärrte los. Das Gesetz über den Umgang der Menschen miteinander war verletzt worden. Absatz drei: im Alltag, Paragraph vierzehn: bei Inanspruchnahme öffentlicher Einrichtungen. Eines der Aufnahmegeräte hatte den Verstoß registriert und gemeldet.

Der Mann, der sich so rüde sein vermeintliches Recht genommen hatte, stutzte zuerst nur. Als er sich von den Ausgabebautomaten abwandte, konnte Sergio sein Gesicht sehen. Es war hager, mit ungesunder, gelblicher Haut und unangenehmen Zügen. Erst allmählich schien ihm die Bedeutung des Alarms bewusst zu werden. Seine Augen weiteten sich, als er in Richtung des Eingangs blickte. Ein Gurgeln kam über seine Lippen.

Dann, wild mit den Armen rudern, trieb er die Umstehenden auseinander und hastete zum Ausgang. Draußen - das konnte Sergio durch die offene Tür sehen - blieb der Hagere so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand geprallt.

Von rechts kamen zwei Ka-zwos ins Blickfeld. Der eine trug die reguläre gelbbraune Uniform, der andere zusätzlich eine rote Markierung am Revers, die ihn als übergeordneten Roboter auswies. Er musste zufällig in der Gegend gewesen sein, denn bei der Bestrafung von geringfügigen Vergehen, wie hier eines vorlag, war die Anwesenheit eines Aufsehers grundsätzlich nicht notwendig.

Beide Roboter führten den Mann ins Restaurant zurück. Eines der Prinzipien aphilischen Strafvollzugs war, dass die Strafe nach Möglichkeit am Tatort und in Anwesenheit der Zeugen des Vergehens vollzogen wurde. Der untergeordnete Roboter sprach den Straffälligen mit wohlmodulierter Stimme an: »Du hast das Gesetz über den Umgang der Menschen miteinander - Absatz drei: im Alltag, Paragraph vierzehn: bei Inanspruchnahme öffentlicher Einrichtungen - gebrochen. Die Tat wurde aufgezeichnet, ich identifiziere dich zweifelsfrei. Hast du noch eine Frage?«

Der Gelbhäutige bewegte die Lippen zu einem lautlosen »Nein«. Dem Roboter schien die Antwort zu genügen, er hob den Arm. Zwanzig Newtonmeter - das war die kinetische Energie eines Kilogrammgewichtes, das aus etwa zwei Metern Höhe herabfiel. Ein wuchtiger Schlag, den manches Knochengerüst nicht aushielt. Der Gelbhäutige stand still,

aber sein Blick war ängstlich nach oben gerichtet, wo die harte Faust des Ka-zwo über ihm hing.

»Jetzt!«, sagte der Roboter.

Die Faust sauste mit dumpfem Aufschlag auf die Schulter des Straffälligen herab. Der Mann schrie auf und brach in die Knie. Sekundenlang kauerte er mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden. Dann sprang er auf und stolperte davon. Die Roboter wandten sich ebenfalls ab, ihre Aufgabe war erledigt.

»Ich habe plötzlich keinen Hunger mehr«, sagte Sylvia halblaut.

Sergio erwachte aus tiefer Nachdenklichkeit. »Hunger?«, brummte er. »Wer hatte je Hunger?«

Sie verließen das Restaurant und mischten sich ziellos unter die Menge. Sie sprachen nicht miteinander. Jeder war auf seine Weise damit beschäftigt, das Erlebte zu verarbeiten.

Sergio Percellar beachtete kaum, was um ihn herum vorging. Er blickte erst auf, als er einen flüchtigen gelbbraunen Schimmer bemerkte. Mit einem Ruck hielt er inne. Vor ihm stand der Ka-zwo-Aufseher, der Roboter mit der roten Markierung am Revers, vermutlich derselbe, der vor wenigen Minuten der Bestrafung des Gesetzesbrechers beige-wohnt hatte. Da alle Maschinenmenschen die gleichen ausdruckslosen Gesichter hatten, waren sie schwer voneinander zu unterscheiden. Es gab jedoch keinen Zweifel daran, dass dieser Roboter es auf Sergio und Sylvia abgesehen hatte. Er war vor ihnen aus der Menge aufgetaucht und hatte sich so postiert, dass er ihnen den Weg versperrte.

»Ihr seid ein eigenartiges Paar, Bruder und Schwester«, sagte er. »Ich habe euch im Restaurant beobachtet, und ich vermisse an euch die charakteristische Ausstrahlung des Personal-Identifizierungs-Kodegebers. Ihr wisst doch, Bruder und Schwester, was ein PIK ist - oder nicht?«

»Oh verdammt!«, entfuhr es Sergio. Im nächsten Moment hätte er sich am liebsten die Zunge abgebissen. Aber es war zu spät, den Fehler zu korrigieren.

»Du verwendest eine merkwürdige Sprache, Bruder«, bemerkte der Ka-zwo-Aufseher. »Solche Worte sind unter der Würde des befreiten Menschen.«

Sergio konnte nur noch retten, was zu retten war. »Du hast richtig beobachtet, Bruder«, gab er zu. »Wir beide haben noch keinen PIK.«

»Warum nicht?«

»Wir waren nie lange genug an einem Ort, um uns einen zu beschaf-

fen. Außerdem ist die Frist noch nicht abgelaufen. Die Strafbefreiung endet erst in einigen Wochen. «

»Genau in vier Tagen, Bruder«, korrigierte der Roboter. »Du musst besser auf den Kalender achten. «

»Wir werden die nächste Gelegenheit wahrnehmen, uns einen PIK zu besorgen«, versprach Sergio.

»Das wollte ich dir eben nahe legen, Bruder. Begleitet mich! Beide!«

»Wie meinst du das?«

»Ich biete euch die Gelegenheit zur sofortigen Beschaffung eines Personal-Identifizierungs-Kodegebers. Folgt mir zum nächsten Büro der Aufsichtsbehörde. «

Der Vorschlag war Sergio alles andere als angenehm. Der PIK war ein heimtückisches Gerät, und Sylvia und ihm lag wenig daran, dass die Regierung ihren Weg durch den Dschungel von Borneo überwachen konnte.

»Wir haben eine dringende Verabredung«, versuchte er, den Roboter hinzuhalten. »Ich versichere jedoch... «

»Das ist nicht vorgesehen«, unterbrach ihn der Ka-zwo-Aufseher. »Alle Personen, die innerhalb von zehn Tagen vor Ablauf der Beschaffungsfrist ohne Personal-Identifizierungs-Kodegeber angetroffen werden, sind zur nächsten Niederlassung der Aufsichtsbehörde zu geleiten und mit einem PIK auszustatten. «

Sergio zuckte hilflos mit den Schultern. Sylvias Blick wirkte kaum weniger ratlos.

Der Roboter bahnte ihnen einen Weg durch die Menge. Mehrmals suchte Sergio nach einer Fluchtmöglichkeit, aber nicht nur sein Verstand, sondern auch Sylvias warnendes Räuspern sagten ihm, dass es besser war, den Ka-zwo nicht zu provozieren. Die Maschinen verfügten über eine unglaubliche Reaktionsschnelligkeit.

Schweigend folgten sie dem Roboter und verständigten sich nur mit Blicken und knappen Gesten. Der Aufseher bemerkte vielleicht auch das, obwohl er ihnen den Rücken zuwandte. Aber die Sprache der Augen und der Hände konnte niemand entschlüsseln. Wenn man sich bei der Aufsichtsbehörde, wie der Roboter die Staatspolizei nannte, darauf beschränkte, ihnen einen PIK unter die Haut zu transplantieren, hatten sie noch eine Chance. Irgendwo auf hoher See würden sie sich des Geräts wieder entledigen können.

Aber falls der Roboter nur den geringsten Verdacht bezüglich ihrer Zuverlässigkeit hegte, würde die Staatsmaschinerie anlaufen. Und bis zum Hypnoseverhör durfte Sergio es nicht kommen lassen. Dann würde

er alles ausplaudern, was er wusste - auch, dass er ein *Buch* war... Und das wiederum bedeutete seinen und Sylvias Tod.

Bevor sie zu ihrer Reise nach Borneo aufgebrochen waren, hatten sie sich in mühevoller Arbeit einen Aktionsplan zurechtgelegt, der alle Gefahren und Eventualitäten berücksichtigte. Bislang waren sie weitgehend unbehelligt geblieben und standen nun vor der ersten ernsthaften Bedrohung. Sie wussten beide, dass ihr Leben an einem seidenen Faden hing.

Der Verwaltungstrakt der Aufsichtsbehörde war ein mehrstöckiges Gebäude im gesicherten Bereich. Eine flirrende Energiesperre riegelte es nach außen ab. Der Ka-zwo-Aufseher schaltete eine Strukturschleuse und forderte Sergio und Sylvia auf, unmittelbar hinter ihm zu bleiben. Sie kannten die tödliche Wirkung solcher Sperren.

Ist das unser Weg zur Hinrichtung?, fragte Sylvias Blick.

Unter der Energiebarriere parkten mehrere Dutzend Polizeigleiter. Gelbbraun uniformierte Roboter warteten auf ihren nächsten Einsatz.

Das Innere des Gebäudes bestand - das war Sergios erster Eindruck - nur aus kahlen, grell erleuchteten Gängen, fensterlos, mit endlosen Türreihen zu beiden Seiten. Der Roboter führte sie in einen kleinen Raum mit Sitzbänken, die sich an den Wänden entlangzogen. Eine zweite Tür führte in einen angrenzenden Raum. Durch sie verschwand der Aufseher.

Minuten vergingen. Sergio starrte dumpf zu Boden. Natürlich wurde der Raum überwacht, auch Sylvia wusste das. Ihr Schweigen wurde zur Qual, zumal scheinbar eine Ewigkeit verging. Sicherlich berichtete der Roboter über jede Phase ihrer Begegnung, und den Fluch, der Sergio entrutscht war, würde er nicht unerwähnt lassen. Falls der Vorfall verdächtig erschien, wurde ein Kampf unvermeidbar. Sergios Hand fuhr zur Hüfte hinab. Doch bevor die Finger seine Kleidung berührten, um nach der kleinen, beulenartigen Erhebung zu tasten, unter der sich seine einzige Waffe für den Ernstfall verbarg, erinnerte er sich der verborgenen Aufnahmegeräte und beschränkte sich auf ein kurzes Kratzen.

Nahezu gleichzeitig betrat ein älterer Mann den Raum. Er war von mittlerer Statur, trug das dunkle Haar kurz geschnitten und hatte ein nichts sagendes Gesicht. Eine Weile musterte er abwechselnd erst Sylvia und dann Sergio. Schließlich nickte er Percellar zu und sagte: »Mit dir will ich zuerst sprechen, Bruder. Folge mir!«

Merkwürdigerweise lag hinter der Tür kein weiterer Raum, sondern

ein Gang, der schmaler und weniger hell erleuchtet war als die Korridore, durch die Sergio bis jetzt gekommen war. Auch gab es zu beiden Seiten keine Türen.

»Wohin führst du mich, Bruder?«, fragte Sergio den unscheinbaren Mann, der vor ihm herschritt.

»Zur Implantation deines PIKs, Bruder«, lautete die Antwort. Als die Beleuchtung flackerte, sah Sergio überrascht auf. Der Unscheinbare herrschte ihn an: »Nicht anhalten! Weitergehen!«

Leise Musik schien aus der Höhe zu kommen. Es war eine eigenartige Weise, wie Sergio sie nie zuvor gehört hatte, mit einem merkwürdigen Rhythmus, der sich mit dem Flackern der Beleuchtung verband und eine Wirkung erzeugte, die seinen Körper im gleichen Takt vibrieren ließ.

»Nicht anhalten! Weitergehen...« Selbst die Stimme des Unscheinbaren wurde von dem geheimnisvollen Rhythmus eingefangen und schwang mit ihm auf und ab. Ungläubig starrte Sergio den schier endlosen Gang entlang, der mit einem Mal mit der Musik und dem Flackern zu pulsieren schien. Er war in eine Märchenwelt geraten, nichts war mehr wirklich. Nur der Befehl des Unscheinbaren hämmerte auf ihn ein: »Nicht anhalten...!«

Jede Faser seines Körpers vibrierte. Erst im allerletzten Moment erkannte Sergio die Hypnofalle. Nur noch wenige Sekunden, und er wäre dem Bann der fremden Töne, dem psychedelischen Flackern und der beschwörenden Stimme hilflos ausgeliefert gewesen.

»Ich komme«, ächzte er, um den Unscheinbaren zu beruhigen.

Zugleich stach seine rechte Hand zur Beule am Oberschenkel hinab. Die tastenden Finger fanden die unscheinbare Naht im Stoff und rissen sie auf. Die Nägel gruben sich ins Fleisch, durchbrachen die Haut und fanden die verborgene winzige Kapsel. Aufstöhnend vor Schmerz, brachte Sergio das kleine Gebilde zum Vorschein. Der Sauerstoff aktivierte den Zünder. Von nun an hatte Sergio fünfzehn Sekunden Zeit.

»Warum kommst du nicht?«, fuhr der Unscheinbare ihn an.

Das Licht, die lähmende Melodie, die markante Stimme, das alles hatte plötzlich keinen Einfluss mehr auf Sergio. »Euch alle soll der Teufel holen, Bruder!«, stieß er zornig hervor. Dabei schnippte er die kleine Kapsel mit den Fingernägeln fort, warf sich herum und hetzte den Weg zurück, den er gekommen war.

Es dauerte viel länger als erwartet, bis er im immer noch flackernden Widerschein die Tür wieder vor sich sah. Fünf, vielleicht sechs Sprünge trennten ihn noch vom Durchgang, als die Kapsel explodierte. Ein grel-

ler Blitz durchzuckte den Gang, und die folgende Druckwelle schleuderte Sergio zu Boden.

Er blieb liegen, bis der Lärm und der Glutwind verebbt waren. Schweißgebadet taumelte er dann die letzten Schritte bis zum Ausgang. Er hatte erwartet, eine normale Tür zu finden, die sich selbsttätig öffnete. So selbstverständlich glaubte er, dass diese Tür sich wie alle anderen Türen verhalten würde, dass er mit dem Gesicht gegen das Hindernis prallte.

Er fuhr zurück. Ungläubig starrte er das Hindernis an. Dann begann er, die massive Platte mit den Fäusten und mit Fußtritten zu bearbeiten. Er hoffte, dass Sylvia ihn hörte und von ihrer Seite aus öffnete. Aber sein wütendes Hämmern erzeugte nichts weiter als ein schwaches Dröhnen.

Irgendwann hielt er inne. Seine Fäuste schmerzten, die Hitze raubte ihm den Atem, und der Schweiß brannte in den Augen. Er hatte geglaubt, die Aphiliker mit einer einzigen Mikrobombe ablenken und sich den Weg zurück in die Freiheit öffnen zu können, aber sie hatten ihn dennoch gefangen.

Staub- und Rauchschwaden wogten durch den Korridor. Keuchend bahnte Sergio sich durch den Mauerschutt einen Weg zurück zum Explosionsort. Nie zuvor hatte er mit solcher Inbrunst um das Leben eines Aphilikers gebangt wie in diesen Augenblicken. Es gab für ihn nur noch eine Hoffnung: Der Unscheinbare, der unter den Trümmern hoffentlich überlebt hatte, musste ihm helfen.

Sergio machte sich daran, den Schutt beiseite zu räumen. Falls es ihm nicht gelang, in kürzester Zeit zu entkommen, war seine letzte Chance dahin. Natürlich war die Erschütterung der Explosion in anderen Räumen wahrgenommen worden. Bald würden die ersten Räumroboter erscheinen.

Endlich hatte er Erfolg. Aus dem Trümmerberg erklang ein qualvolles Stöhnen. Sergio hing die Haut bereits in Fetzen von den Händen, als er die letzten Mauerbrocken über dem Unscheinbaren zur Seite wuchtete. Im schwachen Schein der einzigen noch intakten Leuchtplatte sah Percellar den ängstlichen Blick des Aphilikers auf sich gerichtet. Nach dem Verlust aller Emotionen hatten in den Bewusstseinen dieser Menschen neben dem streng logischen Denkprozess die reinen Instinkte die Oberhand gewonnen. Unfähig, Liebe oder Zorn, Zuneigung, Abneigung, Freude oder Trauer zu empfinden, waren die Aphiliker ihren Ur-

trieben in weitaus stärkerem Maß ausgeliefert als die Menschen früherer Generationen. Das armselige Häuflein, das sich vor ihm krümmte, wurde von der Todesangst bis in den hintersten Winkel seines Daseins beherrscht.

»Bist du verletzt, Bruder?«, fragte Sergio ruhig, bemüht, seiner Stimme einen unbeugsamen Klang zu geben.

»Ich... ich weiß es nicht...«, antwortete der Unscheinbare bebend.

»Wie heißt du?«

»Ich... Mein Name ist Pakko.«

»Also gut, Pakko: Steh auf!«

Der Mann gehorchte. Aus einer Stirnwunde sickerte Blut, aber ernsthaft verletzt schien er nicht zu sein. Sergio erblickte eine Waffe an seinem Gürtel, einen kleinen Blaster. Sofort griff er zu, um dem anderen keine Möglichkeit für einen Angriff zu bieten.

»Hör zu, Pakko!«, sagte er zu dem Unscheinbaren, als der einigermaßen sicher auf den Beinen stand. »Am Ende dieses Gangs befindet sich eine Tür. Du wirst sie für mich öffnen. Wenn du nicht gehorchst, erschieße ich dich. Hast du verstanden?«

»Jja...«, würgte Pakko hervor. Sergio versetzte ihm einen kräftigen Stoß, der ihn taumeln ließ. Erst unmittelbar vor der Tür blieb der Mann stehen und murmelte einige Worte. Der Öffnungsmechanismus war demnach mit einem akustischen Servo ausgestattet und kodeabhängig.

Als der Ausgang auf glitt, stieß Sergio Pakko beiseite und stürmte hinaus. »Sylvia...!«, rief er. Das Wort blieb ihm im Hals stecken. Mit wirrem Blick sah er sich um. Sylvia war nicht mehr da.

Als Sergio Percellar herumwirbelte und den Unscheinbaren anstarrte, stand in seinen dunklen Augen eine tödliche Entschlossenheit. Der Aphiliker sackte schier in sich zusammen.

»Wo ist meine Begleiterin?«, herrschte Sergio den anderen an.

»Die ... die Frau wurde zum Verhör geholt«, stieß Pakko hervor.

»Hast du eine wichtige Position in der Verwaltung?«

»Ja«, bekannte der Unscheinbare irritiert. Offensichtlich konnte er dem Gedankensprung nicht folgen.

»Schaff die Frau wieder herbei, egal wie!«, drängte Sergio. »Mach schon, oder ...«

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Die Tür zum Korridor hatte sich vor der unförmigen Gestalt eines Räumroboters geöffnet.

»Schick ihn zurück!«, befahl Sergio. »Sofort!«

Pakko trat auf das Maschinenwesen zu. »Du wirst hier nicht gebraucht«, sagte er mit zitternder Stimme. »Die Lage ist unter Kontrolle.«

Kommentarlos wandte sich der Roboter um. Sie folgten ihm mit wenigen Metern Abstand, wandten sich dann aber nach links, während die Reinigungsmaschine in die andere Richtung rollte. Sergio sicherte mit der Waffe nach beiden Seiten. Aber nur der Räumroboter war zu sehen.

Pakko ging an vier Türen vorbei. Vor der fünften blieb er stehen. »Die Frau ist in dem Raum«, brachte er ängstlich hervor.

»Ist sie allein?«

»Ein Beamter und ein Ka-zwo sind bei ihr.«

»Mach auf!«, befahl Sergio.

Wieder ein Kodewort. Die aufgleitende Tür gab den Blick frei in einen fensterlosen, von grell fluoreszierenden Lampen beleuchteten Raum. An den Wänden standen medotechnische Geräte. In der Mitte des Raumes lag Sylvia halb entkleidet und mit geschlossenen Augen auf einer Antigrafliege. Sie schlief entweder oder war bewusstlos.

Ein Mann und ein Ka-zwo wandten sich jäh den Eindringlingen zu. Sergio rammte seiner Geisel die Abstrahlmündung der Waffe zwischen die Schulterblätter und stieß Pakko weiter.

»Sie sollen zur Seite treten! Na los!«

»Macht, was er verlangt«, ächzte Pakko. »Er kommt hier ohnehin nicht heraus.«

Der Roboter gehorchte. Ohne Zweifel übermittelte er die Szene bereits an seine Kommandostelle. Sergio stieß die Geisel von sich, riss den Strahler herum und feuerte. Ein greller Energiestrahл traf den Roboter im Brustbereich und hüllte ihn in Flammen. Mehrere Sekunden lang hielt Sergio den Auslöser gedrückt, bis eine schwache Explosion den Roboter erschütterte. Beide Aphiliker lagen da schon zitternd am Boden.

Ohne die Männer aus den Augen zu lassen, ging Sergio zur Liege. Sylvia atmete ruhig. Wahrscheinlich hatte man sie betäubt. Ihre Arme und Beine waren gefesselt. Sergio löste die Kunststoffbänder, dann wandte er sich an Pakko: »Wir müssen hier weg. Ihr beide führt uns durch den Energieschirm.«

Draußen heulten Alarmsirenen auf. Schrill verkündeten sie, dass die Polizei in ihrem Bangkoker Hauptquartier Probleme hatte.

Der zweite Aphiliker, ein stämmiger, gedrungener Bursche, trug die immer noch bewusstlose Sylvia auf der Schulter. Sergio trieb beide Männer mit der Waffe vor sich her. In einem Antigravschacht waren sie in die tief unter der Erde liegenden Geschosse gelangt. Der Gang führte nach Pakkos Aussage unter der Energiebarriere hindurch und mündete in das unterirdische Verkehrsnetz. Das Schrillen der Sirenen war längst verhallt, aber Sergio zweifelte nicht daran, dass es nur wenige Augenblicke dauern würde, bis die Staatspolizei seine Spur gefunden hatte.

Der Korridor beschrieb eine enge Biegung; eine Tür wurde sichtbar. Pakko hielt keuchend inne. »Dort ist der Ausgang«, stieß er hervor.

»Weiter!«, herrschte Sergio ihn an. Pakko eilte voraus und öffnete die Tür. Sie mündete auf einen leeren Bahnsteig der Röhrenbahn. Rechts lag das Ende der Plattform nur wenige Schritte entfernt. Einige Meter weiter glänzte das Schleusentor, das den druckregulierten Streckenschnitt der Röhrenbahn von dem unter normalem atmosphärischen Druck stehenden Bahnsteig trennte.

Sergio hatte seine Flucht planlos begonnen. Beim Anblick der Schleuse wusste er endlich, was zu tun war. »Hinab auf die Fahrbahn!«, befahl er den beiden Aphilikern. Die Drohung mit der Waffe ließ sie gehorchen.

Der Mann, der die Sylvia trug, stolperte beim Sprung, die Bewusstlose entglitt seinem Griff. Obwohl Sergio sofort hinsprang, konnte er nicht verhindern, dass Sylvia hart aufschlug. Doch als er sich über sie beugte, um nach Verletzungen zu sehen, schlug sie die Augen auf.

»Ich bin in Ordnung«, sagte Sylvia Demmister leise. »Achte nicht auf mich, sondern auf diese Schurken. Sie sind zu allem fähig.«

Sylvia stand wieder erstaunlich sicher auf den Füßen. Mit flammendem Blick musterte sie den stämmigen Aphiliker, der sie bis vor wenigen Augenblicken auf der Schulter getragen hatte.

»Das ist der Hinterhältigste«, schimpfte sie. »Kaum warst du weg, kam er mich holen. Er sagte, er wollte mir einen PIK verschaffen. Stattdessen gab er mir eine Injektion, die mich von den Beinen riss...«

Der Stämmige duckte sich unter ihrem wütenden Blick. Sergio wies auf das Schleusenschott. »Dort müssen wir durch«, stellte er fest. »Beeilt euch, damit uns der nächste Röhrenzug nicht einholt!«

Aus sicherer Entfernung richtete er den Strahler auf das Schott, zielte auf die positronische Verriegelung und drückte ab. Fauchend leckte der Energiestrahler über das Metall und schmolz es. Die Aphiliker wurden vorgeschickt, um die Schotthälften auseinander zu schieben. Die

Schleuse war beleuchtet. Etwa einhundert Meter entfernt befand sich das zweite Schott. Dahinter begann der druckregulierte Streckenabschnitt.

Sergio näherte sich dem äußeren Schott bis auf etwa fünfzehn Schritte, dann feuerte er wieder. Auf der Strecke herrschte Unterdruck. Kaum schmolz die Thermosalve die Struktur des inneren Schotts, da fegte eine heulende Sturmbö über Sergio hinweg und riss ihn fast zu Boden. Er sah, wie der glühende Teil des Schotts nach außen gedrückt wurde. Mit ungeheurer Wucht rauschte die Luft aus dem Bahnsteigsektor in den fast luftleeren Streckenabschnitt. Es knackte in Sergios Ohren, und ein leichtes Schwindelgefühl ließ ihn schwanken.

»Weiter!«, schrie er gegen den Sturm.

Nur Sylvia hatte rechtzeitig reagiert und sich eng an die Schleusenwand gepresst; die Aphiliker waren jedoch von den Beinen gerissen worden. Sergio wartete, bis Pakko und der Stämmige an ihm vorbei durch das aufgebrochene Schott stiegen. Er folgte ihnen, und Sylvia blieb dicht neben ihm. Inzwischen mussten sie nicht mehr fürchten, von einem Rohrbahnzug überrollt zu werden. Das Überwachungssystem hatte den Schleusendefekt registriert und augenblicklich den Verkehr auf dieser Strecke lahm gelegt. Der Nachteil war, dass die Sicherheitsorgane informiert wurden.

Schweigend tappten sie durch die Düsternis. Der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, der Druckausgleich war abgeschlossen. Sergio blieb stehen, als er im matten Schimmer einer der wenigen Leuchtplatten den flachen Stutzen eines Regulierventils in der Röhrenwand entdeckte. Wenige Schritte weiter, auf der anderen Seite und etwa in halber Mannshöhe, lag der Verschluss eines Überdruckventils. Selbsttätig trat es immer dann in Tätigkeit, sobald der Druck in der Röhre einen kritischen Wert überstieg. Das Regulierventil führte in einen der riesigen Drucktanks für die Regulierung der Streckenabschnitte. Der Wartungsschacht musste hingegen in nicht allzu großer Entfernung an der Oberfläche münden.

Mit Sergio waren auch die Aphiliker stehen geblieben. Pakko schrie auf, als die flirrende Abstrahlmündung der Waffe auf den Verschluss des Regulierventils zeigte.

»Nicht!«, wimmerte er. »Du wirst uns alle umbringen.«

»Hinlegen!«, knurrte Sergio. »Je dichter ihr euch an den Boden presst, desto weniger kann der Sog euch mitreißen.«

Pakko wollte weiter jammern, aber Sergio gab ihm einen kräftigen Stoß, dass er zu Boden ging. Sylvia und der andere Mann hatten seine

Anweisung bereits befolgt. Sergio Percellar kniete sich, dem Regulier-ventil genau gegenüber, vor die linke Wand der Röhre, visierte das Ziel kurz an und schoss.

Die Wirkung war überwältigend. Dröhnend barst das Ventil. Der riesige Druckkörper dahinter entließ einen fauchenden Strom hochkomprimierter Luft in die Röhre. Sergio hatte sich ebenfalls zu Boden geworfen und machte sich so flach wie möglich, trotzdem fürchtete er, vom tosenden Sturm mitgerissen zu werden. Kaum mehr als dreißig Sekunden lang verkrampfte er sich, aber die Zeit erschien ihm wie eine halbe Ewigkeit. Dann ließ die Wucht des Sturmes allmählich nach. Vorsichtig hob Sergio den Oberkörper an und spähte nach beiden Seiten. Der Luftstrom trieb ihm Tränen in die Augen, aber er sah zur Linken die Aphiliker eng an den Boden gepresst und rechter Hand Sylvia in ähnlicher Haltung wie er selbst. Sie hatte seinen Plan instinktiv erkannt.

An der gegenüberliegenden Wand hatte die explosionsartig freigesetzte Luft aus dem Kessel ein mehr als mannshohes Wandstück herausgerissen. Ein Loch war entstanden, durch das ein normal gewachsener Mensch leicht ins Innere des Kessels eindringen konnte. Ein Blick zur Seite bewies Sergio, dass inzwischen das Überdruckventil arbeitete. Durch das Ausströmen der Pressluft hatte sich der Innendruck der Röhre unzulässig erhöht. Die Öffnung des Überdruckventils war zwar unbequemer als das Loch in der gegenüberliegenden Wand, aber dafür führte der Weg durch den Überdruckstollen geradewegs in die Freiheit.

Sergio machte eine Kopfbewegung, die Sylvia sofort verstand. Sie stemmten sich gegen den immer noch heftigen Sturm und krochen auf die Öffnung des Ventils zu. Sergio half der Frau in die Höhe. Es war nicht leicht für Sylvia, durch das enge Loch zu klettern, aber schließlich war sie in der Wand verschwunden. Sergio folgte ihr, nachdem er sich mit einem letzten Blick davon überzeugt hatte, dass die Aphiliker immer noch bäuchlings auf dem Boden lagen und ihre Gesichter auf den Beton pressten.

Seine breiten Schultern behinderten ihn, aber er schaffte es mit Sylvias Hilfe, die enge Öffnung zu überwinden. Ein finsterer, enger Stollen nahm ihn auf. Der Weg verlief zunächst horizontal und stieg später steil in die Höhe. Wo er nach oben abknickte, hielt Sergio erstmals an. Er brauchte eine Weile, um dem geschundenen Körper Ruhe zu gönnen. Von der Röhre her rauschte die immer noch aus dem Tank entweichende Luft durch den Stollen. Der Sturm hatte aber schon merklich an Wucht verloren. Bald würde sich der Druck im Innern der Röhre wieder normalisieren und das Ventil schließen.

Sergio empfand Erleichterung. Sobald die Aphiliker Bericht erstatteten, würde jeder glauben, er sei mit Sylvia durch die mannsgroße Öffnung ins Innere des Drucktanks gestiegen und von da aus weitergeflohen. Auf die Idee, dass sie den Entlüftungstollen als Fluchtweg benützt hatten, würde die Polizei erst später kommen.

Viel später, hoffte Sergio...

2.

Das Buch

Die Luft war mild und vom Duft tropischer Blüten erfüllt. In den Blättern der Bäume raschelte ein sanfter Wind, und von weit her erklangen die Geräusche der Großstadt. Es war finster.

Die Erleichterung nach einer überstandenen Gefahr ist umso tief greifender, je größer die Gefahr war. Sergio, unter dem Geist eines Busches ausgestreckt, fühlte sich zum ersten Mal seit langem wohlig entspannt. Er hatte die Arme unter dem Kopf verschränkt und blickte zu den Sternen hinauf. Sylvia lag neben ihm. Er spürte die Wärme ihres Körpers, und zeitweilig verloren sich seine Gedanken in Bahnen, die in der gegenwärtigen Lage absolut unangemessen waren. Immerhin war die Gefahr noch nicht wirklich überstanden. Der Stollen des Überdruckventils hatte sie im Hinterhof eines uralten Industriegebäudes an die Oberfläche geführt. Unbehelligt hatten sie sich bei der nächsten Gelegenheit des öffentlichen Verkehrssystems bedient und waren an den westlichen Stadtrand gefahren. Hier gab es weitläufige Erholungsflächen - Wälder und Parks in ursprünglichem Zustand. Sie hofften, dass ihnen der kommende Tag Gelegenheit zu neuen Unternehmungen bieten würde.

Die Polizei war auf der Suche nach ihnen, daran konnte es keinen Zweifel geben. Pakko musste sehr schnell erkannt haben, dass Sergio Percellar der Norm des neuen Menschen nur höchst unvollkommen entsprach. Mit anderen Worten: Percellar hatte die Umstellung vom emotional gebundenen »alten Menschen« zum rein logisch denkenden und agierenden »neuen Menschen« noch nicht vollzogen. Er war kein Aphiliker, und das allein reichte aus, um ihn zum Tod zu verurteilen.

Sylvia regte sich. Sergio blickte zur Seite und sah ihre Augen zu den

Sternen hinaufgerichtet. Sie begann zu summen, ihre Lippen formten halblaute Worte. Er kannte die Melodie, und die Worte, die sie in eigenartigem Singsang von sich gab, erfüllten ihn mit einem Gefühl wohliger Wärme und gleichzeitig mit unstillbarer Sehnsucht nach vergangenen Zeiten.

»Nun aber hört«, sprach Sylvia. »Da waren einst Menschen, die einander liebten. Die Eltern liebten ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern. Der Nachbar liebte seinen Nachbarn, und die Liebe war allgegenwärtig. Die Menschen lebten in Frieden miteinander, denn unter ihnen war Liebe.«

Sie schwieg. Sergio aber drängten sich die Worte förmlich auf die Zunge, die Worte, die er mit Sylvia gelernt hatte - Worte, die aus dem *Buch* stammten, das nur noch in einer Kopie existierte: in ihrer beider Gedächtnis.

Er setzte sich auf und sprach in dem gleichen Singsang, in dem Sylvias Worte erklangen waren: »Die Liebe hört niemals auf, so doch die Weisungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird.« Dann sank er wieder in seine vorherige Haltung zurück, und Sylvia fuhr fort: »Ihr aber, die ihr meint, die Liebe zu kennen - zu euch muss ich sagen: Ihr wisst nicht, was Liebe ist. Denn das, was ihr Liebe nennt, ist tierische Begierde. Eure Liebe ist die Brunst, die schnell aufflammt und ebenso schnell wieder verlischt, eure Liebe ist nicht die unsere - in der Tat, eure Liebe ist es nicht wert, Liebe genannt zu werden.«

Sergio hörte sie schwer atmen. Er selbst war bis ins tiefste Innere aufgewühlt. Niemand rezitierte *das Buch*, ohne dass er von diesen Worten ergriffen wurde, von den Worten einer alten Weisheit, die den Menschen dieser Tage völlig abhanden gekommen war.

»Uns aber ist die Liebe ein heiliges Gut«, fuhr Sylvia nach kurzer Pause fort, »ein wertvoller Besitz, der das Leben der Menschen miteinander überhaupt erst möglich macht. Die Liebe - das ist der Funke des Göttlichen, der in uns wohnt und uns Wärme und Licht in gleichem Maße spendet. Die Liebe - das ist der Unterschied zwischen Mensch und Tier. Die Liebe - das ist die Sehnsucht des Menschen nach der alten Heimat, nach den Tagen der Sonne, nach der Geborgenheit in der Hand der göttlichen Allmacht.«

An dieser Stelle erhob sich Sergio. Was er und Sylvia abwechselnd gesprochen hatten, war die Einleitung des *Buches*. Es blieb nur noch ein Satz, der die Einleitung vollendete, und die Reihe war an ihm, diesen Satz zu sprechen. Mit volltönender Stimme rief er in die Nacht hinaus:

»Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.«

Neben ihm erklang leise ein uraltes Wort. Es gehörte nicht zum Text des *Buches*. Sylvia setzte es aus eigenem Antrieb hinzu.

»Amen...«, hörte Sergio sie sagen.

Rückblick

Vor fünfzig Jahren - im siebzigsten Jahr des Erdumlaufs um die fremde Sonne Medaillon - hatte es erste Anzeichen der nahenden Katastrophe gegeben. Sie waren mit Staunen, aber ohne Erkenntnis der drohenden Gefahr beobachtet worden. Eine bisher ungekannte Härte hatte sich in das Verhalten der Menschen eingeschlichen. Freundschaften waren zerbrochen, Kinder hatten aufgehört, ihre Eltern zu lieben, Höflichkeit und Freundlichkeit waren zu immer selteneren Tugenden geworden. Ein neuer Menschentyp war herangewachsen: der Aphiliker, ein jeglicher Emotion bares, nur nach logischen Gesichtspunkten und den Maßgaben der Urinstinkte handelndes Wesen.

Diejenigen, die vom Verlust der Emotionalität lange genug verschont geblieben waren und Zeit gehabt hatten, sich über die seltsame Veränderung Gedanken zu machen, nannten den Zustand, der den neuen Menschen charakterisierte, die *Aphilie*, den Mangel an Liebe, die Lieblosigkeit. Unter Liebe verstanden sie dabei nicht die körperliche Liebe, denn die blieb, als Ausfluss eines der Urinstinkte, auch dem Aphiliker erhalten. Liebe war vielmehr die Nächstenliebe, jenes undefinierbare Etwas in der Seele des Menschen, das ihn dazu veranlasste, Dinge zu tun, die seinem Nächsten nützten, ohne ihm selbst Nutzen zu bringen.

Auf der Erde machte sich das Chaos breit. Die Wissenschaftler ermittelten bald, dass es in der fünfdimensionalen Strahlung der Sonne Medaillon eine gefährliche Komponente gab, die jede Fähigkeit des Menschen zur Nächstenliebe allmählich zerstörte. Jene, die zunächst von der Aphilie verschont blieben, gaben sich alle Mühe, die Zusammenhänge zu erforschen und einen Weg zu finden, wie sie den verderblichen Einfluss unterbinden konnten. Aber die wohlmeinenden Forscher wurden gerade von jenen in ihrer Arbeit behindert, denen sie zu helfen versuchten. Denn die Aphiliker nannten die Wandlung, die sich an ihnen vollzogen hatte, den »Sieg der reinen Vernunft«. Sie sahen sich

als eine neue Art, und die Biologen unter ihnen gaben der neuen Art den Namen »homo sapientior«, der »mehr wissende Mensch«.

Das Häuflein derer, die der Aphilie trotzten, schmolz im Lauf der Jahre dahin. Ein gewisser Rest aber blieb - Menschen, denen auf Grund ihrer psychischen Konstitution die Aphilie nichts anhaben konnte. Sie wurden zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft, manche im allerwörtlichsten Sinne, wie zum Beispiel die Aktivatorträger aus Perry Rhodans unmittelbarer Umgebung. Es hatte sich rasch herausgestellt, dass der Besitz eines Zellaktivators den Ausbruch der Aphilie verhinderte. Nur eine einzige Ausnahme gab es. Alle anderen Aktivatorträger, auch Perry Rhodan selbst, waren gegen die Lieblosigkeit immun geblieben. Dann hatten die Aphiliker die Macht übernommen und Perry Rhodan und seine Mitarbeiter verbannt. Das war vor vierzig Jahren geschehen, und seitdem wusste niemand, was aus Perry Rhodan, den die Menschheit einst den Erben des Universums genannt hatte, geworden war.

Es gab auch natürliche Immune. Sie wurden von den Aphilikern verfolgt und hatten Mühe, wenigstens das nackte Leben zu retten. Gerüchte kursierten, dass die Immunen im Herzen der nur dünn besiedelten Insel Borneo eine Kolonie gegründet hatten, in der jeder Zuflucht finden konnte. Aus den Reihen der Immunen kam das *Buch*, hinter dem die Regierung der Aphiliker her war wie der Teufel hinter der armen Seele. Das *Buch* war eine Sammlung von Texten aus Zeiten, in denen die Liebe noch unter den Menschen lebte.

Mit dem *Buch* hatte es eine eigenartige Bewandnis. Die Worte der Texte waren so aneinander gereiht, dass beim Lesen, mehr noch beim lauten Vortrag, von ihnen eine suggestive, nahezu hypnotische Wirkung ausging. Aphiliker, die den Worten lauschten, empfanden vorübergehend wieder Liebe für den Mitmenschen. Freilich war die Wirkung nie von Dauer. Meist erlosch sie gleich nach dem Ende des Vortrags, aber die Erfahrung war doch so berauschend, dass das *Buch* quasi über Nacht zu dem begehrtesten Dokument geworden war, das die Menschheit jemals hervorgebracht hatte.

Kein Wunder, dass die aphilische Regierung das *Buch* sofort verboten hatte. Sein Besitz war ein todeswürdiges Verbrechen, ebenso seine Herstellung und Verbreitung. Aber selbst die Androhung des Todes schreckte die Menschen nicht, das *Buch* zu erwerben. Es entstand ein umfangreicher Schwarzmarkt, auf dem das *Buch* zu Fantasiepreisen gehandelt wurde. Bis schließlich die Regierung zu einem Trick griff: Sie erzeugte selbst ein Buch mit einem Text, der dem des *Buches* annähernd

gleich war, ohne jedoch jene suggestive Wirkung zu besitzen, die das Original so begehrt gemacht hatte.

Die Wirkung blieb nicht aus. Menschen, welche die Regierungsversion unter Lebensgefahr und zu einem astronomischen Preis erstanden hatten, fühlten sich geprellt, als sie beim Lesen des Textes keine Wirkung empfanden. Die Käufer wurden misstrauisch, der Markt schrumpfte, und schließlich kam der Handel völlig zum Erliegen. Die Regierung hatte ihr Ziel erreicht. Es war ihr zwar nicht gelungen, die echten Kopien des *Buches* zu erfassen, aber zumindest dessen weiterer Verbreitung war Einhalt geboten.

Zu den wenigen, die das *Buch* besaßen, gehörten Sylvia Demmister und Sergio Percellar. Sie waren natürliche Immune und hatten sich bis zu dem Tag, an dem sie sich im Lehrsaal einer europäischen Universität zum ersten Mal begegneten, mehr schlecht als recht durchs Leben geschlagen, Teilnahmslosigkeit heuchelnd, den göttlichen Funken der Liebe unter ausdruckslosen Mienen verbergend. Sie hatten sofort Zuneigung zueinander gefasst. Auf gänzlich altmodische und unlogische Art und Weise hatten sie sich ineinander verliebt. Sylvia besaß eine Kopie des *Buches*. Nächtelang hatten sie beide den Text auswendig gelernt, weil sie befürchteten, dass eines Tages ein Agent der Regierung ihr Geheimnis entdecken und das *Buch* konfiszieren würde. Sie prägten sich die Texte des *Buches* in der ursprünglichen Wortfolge so nachhaltig ein, dass sie zum festen Bestandteil ihres Bewusstseins wurden.

Als die Regierung verkündete, dass im Laufe des kommenden Jahres der Personal-Identifizierungs-Kodegeber eingeführt werden sollte, wussten Sergio und Sylvia, dass ihre Stunde geschlagen hatte. Der PIK war ein winziges elektronisches Gerät, das jeder Mensch künftig im Körper tragen musste. Er strahlte in regelmäßigen Abständen ein für den Träger charakteristisches Signal aus, und dieses wurde von den Sensoren der rund um die Erde verteilten Positroniken des Personal-Überwachungs-Systems, PIMOS, ausgewertet. PIMOS war der Ansatz und die Grundbedingung für ein System, das der Regierung die totale Überwachung ermöglichen sollte.

Aber genau dieser Gedanke war Sylvia Demmister und Sergio Percellar unerträglich. Sie hatten längst von dem Gerücht gehört, dass im Inneren Borneos eine Kolonie Immuner existierte. Also machten sie sich auf den Weg nach Südostasien. Vor zwei Tagen hatten sie Bangkok erreicht und vierundzwanzig Stunden damit verbracht, unauffällig nach einer See- oder Luftverbindung nach Borneo zu forschen. Jeder Reisende nach Borneo war automatisch verdächtig, deshalb mussten sie höchst

vorsichtig vorgehen. Aber dann hatte sich der Zwischenfall ereignet, der beinahe alles zunichte gemacht hätte.

Sylvia und Sergio waren Borneo nicht einen Schritt näher gekommen. Nun lagen sie am Stadtrand von Bangkok in einem Park, lauschten dem Rauschen der Blätter und starrten hinauf zu den Sternen des Mahlstroms.

Medaillons erste fahle Lichtfinger, die im Laub des Gebüschs funkelten, weckten Sergio. Einige Augenblicke lang lag er wie erstarrt und lauschte den Geräuschen des erwachenden Tages. Neben ihm lag Sylvia. Sie schlief noch. Er betrachtete sie mit einem Gefühl inniger Zärtlichkeit. Sylvia war nicht schön im klassischen Sinne, aber sie war dennoch eine überaus anziehende, erregende Frau. Selbst die Farblosigkeit und Monotonie der aphilischen Kleidung konnten die vollendeten Formen ihres Körpers nicht verbergen. Sylvia hatte dunkle Augenbrauen und langes, rötliches Haar. Da Aphiliker keine langen, wehenden Haare kannten, hatte sie ihren Rotschopf unter einem Band gerafft, sodass ihre Frisur dem Standard-Bubikopf entsprach. Auch die Brauen hatten ihr schon manche Schwierigkeit verursacht. Der Kontrast zum Haar ließ die Brauen gefärbt erscheinen, und da die Aphilie in ihrer nur logischen Denkweise jede Kosmetik für wertlos und dekadent hielt, war Sylvia des Öfteren darauf angesprochen worden, sie solle das Färben der Augenbrauen unterlassen.

Sylvia rührte sich. Sie schlug die Augen auf, blickte Sergio an und lächelte. Sie richtete sich zu sitzender Stellung auf und sah sich um. Medaillon stieg über den Horizont empor und tauchte die Welt in ein rot-goldenes Licht.

Sylvia reckte sich und stand auf. »Was steht für heute auf dem Programm?«, wollte sie wissen.

»Ich habe darüber nachgedacht«, antwortete Sergio. »Wir haben keine große Auswahl.«

»Also... Trailokanat? - Traust du dem Mann?«

»Wie kann ich ihm trauen oder misstrauen, wenn ich ihn noch nie gesehen habe? Der uns in Teheran seinen Namen nannte, hat ihn als einen Mann beschrieben, der geheime Reisen nach Borneo vermittelt. Das ist alles, was ich weiß.« Sergio erhob sich ebenfalls. Mit seiner Größe von knapp einem Meter neunzig überragte er seine Begleiterin um einen ganzen Kopf. Zudem war er ausgesprochen hager, von den breiten Schultern abgesehen, mit einem schmalen Schädel, hoher Stirn, ausge-

prägender Nase und einem starken Adamsapfel, der bei jeder Erregung auf und ab hüpfte.

»Am besten machen wir uns gleich auf den Weg«, schlug Sylvia vor. »Wie viel Geld haben wir noch?«

»Einundzwanzig Solar, abgesehen von der eisernen Reserve.«

»Das langt gerade für ein halbwegs anständiges Frühstück«, entschied die Frau. »Ich habe einen Bärenhunger.«

Aus dem Frühstück wurde leider nichts. In Restaurants durften sich Sergio und Sylvia nicht mehr sehen lassen, denn in jeder Gaststätte hingen wenigstens zwei Aufnahmegeräte, die den Publikumsverkehr beobachteten. Zweifellos wurden alle Gesichter inzwischen auf eine Übereinstimmung mit den Physiognomien von Sergio Percellar und Sylvia Demmister hin überprüft.

Selbst die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel erschien Sergio zu riskant. Sie legten ihren Weg also zu Fuß zurück und waren dabei zu erheblichen Umwegen gezwungen, weil sie möglichst frequentierte Bereiche suchten. Nur die Anonymität der Menge bot ihnen Schutz und verbarg sie vor Ka-zwo-Robotern. Sergio wollte kein Risiko mehr eingehen. Immerhin war denkbar, dass alle Wachen inzwischen ihr Bild kannten.

Knapp dreißig Kilometer und sieben Stunden nach dem Aufbruch erreichten sie die Gegend, in der Trailokanat sein Geschäft hatte. Es lag in der nördlichen Altstadt. Die Straßen waren breit und für den Fahrzeugverkehr zugelassen. Aber die Häuser zu beiden Seiten stammten noch aus der Zeit, als das Licht von Sol die Erde erhellt hatte und die Menschen noch den göttlichen Funken der Liebe in ihren Herzen getragen hatten.

Trailokanats Unternehmen beanspruchte die obersten drei Stockwerke eines achtzehngeschossigen Gebäudes. Er war Informationsmakler, nahm Nachrichten von privaten Zuträgern auf Kommissionsbasis entgegen und gab sie an die öffentlichen Nachrichtendienste weiter. Für die Vermittlung erhielt er eine Provision. Das Geschäft des Informationsmaklers war in Zeiten, als die Menschheit noch in Freiheit lebte, recht einträglich gewesen. Heutzutage, weil die Regierung das Recht für sich in Anspruch nahm, Nachrichten zu zensieren oder ganz zu verbieten, waren die Makler Kontrollen ausgesetzt, die ihre Arbeit stark behinderten und ihre Gewinne drastisch schrumpfen ließen.

Innerhalb des großen Gebäudes herrschte nur geringer Andrang.

Die beiden Besucher gelangten ungehindert bis ins siebzehnte Stockwerk und an den Empfang. Ein stationärer Roboter nahm ihren Wunsch, Trailokanat zu sprechen, zur Kenntnis und bat sie, sich zu gedulden. Erst nach Minuten öffnete sich eine Tür in der rückwärtigen Wand, und ein kleines, fettes Männchen trat heraus. Aus winzigen Augen, die hinter dicken Speckfalten fast verschwanden, sezierte es die Fremden und fragte schließlich mit heller, quäkender Stimme: »Was verschafft mir die Ehre, Bruder und Schwester?«

»Wir wollen mit Bruder Trailokanat sprechen«, antwortete Sergio.

»Der bin ich, Bruder«, keifte das Männchen. »Also...«

Sergio biss sich auf die Unterlippe. Der kleine Fette wirkte alles andere als vertrauenswürdig. Es fiel schwer, an die nächstenliebende Selbstlosigkeit dieses Mannes zu glauben.

»Borneo«, sagte Sergio schwer. Er war fest entschlossen, beim geringsten Zögern Trailokanats mit Sylvia das Büro zu verlassen und nie zurückzukehren. Es musste einen besseren Weg nach Borneo geben als über die Vermittlung des Dicken.

Jäh richtete sich der Thai auf, sodass er eine halbe Handbreite zu wachsen schien. Der selbstgefällige Ausdruck seines schwammigen Gesichts verschwand. »Hier ist nicht der Platz, um über Borneo zu reden«, stieß er hastig hervor. »Ihr kommt am besten mit mir.«

Er führte sie durch die Tür in einen Gang, in den weitere Zugänge mündeten. Das Ende des Korridors schien aus einer soliden Mauer zu bestehen. Erst als Trailokanat unverständliche Worte murmelte, stellte sich heraus, dass die Wand in Wirklichkeit eine verborgene Tür war. Der Gang setzte sich dahinter fort und mündete nach etwa acht Metern in einen quadratischen, behaglich ausgestatteten, aber fensterlosen Raum, der von altmodischen thailändischen Lampen angenehm erhellt wurde.

Trailokanat ließ seine Besucher Platz nehmen. Er offerierte Drinks, die Sylvia und Sergio jedoch ablehnten, weil sie immer noch nicht wussten, was sie von ihm zu halten hatten, und weil es leicht war, dem Getränk eine Droge beizumischen. Trailokanat nahm die Ablehnung lächelnd zur Kenntnis. Zwar galt unter Aphilikern jedes Lächeln als Ausdruck des Mangels an rationaler Selbständigkeit, aber es gab auch regionale Gewohnheiten. Unter Asiaten war das Lächeln daher nach wie vor ein zulässiger Gesichtsausdruck.

»Ihr wollt also nach Borneo?«, eröffnete Trailokanat mit seiner unnatürlich hohen Stimme die Unterhaltung. »Wie kommt ihr auf den Gedanken, dass ich euch dabei helfen könnte?«

»Man hat uns in Teheran deinen Namen genannt, Bruder«, antwortete Sergio.

Der Thai nickte gewichtig. »Dort gibt es eine große Kolonie der Immunen.« Plötzlich sah er auf und musterte Sergio scharf. »Ihr seid Immune?«

»Nein«, log Percellar, ohne mit der Wimper zu zucken.

Trailokanat neigte den Kopf. »Ich verstehe, dass du dich nicht preisgeben darfst, Bruder. Aber wie kannst du mir beweisen, dass du kein Agent bist?«

»Die Polizei sucht nach uns«, gestand Sergio. »Wenn du Beziehungen hast, wirst du in Erfahrung bringen, dass wir gestern aus ihrem Hauptquartier ausgebrochen sind.«

Abermals nickte Trailokanat. »Ich glaube dir sogar. Und ich werde euch helfen, nach Borneo zu gelangen. Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Ihr rezitiert das *Buch* und erlaubt mir, den Text aufzuzeichnen.«

Sergio sprang auf. »Woher weißt du...?«, stieß er beinahe keuchend hervor. Seine Rechte zuckte zum verborgenen Strahler.

Trailokanat machte eine beschwichtigende Geste. »Errege dich nicht!«, riet er milde. »Denn durch Erregung verrätst du, dass du kein Aphiliker bist. Im Übrigen lass dich informieren, dass ich gute Beziehungen nach Teheran besitze. Ihr wurdet mir avisiert, und ich weiß, dass ihr das *Buch* in euch tragt.«

Sergio wandte sich mit einem fragenden Blick an Sylvia.

»Ihr müsst euch nicht sofort entscheiden«, bot Trailokanat an. »Ihr seid meine Gäste. Dieser Raum steht zu eurer Verfügung. Ich gehe und komme erst in einer Stunde zurück. Dann lasst mich wissen, wie ihr euch entschlossen habt.«

»Und wenn wir auf dein Angebot nicht eingehen?«, fragte Sylvia hastig-

Trailokanat zuckte mit den Schultern. »Dann seid ihr frei und könnt gehen, wohin ihr wollt.«

Nach fünfundvierzig Minuten angestrengten Debattierens waren Sylvia und Sergio sich noch nicht darüber einig, ob sie Trailokanat vertrauen durften. Sergio sah in dem fettleibigen Thai einen habgierigen Geschäftemacher, der sie der Polizei überantworten würde, sobald er den Text des *Buches* aus ihnen herausgeholt hatte. Sylvia dagegen meinte, er sei ein verkappter Immuner. Das *Buch* war, wenn seine Echtheit sich ga-

rantieren ließ, trotz der Maßnahmen der Regierung Tausende Solar wert. Aber selbst abgesehen von dem Wert, den die Aufzeichnung darstellte, war Trailokanat nach Sylvias Ansicht als Immuner generell an der Verbreitung des *Buches* interessiert.

Schließlich einigten sie sich, auf Trailokanats Angebot einzugehen. Sie würden den Text rezitieren, hier, in diesem Raum. Sergio würde dabei den Strahler schussbereit halten und beim geringsten Anzeichen für Verrat den Thai erschießen.

Auf die Sekunde genau nach Ablauf der Stunde war draußen im Gang ein Geräusch zu hören. Schlurfende Schritte näherten sich, dann betrat Trailokanat den Raum.

»Wie habt ihr euch entschieden?«, fragte er.

Sergio übermittelte ihm den gemeinsamen Entschluss.

»Ich verstehe euer Misstrauen«, antwortete der Thai, »versichere euch jedoch, dass es unangebracht ist. Trotzdem gehe ich auf die Bedingungen ein.«

Er ließ sich in einen Sessel fallen, der Sergio und Sylvia gegenüberstand. »Wollt ihr gleich beginnen?«, fragte er.

»Gibt es hier ein Aufnahmegerät?«

»Sicherlich.« Trailokanat lächelte. »Es läuft, seit ich den Raum betrat. Ihr könnt jederzeit anfangen.«

Sergio nahm den Blaster in die Hand und warf Sylvia einen auffordernden Blick zu. Die Frau lehnte sich in die weichen Polster zurück und schloss die Augen. Sekunden vergingen, dann begann sie zu summen. Es war dieselbe Melodie, die sie in der Nacht unter den Bäumen gesungen hatte.

Endlich fing sie an zu sprechen. »Nun aber hört. Da waren einst Menschen, die einander liebten...«

20. Juli 3540, alter Kalender, allgemeine Zeit.

Im Arbeitsraum des Großadministrators, Kernzone Imperium-Alpha, leuchtete ein Hologramm auf. Perry Rhodan las:

»An Exec-1 zur Kenntnisnahme: Aufgrund der lawinenartig überhand nehmenden Gesetzesübertretungen trivialer Art hat das Amt für innere Sicherheit von seinen Vollmachten Gebrauch gemacht und über alle Regionen mit einer Bevölkerungsdichte von mehr als fünfhundert Seelen pro Quadratkilometer das beschränkte Ausnahmerecht verhängt. Künftig sind Beamte der Ordnungstruppe berechtigt, verdächtige Bürger ohne Haftbefehl gefangen zu nehmen und dem Untersu-

chungsrichter zu überstellen, der innerhalb von vierundzwanzig Stunden darüber zu entscheiden hat, ob die Festnahme mit oder ohne Begründung geschah.

Nach Aufforderung des Amtes für innere Sicherheit tritt in wenigen Stunden der Justizausschuss des Senats zusammen, um über eine Vorlage zu entscheiden, nach der die gesetzlichen Mindeststrafen für Trivialvergehen drastisch erhöht werden sollen.

Das Amt für innere Sicherheit weist darauf hin, dass die Lage in der Bevölkerung überaus ernst ist. Einem weiteren Ansteigen der Zahl der Trivialvergehen muss so nachhaltig wie möglich Einhalt geboten werden, oder es ist für immer zu spät.

Gezeichnet Exec-4, Galbraith Deighton.«

Eine volle Minute lang starrte Rhodan auf den Text, bis die Schrift von selbst erlosch. Die Gedanken, die ihn jetzt bewegten, waren alles andere als freundlicher Natur. Es erschien ihm, als suche eine heimtückische Seuche ihre Opfer unter den Menschen. Plötzlich waren sie wie von einer Sucht besessen, ihren Nachbarn Schaden zuzufügen. Eine nie zuvor gekannte Gehässigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Die Ordnungsdienste waren überlastet und konnten kaum noch allen Beschwerden nachgehen, wenn jemand aus unerfindlichen Gründen eine Schlägerei begonnen, eine Ladeneinrichtung in sinnloser Wut zertrümmert oder Ware ohne Bezahlung bezogen hatte. Ein Ungeist war in die Menschen gefahren.

Anfangen hatte es vergleichsweise mild, und zunächst waren die Statistiker überzeugt gewesen, dass sie es nur mit einer kurzlebigen Erscheinung zu tun hatten. Aber die Zahl der Trivialvergehen, wie Galbraith Deighton die Vorfälle nannte, war unaufhörlich angewachsen.

Die Wissenschaftler waren ratlos. Zu Hunderten waren die Gesetzesbrecher von medizinischen und psychologischen Spezialisten untersucht worden. Ihnen fehlte nichts, sie waren durch und durch normale Menschen - nur dass ihnen ein gewisser Maßstab plötzlich abhanden gekommen war, die Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.

Perry Rhodan aktivierte den Rundruf: »Exec-eins an alle Execs! Angesichts der bedrohlichen Lage berufe ich eine Sondersitzung des Exekutivrats ein. Wir treffen uns um achtzehn Uhr allgemeiner Zeit am üblichen Ort. Ich erwarte vollzähliges Erscheinen.«

Wenigstens einhundert Menschen sahen den Alten stürzen. Die Situation war nicht etwa gefährlich - er lag einfach da, und das Transportband trug ihn weiter mit sich fort. Wo es zu Ende war, würde es ihn mehr oder weniger sanft auf festem Boden absetzen.

So viel Geduld brachte der Alte aber nicht auf. Sei es, dass er überhaupt nicht bis ans Ende des Bandes wollte, sei es, dass ihm seine Lage unwürdig erschien. Jedenfalls versuchte er, sich aufzuraffen und wieder auf die Beine zu kommen.

Er mochte etwa einhundertundfünfzig Jahre alt sein, wirkte gebrechlich und würde es ohne zusätzlichen Halt nicht schaffen, sich aufzurichten. Jeder Passant konnte das sehen, und er selbst wusste es ohnehin. Er wandte sich flehend an die Umstehenden, aber sie sahen über ihn hinweg, als existiere er gar nicht.

»Wenigstens einer soll mir die Hand reichen«, jammerte er. »Ihr seht doch, dass ich es allein nicht mehr schaffe.«

Die Menschen reagierten auf erschreckende Weise. Einer stieg über den Alten hinweg, um ihn nicht mehr sehen zu müssen, ein anderer wies ihn zurecht: »In deinem Alter hättest du zu Hause bleiben sollen! Erkennst du nicht, dass du den Verkehr nur ins Stocken bringst?« Und ein Dritter stieß ihm den Fuß in die Seite und schob ihn bis zum Rand des Bandes, damit er niemandem mehr im Weg lag.

Ungläubiges Staunen und Furcht paarten sich im Blick des Alten. Er konnte nicht begreifen, was mit ihm geschah. Als er erkannte, dass er keineswegs nur träumte, wurde er zornig. »Ihr Nichtsnutze!«, keifte er. »Ich gebe euch noch achtzig, neunzig, vielleicht hundert Jahre, dann seid ihr genauso wie ich. Und ich hoffe bei Gott, dass es euch ebenso dreckig ergehen wird wie mir jetzt.«

»Du versündigst dich, Alter!«, rief ein junger Mann mit gehässigem Spott. »Du rufst Gott an und denkst an Vergeltung. Das ist nicht religiös.«

»Ah, bah, religiös«, zeterte der Alte. »Dich jungen Schnösel kann ich allemal belehren...«

Der Junge stieg ihm mit dem rechten Fuß auf den Leib, dass der Alte vor Angst und Entsetzen aufschrie. Zugleich kam Bewegung in die Menge. Aus dem Hintergrund bahnte sich ein Mann in mittleren Jahren kraftvoll und mit wenig Rücksichtnahme einen Weg durch die Meute, die den Alten umstand.

Der junge Bursche, der soeben zugetreten hatte, fühlte sich am Kragen gepackt und in die Höhe gehoben. Eine unwiderstehliche Faust zog ihn herum. Unter dem Eindruck der ihn anfunkelnden Augen verließ ihn der Mut. Er stotterte, sein Gesicht färbte sich kreideweiß.

Der Fremde mit dem zornigen Blick herrschte ihn wütend an: »Von allen Menschen, die ich in dieser gottlosen Stadt zu Gesicht bekommen habe, bist du der gemeinste und hässlichste. Es müsste ein besonders barmherziges Schicksal sein, das sich dazu herabließe, dir auch nur eine einzige Gunst zu erweisen. Damit du merkst, dass es noch Menschen gibt, die dich und deinesgleichen nicht ausstehen können, erteile ich dir kostenlos eine Lehre.« Ohne weitere Warnung holte er aus und schlug dem Jungen zweimal die flache Hand ins Gesicht. Der Gezüchtigte gurgelte überrascht, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf das angrenzende schnellere Laufband, das ihn rasch davontrug.

»Und ihr«, schrie der Zornige die Umstehenden an, »schert euch aus meinen Augen, oder, bei Gott, ich verdresche euch alle miteinander!«

Obwohl sie weit in der Überzahl waren, wichen sie vor ihm zurück. Eine Lücke entstand im steten Gedränge, und in dieser Lücke befanden sich nur der Alte, der hilflos am Boden lag, und der Mann mit den zornigen Augen. Er bückte sich und half dem Gestürzten auf.

»Danke, mein Freund«, sagte der Greis mit bebender Stimme. »Ich weiß nicht, was in die Leute gefahren ist...«

»Der Teufel«, unterbrach ihn der Zornige. »Es ist der leibhaftige Satan.«

Der Alte musterte sein Gegenüber unsicher. »Das glaubst du wirklich, Freund?«

»Das glaube ich wirklich«, erklang es im Brustton der Überzeugung.

»Wer bist du?«

»Mein richtiger Name tut nichts zur Sache. Aber die Leute haben mir einen Spitznamen gegeben, seit ich im Land umherziehe und ihnen den Spiegel vors Gesicht halte. Sie nennen mich Vater Ironside.«

»Bruder-eins spricht!«, dröhnte es durch den halbdunklen Raum.

Alle trugen Masken. Sie kannten einander nicht, wussten jedoch, dass ein gemeinsamer Zweck sie vereinte. Dennoch ahnten sie nicht einmal, wo sie sich befanden. Aus den verschiedensten Gegenden des Erdballs waren sie per Transmitter an diesen Ort gekommen, und keiner hatte eine Ahnung, ob die nächste Großstadt London, Chicago, Melbourne, Peking oder New Delhi hieß. Sie alle hatten das Gefühl, sich tief unter der Erdoberfläche zu befinden, aber wie tief und ob die Vermutung überhaupt richtig war, wusste niemand zu sagen.

Aus dem Dunkel am Ende des weiten Raumes erhob sich eine dumpfe, hallende Stimme. Der Sprecher blieb unsichtbar. Die Maskierten

horchten auf, als Bruder-eins sprach. Manchem lief noch ein Schauer der Ehrfurcht den Rücken hinab. Bruder-eins war der Mann, in dessen Händen das Schicksal der Revolution lag. Aber jene, die Ehrfurcht empfanden, waren bei weitem in der Minderheit. Die Mehrzahl der Anwesenden war gekommen, weil sie die Aufforderung dazu erhalten hatten und ihnen bedeutet worden war, dass diese Begegnung wichtig für die weitere Vorbereitung der Revolution sei. Sie erkannten Bruder-eins als ihren Anführer an, obwohl niemand je sein Gesicht gesehen hatte.

»Die Statistik beweist«, begann Bruder-eins ohne Einleitung oder Begrüßung, »dass die Entwicklung einen weiteren Meilenstein erreicht und bereits hinter sich gelassen hat. Die Zahl derer, die gleich uns empfinden, beträgt annähernd dreißig Prozent der gesamten Menschheit. Hochrechnungen lassen vermuten, dass innerhalb weiterer vierzehn Monate mehr als die Hälfte der Menschheit zu unseren Gesinnungsgenossen zählen wird. Es ist also an der Zeit, unserer Organisation eine straffere Form zu geben und vor allen Dingen Funktionen und Aufgaben zu verteilen.«

Die anonyme Menge lauschte schweigend.

»Dem Prinzip der Rationalität gehorchend, habe ich die Verteilung der Aufgaben und Funktionen bereits festgelegt«, fuhr Bruder-eins fort. »Das erspart euch die Mühe, euch mit solchen Dingen zu belasten. Ohnehin hättet ihr nicht den nötigen Überblick.«

Auch damit waren sie einverstanden. Es gab einige wenige, die sich gewünscht hätten, dass Bruder-eins weniger autoritär vorgehe. Aber im selben Augenblick, in dem ihnen dieser Gedanke durch den Kopf schoss, fragten sie sich, ob sie vielleicht haltlose Schwärmer waren, die veralteten Ideen nachhingen. Gerade jetzt läutete das Schicksal ein neues Zeitalter ein, in dem solche Dinge keinen Platz mehr hatten.

»Besonders wichtig für unsere Planungen ist die Hauptstadt«, nahm Bruder-eins den Faden wieder auf. »Der Großteil unserer Streitkräfte muss in Terrania City strategisch platziert werden. Trotz aller Vorsicht können wir nicht darauf hoffen, dass dem gegenwärtigen Regime die bevorstehende Revolution auf Dauer verborgen bleibt. Sobald Rhodan aufmerksam wird, wird er gegen uns vorgehen. Es liegt an uns, diese Aktionen gezielt zu stören, zu behindern, zu verwirren. Dafür brauchen wir die Streitkräfte in Terrania. Ich werde selbst den Befehl über sie ausüben. Bruder-zwei wird mein Stellvertreter sein. Die Truppen in der Hauptstadt werden annähernd Divisionsstärke haben. Ihren Funktionen entsprechend, wird die Division in vier Regimenter unterteilt und von den Brüdern vier, neun, elf und fünfzehn kommandiert. Jeder die-

ser Brüder weiß, worin er selbst Spezialist ist, also sind damit die Einsatzbereiche klar. Des Weiteren...«

Die sachliche Stimme dröhnte durch den halbdunklen Raum. Eine Gefechtsposition nach der anderen wurde aufgezeigt, eine Funktion nach der anderen benannt und beschrieben, die Kodennamen der Männer oder Frauen genannt, die diese Funktionen versehen sollten. Wie eine Maschine wickelte Bruder-eins den Kampfplan für die bevorstehende Revolution ab.

Als er zwei Stunden später seine Ansprache beendete, schloss er mit den Worten: »Auf unserer Seite, Brüder und Schwestern, steht die reine Vernunft. Denkt daran. Wir können niemals verlieren!«

Ungewöhnlicher Ernst lag auf den Gesichtern der vier Männer, die sich in dem kleinen Konferenzraum trafen: Exec-1 bis Exec-4, Perry Rhodan, Staatsmarschall Reginald Bull, Michael Rhodan alias Roi Danton und Galbraith Deighton.

Perry Rhodan kam ohne Umschweife zur Sache. »Galbraith - dein Edikt war notwendig, ist das richtig?«

Die Jahre der tödlichen Gefahr hatten die letzten Barrieren niedergerissen und die Führungsscrew der Terraner endlich dazu übergehen lassen, sich beim Vornamen zu nennen und mit »Du« anzureden.

Deighton, ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren, dessen Alterungsprozess an der Schwelle der vierzig durch einen Zellaktivator angehalten worden war, nickte ernst. »Es ist unbedingt notwendig, Perry. Allerdings besteht die Gefahr, dass es zu spät kommt.«

»Wir kennen die statistischen Daten«, pflichtete Reginald Bull bei. »Was immer da auf uns zukommt, es lässt sich mit konventionellen Mitteln nicht mehr aufhalten.«

»Gibt es neue Erkenntnisse über die Natur der Bedrohung?«, fragte Perry Rhodan.

»Ich stehe in ständiger Verbindung mit dem Waringer-Team«, erläuterte Deighton. »Aber Geoffry weigert sich, eine Aussage zu treffen. Er behauptet, seine Leute verfolgten wenigstens zweihundert verschiedene Spuren und in diesem Stadium der Ermittlungen seien alle zweihundert etwa gleichwertig.«

»Du sprachst in deinem Erlass von einer Erhöhung des Strafmaßes«, erinnerte Rhodan. »Spezifisch woran ist dabei gedacht?«

»Zwangsarbeit für die geringsten Vergehen, nicht unter einem Jahr,

und sofortige Recharakterisierung für alles, was über das Niveau der Trivialdelikte hinausgeht.«

»Hat jemand ermittelt, wie viel Mehrarbeit dadurch auf die Justiz und die Organe des Strafvollzugs zukommt?«

»Wir gehörten geprügelt, wenn wir das nicht getan hätten«, antwortete Deighton mit dumpfer Stimme. »Die Justiz ist nur gering tangiert. Bei der Mehrzahl der Vergehen handelt es sich um solche, die in den juristischen Rechenzentren abgehandelt werden können. Der Strafvollzug wird allerdings erheblich belastet.«

»Falls der Anstieg der Trivialkriminalität nicht gebremst werden kann, wie lange dauert es, bis die Kapazität des Strafvollzugs erschöpft ist?«

Galbraith Deighton zuckte beinahe hilflos mit den Schultern. »Drei, vier Monate... kaum länger.«

»Und dann?«

»Dann kommt der Augenblick, in dem wir großmaßstäbliche Hypophrenese in Erwägung ziehen müssen.« Ein Ausdruck von Bitterkeit schwang in Deightons Stimme mit.

»Auch das hilft uns nicht weiter«, wandte Rhodan ein. »Es müssten Heime für die Hypophrenen eingerichtet werden, und wenn die Hälfte der Menschheit in den unseligen Wahn verfällt und als Strafe Hypophrenese zugemessen bekommt, dann leben zehn Milliarden Kretins hinter Energiezäunen neben zehn Milliarden Normalen. Ist das ein erstrebenswerter Zustand?«

Betroffenheit zeichnete sich auf den Gesichtern der anderen ab, seit das Stichwort Hypophrenese gefallen war. Sie hatte die Todesstrafe ersetzt, wurde aber nur gegen Verbrecher angewandt, bei denen nach einstimmiger Ansicht aller Experten die Möglichkeit einer Resozialisierung nicht gegeben war.

»Nein, das ist kein erstrebenswerter Zustand«, bekannte Deighton. »Aber noch gibt es Hoffnung, dass es nicht so weit kommen wird. Noch können wir...«

»Und falls doch?«, unterbrach Rhodan in hartem Ton.

Galbraith Deighton hielt dem bohrenden Blick stand. »Es gibt Gedanken, die sind so fürchterlich, dass man sie besser nicht zu Ende bringt«, erklärte er mit fester Stimme.

»Dann sage ich dir, was getan werden muss.« Rhodans Stimme bekam etwas Zwingendes. »Die Straffälligen werden nur einer milden Behandlung unterzogen und nach Goshmos Castle gebracht.«

Goshmos Castle, das war der Wüstenplanet, der die Sonne Medail-

Ion auf einer engeren Bahn als die Erde umkreiste. Auf jener Welt hatte Zeus gelebt, die abtrünnige Königin des Insektenvolkes der Ploohns, die durch die Machenschaften der Jaymadahr Conzentryn, der rechtmäßigen Herrscherin der Ploohns, den Tod gefunden hatte.

»Die Mucierer werden sich freuen«, bemerkte Roi Danton sarkastisch. Er sprach von den Eingeborenen auf Goshmos Castle. »Feuerflieger« hatten die Terraner sie genannt, als sie zum ersten Mal auf ihrer Welt gelandet waren. Sie besaßen eine primitive Zivilisation und hatten Zeus einst als oberste Gottheit verehrt.

»Die Mucierer kümmern mich im Augenblick wenig«, wehrte Rhodan ab.

Reginald Bull schüttelte den Kopf.

»Mit deiner Zustimmung brauche ich wohl auch nicht zu rechnen, wie?«, erkundigte sich Rhodan.

»Ich muss erst darüber nachdenken«, antwortete Bull unbehaglich. »Wir beklagen uns über ein Ansteigen der Kriminalität, das anzudeuten scheint, dass die Menschen das Maß für Gut und Böse verloren haben, dass ihnen die Liebe abhanden gekommen ist. Aber gleichzeitig entwerfen wir Pläne, die noch fürchterlicher sind als all diese kleinen Untaten, die aus dem Mangel an Liebe entstehen...«

3.

Kämpfer wider den Teufel

Achtzig Jahre zuvor, im Jahr 3460 allgemeiner Zeitrechnung, war es der Menschheit mit der Hilfe der Ploohns gelungen, ihren Planeten in eine stabile Umlaufbahn um die rote Sonne Medaillon zu bringen. Medaillon und die benachbarten Sterne lagen innerhalb einer dünnen, lang gestreckten Materiebrücke, die zwei auseinander strebende Galaxien miteinander verband. Im Lauf der vergangenen Jahrmillionen waren diese beiden Galaxien zusammengestoßen, hatten einander durchdrungen und waren längst wieder im Begriff, sich voneinander zu lösen. Das energetische Chaos, das einen solchen Vorgang begleitete, hatte nicht nur den »Mahlstrom« entstehen lassen, also jene Nabelschnur, die außer von Sternen und Planeten auch von ungewöhnlich dichter interstellarer Materie gleich einem dünnen Nebel erfüllt war, sondern zudem die beiden Aufrisstrichter, natürlich gewachsene Transmitterstationen

sozusagen, von denen sich einer in unmittelbarer Nähe Medaillons, der andere am Rande der von den Ploohns beherrschten Galaxis befand. Diese Trichter - Schlund und Kontraschlund genannt - ermöglichten den zeitverlustfreien Verkehr von Raumschiffen zwischen dem Medailon-Sektor und dem Rand der Ploohn-Galaxis. Ursprünglich, als die Menschen die Rettung ihres Planeten eigentlich nur der Gunst der Ploohn-Königin Jaymadahr Conzentryn zu verdanken hatten, war geplant gewesen, dass Terraner und Ploohns in Zukunft zu beiderseitigem Wohl eng zusammenarbeiten würden. Die Jahre hatten den Plan jedoch ausgewaschen, und aus der Zusammenarbeit war nichts geworden. Die Mentalität der beiden Völker war zu verschieden, als dass sie gemeinsame Projekte hätten in Angriff nehmen können. Die Ploohns blieben auf ihrer Seite der Nabelschnur, die Terraner auf der anderen.

Auf der Erde hatte sich das Leben nach den mörderischen Wirren der Flucht aus dem heimatlichen Sonnensystem allmählich zu normalisieren begonnen. Die Katastrophen hatten Opfer gefordert: Die Menschheit zählte nur noch wenig über zwanzig Milliarden Seelen, und in den folgenden Jahrzehnten hatte sich die Fortpflanzungswilligkeit der Terraner als so schwach erwiesen, dass die Zahl eher geringer geworden war. Die Psychologen sahen darin den Ausdruck eines Schocks. Es würde einige Generationen dauern, bis die Menschen sich davon erholten.

Die ersten Jahrzehnte waren der Wiederherstellung des normalen Lebensablaufs gewidmet. Schäden wurden repariert, die Agrikultur den neuen Bedingungen angepasst: Medaillons Strahlung war anders als die von Sol, und manche Frucht, die in der alten Heimat ohne Mühe herangereift war, bedurfte nun massiver Hilfe. Die Produktivität im Nahrungsmittelbereich musste ohnehin drastisch gesteigert werden, denn nicht länger stand den Terranern der billige Transmitter auf Olymp zur Verfügung, der alle benötigten Produkte von den Welten des Solaren Imperiums in stetem Strom zur Erde transportierte.

Probleme gab es viele, aber alle wurden gelöst.

Gleich nach der Versetzung in den Mahlstrom schien sich ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit der Menschen bemächtigt zu haben. Kriminalität war fast nicht mehr vorhanden gewesen. Die Menschen hatten sich mit ihrem Ziel identifiziert und sich entschlossen, es unter allen Umständen zu erreichen.

Was aber war wirklich ihr Ziel? Das Leben auf der Erde, unter der fremden Sonne, zu normalisieren? Gewiss, das gehörte zum Generalplan, war aber nur ein Etappenziel - ein Schritt, den man getan haben

musste, bevor das endgültige Ziel anvisiert wurde. Insgeheim, tief im Innern ihres Herzens, wussten alle, was sie wollten. Zugleich hielt jeder sich für einen sentimental Narren, der seinen geheimen Wunsch nicht aussprechen durfte, um sich nicht bloßzustellen. Fast alle wollten zurück in die Milchstraße, unter den goldenen Schimmer von Sol. Aber wie sollte sich diese Sehnsucht verwirklichen lassen? Die Position der heimatlichen Galaxis war seit geraumer Zeit bekannt. Man wusste, dass sie Millionen Lichtjahre weit entfernt war. Das Experiment, die Erde mit Hilfe eines Sonnentransmitters zu versetzen, steckte noch jedem in den Knochen. Sollte Ähnliches wirklich ein zweites Mal versucht werden?

Die Sehnsucht blieb also vorerst geheim. Aber die Männer und Frauen der Regierung in Terrania City kannten die Stimmung im Volk. Wie anders war es zu erklären, dass sie als erstes Projekt, nachdem die Verhältnisse auf der Erde sich endlich wieder normalisiert hatten, ein Super-Raumschiff in Angriff nahmen, das ehrgeizigste Vorhaben, das die Menschheit jemals begonnen hatte? Und schon als das neue Raumschiff auf den Tischen der computergesteuerten Zeichner zum ersten Mal Form annahm, war es auf den Namen SOL getauft worden.

Die Menschen waren begeistert. Das Schiff bestand aus zwei Kugeln, wie sie für die Schlachtschiffe der UNIVERSUM-Klasse verwendet wurden: jede 2500 Meter im Durchmesser. Zusammengehalten wurden die beiden Kugeln durch einen zylindrischen Mittelrumpf, der ebenso lang wie dick war, nämlich 1500 Meter. Das Zyklopienschiff hatte das Aussehen einer Hantel: in der Mitte der dicke Zylinder, zu beiden Seiten je eine Kugel.

Die SOL wurde mit den modernsten Triebwerken ausgestattet. Ihre Energiequelle war eine Serie von Kraftwerken, die nach dem inzwischen ausgereiften Nugas-Schwarzschild-Prinzip arbeiteten. Die SOL war in der Lage, intergalaktische Entfernungen mit Hilfe ihrer Sextadim-Triebwerke mühelos und in kürzester Zeit zu überbrücken. Im Innern der Galaxien operierte sie mit Hilfe eines Lineartriebwerks mit nahezu unbegrenzter Reichweite.

Noch eine Besonderheit wies die SOL auf: Ihre Bestandteile, die beiden Kugeln und der Zylinder in der Mitte, ließen sich voneinander trennen und konnten selbstständig operieren. Die Bewaffnung jedes Teilstücks war ausreichend, um alle bekannten Gefahren abzuwehren. Die SOL würde die heimatliche Galaxis mühelos erreichen und sich selbst gegen eine Flotte larischer SVE-Raumschiffe erfolgreich zur Wehr setzen können.

Die SOL war die Gestalt gewordene Hoffnung der Menschheit, von der heimatlichen Sonne nicht für immer getrennt zu sein.

Die SOL war nahezu fertig gestellt, als sich unerwartet ein Schatten über die Erde und die Menschen senkte. Es sah zunächst so aus, als zerstörte eben der Umstand, dass das Raumschiff, in dem sich alle Hoffnungen vereinten, so gut wie fertig gestellt war, den Zusammenhalt der Menschen untereinander. Sie schienen -von Tag zu Tag deutlicher - einer des anderen Feind zu werden, jeder darauf bedacht, nur den eigenen Vorteil zu wahren. Erst mit der Zeit wurde offenbar, dass die SOL nicht wirklich mit dieser seltsamen Veränderung zu tun hatte. Etwas anderes war wirksam geworden, ein übler Geist, der wie eine Krankheit die Menschen befiel und sie übermannte. Und ehe diejenigen, die von ihrer Berufung her über das Wohl der Bevölkerung zu wachen hatten, es sich versahen, hatte die Gefahr Ausmaße angenommen, die den Erfolg alles bisher Erreichten in Frage stellten.

Das war die Situation in jenem denkwürdigen Juli 3540, in dem der Aufstand gegen den Großadministrator schon längst eingeleitet war.

Von Vater Ironside wusste niemand, woher er kam. Im Laufe der vergangenen Wochen hatte er sich in Terrania City einen Namen gemacht. Unter freiem Himmel hielt er Predigten, die sich auf Anhieb nicht viel anders anhörten als die Reden anderer, die im Gefolge der Ereignisse des letzten Jahrhunderts das unmittelbar bevorstehende Ende der Welt verkündet hatten. Aber irgendetwas war an seinen Predigten, was den Menschen tiefer unter die Haut ging als die pathetischen Worte der Weltuntergangsverkünder. Er sprach viel vom Teufel, der sich anschickte, die Menschen zu besitzen, und er wusste auf packende Weise aus seiner Erfahrung Begebenheiten zu schildern, die seine Hypothese untermauerten.

Im Laufe kurzer Zeit wurden seine Predigten zu den bestbesuchten Veranstaltungen in der Hauptstadt. Aber immer noch wusste niemand, wer Vater Ironside war, woher er kam und was er wirklich beabsichtigte. Man wusste nicht einmal, wie er wirklich hieß und wo er wohnte. Am Ende seines Vortrages verschwand er stets auf geheimnisvolle Art und Weise, und niemand konnte ihm folgen.

Auch an diesem Abend hatte Vater Ironside es verstanden, sich von seinen Zuhörern in einem Park am Nordrand der Stadt zu lösen, ohne Spuren zu hinterlassen. Er schritt kräftig aus und erreichte etwa zwei Kilometer vom Park entfernt einen Zugang zum unterirdischen Rohr-

bahnsystem. Mit der Rohrbahn fuhr er mehrere Stationen weit in Richtung Stadtmitte. Der Platz, an dem er ausstieg, war das Zentrum eines der älteren Viertel der Hauptstadt. Straßen und Gebäude stammten zu meist noch aus der Zeit des dritten Jahrhunderts. Hier gab es riesige Appartementhäuser mit Wänden, die fast nur aus Metall und Glas bestanden, eingelagert in nicht besonders großzügige Grünflächen. Die Straßen waren übermäßig breit und machten einen derart hohen Prozentsatz der bebauten Fläche aus, dass moderne Städteplaner schauerten.

Auf einen der altmodischen Glas- und Stahlpaläste schritt Vater Ironside zu. Kurz vor Mitternacht war die Straße so gut wie verlassen. Sonnenlampen verbreiteten dennoch taghelles Licht - auch dies ein Ausdruck überalterter Planung, die noch nicht begriffen hatte, dass die Dunkelheit der Nacht ein natürliches Ereignis war, das nicht einer Mode zuliebe aus dem Leben der Menschen verbannt werden durfte. Am Haupteingang des Glaspalastes wurde Vater Ironside von einem Wachroboter aufgehalten, der mindestens so alt war wie das Gebäude selbst.

»Wie ist Ihr Name?«, erkundigte sich das Maschinenwesen.

»Man nennt mich Vater Ironside.«

Ohne weitere Überprüfung glitt der Zugang auf. In einem Antigravschacht schwebte Vater Ironside zur zwölften Etage hinauf. Das Gebäude machte einen verlassen Eindruck. Ironside ging bis zu einer Tür aus grauem Metallplastik, auf der in einfachen schwarzen Lettern geschrieben stand: MISSION DER BRÜDER DES HL. FRANZISKUS VON ASSISI. Von innen wurde sofort geöffnet: Ein kleiner, weißhaari ger Mann in schwarzem Gewand hatte auf die Rückkehr des Predigers gewartet.

»Gott zum Gruß, Bruder«, sagte Ironside und bedachte sein Gegenüber mit einem freundlichen Lächeln.

Die beiden Männer bildeten einen eigentümlichen Gegensatz. Der ältere, zierlich gebaut und mit fein geschnittenem, gütigem Gesicht, personifizierte die Liebe, die Duldsamkeit seines Glaubens. Ironside dagegen, über sechs Fuß groß, breitschultrig und mit grob geschnittenen Zügen, war eher der Streiter, der Kämpfer und Ungeduldige.

»Auch dir zum Gruß, Bruder«, antwortete der Weißhaarige sanft. »Hast du sie heute überzeugen können?«

Ironside schüttelte den kantigen Schädel mit dem kurz gestutzten eisgrauen Haar. »Ich habe sie nachdenklich gemacht«, sagte er grol lend. »Aber diese unheimliche Gewalt hat alle so fest im Griff, dass die

Nachdenklichkeit allein nicht mehr ausreicht. Ich fürchte, ich werde es nichtschaffen.«

»Es wird deine Schuld nicht sein«, tröstete ihn der Alte. »Du tust, was menschenmöglich ist. Wenn du trotzdem nichts ausrichtest, dann ist ein Wille im Spiel, gegen den wir nichts vermögen.«

Vater Ironside blickte ihn verwundert an. Aber noch ehe er antworten konnte, kam der Weißhaarige ihm zuvor: »Es wartet übrigens einer auf dich, Bruder.«

»Einer?«, entfuhr es Ironside. »Wer...?«

»Ich kenne ihn nicht. Er sagt... er sagt...«

»Was sagt er?«

»... er wolle sich mit dir über die Beichte unterhalten«, vollendete der Alte seinen Satz. »Ist das nicht seltsam? In diesem Zeitalter, in dem...«

»Wo ist er?«, stieß Ironside plötzlich ungeduldig hervor.

»In deinem Arbeitszimmer.«

Der Vater stürmte davon. Die Tür öffnete sich ihm zu langsam, er stemmte sich mit der Schulter dagegen und schob sie vollends beiseite. Der Raum war zur Hälfte erleuchtet. In einem der unbequemen, hochlehnigen Stühle saß ein Mann, den Ironside nie zuvor gesehen hatte. Er war ziemlich jung, noch nicht einmal vierzig. Sein Gesicht war die Physiognomie eines Durchschnittsmenschen, die Kleidung zwar geschmackvoll, aber dennoch nur mittlere Konfektionsqualität. Was Vater Ironside aufrüttelte, war der gehetzte Blick der hellen Augen.

»Du fürchtest dich, mein Sohn«, stellte er fest, als er nur noch wenige Schritte vor dem Fremden stand. »Kann ich dich von deiner Furcht befreien?«

Der Helläugige erhob sich. Seine Bewegungen wirkten mechanisch, als zöge ihn eine unsichtbare Hand aus dem Stuhl empor. »Ich - ich möchte mit Ihnen - über die Beichte reden«, stotterte er.

»Warum? Hast du etwas zu beichten?«

»Ich glaube, ja.«

»Du weißt von etwas Schlechtem?«

Wortlos nickte der fremde Besucher. Seine Lippen bewegten sich, versuchten, Worte zu formen, aber es dauerte lange, bis sie sein Anliegen hervorbrachten. »Ich weiß von einer Verschwörung... einer Revolution... «

Ironside legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihn mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück. »Fürchte dich nicht, mein Junge«, sagte er väterlich. »Wir werden darüber reden.«

»Da ist einer, Sir, der sich partout nicht abwimmeln lässt!«

Perry Rhodan blickte auf und sah in der Bildwiedergabe das Gesicht seines Privatsekretärs, eines jungen Majors der Flotte, den er erst vor wenigen Wochen in diese Position übernommen hatte. Sophron hieß er und hatte sich im Dienst sowohl durch Tapferkeit als auch durch Umsicht derart ausgezeichnet, dass er dem Exec-1, als dieser nach einem neuen Privatsekretär suchte, empfohlen worden war. Rhodan hatte die Wahl bis heute nicht bereut. Jetzt jedoch missfiel ihm der kalte Ausdruck in den Augen des Majors.

»Ist der Besucher gar so widerwärtig?«, versuchte er, durch Spott den unangenehmen Eindruck zu überbrücken.

»Er hat offensichtlich keine Ahnung vom Umfang der Arbeit, die Sie ohnehin schon zu bewältigen haben.«

»Wer ist er? Was will er?«

»Ein Priester, Sir. Und er behauptet allen Ernstes, er sei dem Teufel auf der Spur.« Sophron grinste gehässig.

Rhodan winkte ab. »Teufelsjäger hatten wir genug«, wehrte er geringschätzig ab. »Sagen Sie dem Mann, ich hätte keine Zeit.«

»Danke, Sir«, antwortete Sophron kühl und unterbrach die Verbindung.

Vater Ironside hatte nicht ernsthaft gehofft, bis zum Großadministrator vorzustoßen. Er wollte sich nur später nicht vorwerfen müssen, er hätte bei seinem Vorgehen die offensichtlichste Möglichkeit völlig außer Acht gelassen. Ohne Groll verließ er Imperium-Alpha, wo er es dank seiner Hartnäckigkeit immerhin fertig gebracht hatte, bis zur Grenze des mittleren Sicherheitsbereichs vorzudringen, und ging in den nächsten Stunden kreuz und quer durch die Stadt. Wo immer er jemanden fand, der schwach war und seiner Hilfe bedurfte, weil alle anderen plötzlich nicht mehr helfen wollten, da sprang er ein.

Als der Abend anbrach, befand er sich im Osten der Stadt - und dies auf eine Information hin, die Bruder Serafino, der weißhaarige Alte, ihm übermittelt hatte. Wenngleich die Missionstätigkeit des Ordens des hl. Franziskus weltweit bis auf ein Beinahe-Nichts zusammengeschrumpft war, weil niemand sich mehr bekehren lassen wollte, war der Orden nach wie vor eine gut funktionierende Organisation. Bruder Serafino hatte gewisse Dinge in Erfahrung gebracht, die Ironside bei seiner Tätigkeit von Nutzen sein konnten. So zum Beispiel, dass ein Regierungsmitglied dem Kalifen Harun al Raschid nacheiferte und sich des

späten Abends verkleidet unter die Menge mischte, um die Stimmungen im Volk herauszufinden.

Gegen einundzwanzig Uhr Ortszeit betrat Vater Ironside das Vergnügungszentrum »Shangri La«, ein weites Gelände, in dem alles geboten wurde, was der moderne Mensch an Zerstreuung brauchte. Da gab es Spieltische aller Couleur, ebenso spezielle Ruheplätze für die physische Entspannung mit virtuellen Unterhaltungsprogrammen, Felder und Hallen für sportliche Betätigung sowie die uralten hufeisenförmigen Bars, an denen Männer tranken und redeten.

An einer dieser Bars fand Vater Ironside den Gesuchten. Der Mann war hochgewachsen, und seine Kleidung wirkte schäbig. Er machte den Eindruck eines Neunzigjährigen, nur seine stahlgrauen Augen leuchteten mitunter in jugendlichem Feuer. Ironside suchte sich einen Platz in der Nähe und bestellte ein Getränk. Im Verlauf der nächsten halben Stunde gelang es ihm, bis neben den Fremden vorzurücken - unauffällig, hatte er geglaubt, doch jäh wandte sich der Grauäugige um und musterte ihn scharf.

»Sie haben es auf mich abgesehen, nicht wahr?« Die Stimme klang nicht unfreundlich, eher neugierig. Vater Ironside war einen Augenblick lang verblüfft und musste wohl ein entsprechendes Gesicht gemacht haben, denn der Fremde lachte hell auf. »Lassen Sie sich's nicht verdrießen, Alter!«, rief er gut gelaunt und schlug Ironside freundschaftlich auf die Schulter. »Ich halte eben meine Augen offen. Also, was kann ich für Sie tun?«

Ironside hatte sich von Anfang an für die direkte Vorgehensweise entschieden. »Sie sind der Sohn eines Mannes, der sich in ernsthafter Gefahr befindet«, sagte er so leise, dass nur der Fremde ihn verstehen konnte.

Die grauen Augen schlossen sich zu schmalen Schlitzern. Der Fremde war plötzlich todernst. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, antwortete er kalt.

»Ich stehe in der Verantwortung meines Glaubens«, erwiderte Ironside unerschütterlich. »Also muss ich Sie darauf aufmerksam machen, dass auch die Lüge eine Sünde ist. Ich weiß, wer Sie sind. Erst heute Morgen habe ich versucht, zu Ihrem Vater durchzudringen, bin aber gescheitert. Meine Informationen sind lebenswichtig. Bitte geben Sie mir Gelegenheit, sie vorzutragen. Wenn möglich nicht hier...«

Der Fremde, hinter dessen Maske sich Roi Danton verbarg, dachte einen Augenblick lang nach. Dann nickte er. »Kommen Sie mit!«, forderte er Ironside auf.

In kurzen Abständen nach Danton erhoben sich in der Runde weitere drei Männer und schritten ebenfalls dem Ausgang zu. Ganz so schutzlos, wie es den Anschein hatte, setzte sich der Sohn des Großadministrators den Gefahren der Öffentlichkeit doch nicht aus.

Es war kein anspruchsvolles Quartier, das an diesem Abend zum Hauptquartier der Konterrevolutionäre wurde. Dantons Begleiter hatten draußen Halt gemacht, um jegliche Gefahr fern zu halten. Vater Ironside berichtete von der seltsamen Beichte, die er in der vergangenen Nacht abgenommen hatte.

»Der Mann hieß Pranthier, Silas Pranthier«, erinnerte er sich. »Er arbeitet bei einem privaten Unternehmen als Systemspezialist und muss schon immer ein Unzufriedener gewesen sein. Nach der ersten Kontaktaufnahme wurde er rasch ein eifriges Mitglied der revolutionären Strömung...«

»Gibt es Namen?«, wollte Danton wissen.

»Sie nennen sich *Söhne der reinen Vernunft*. Die Vernunft ist überhaupt etwas, worauf sie bei jeder Gelegenheit pochen, Emotionen, sagt Pranthier, gibt es bei ihnen nicht. Sie sind sehr straff organisiert, und von einem gewissen Niveau an aufwärts kennen die Mitglieder einander nicht mehr. Da sie alle Söhne desselben Götzen sind, den sie Vernunft nennen, betrachten sie sich untereinander als Brüder, und in der Führungsspitze, der Silas Pranthier dank seines unermüdlichen Eifers angehört, sind die Rangstufen durch Nummern gekennzeichnet, die an die Anrede Bruder angehängt sind. Pranthier zum Beispiel ist der Bruderfünfzehn, und das Oberhaupt der Vereinigung ist der Bruder-eins. Pranthier hat unlängst an einer Besprechung der Führungsgruppe teilgenommen, von der er nicht weiß, wo sie stattfand. Thema waren die letzten Vorbereitungen für die Übernahme der Macht in Terrania. Es wurde zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber die Mentalität der Revolutionäre lässt befürchten, dass den Mitgliedern der ordentlichen Regierung der Tod droht, falls die Revolution Erfolg hat.«

»Das hat Pranthier gesagt... oder ist das Ihre Hypothese?«

»... seine Aussage und vor allem das, was ihn verschreckt hat. Sehen Sie: Weitaus die Mehrzahl der Revolutionäre ist von dem besessen, dem ich hinterher bin. Die Flamme der Nächstenliebe in ihren Herzen ist erloschen. Sie werden beherrscht von dem, was sie die reine Logik nennen, und von ihren Urinstinkten. Pranthier dagegen ist, abgesehen von seiner fast krankhaften Unzufriedenheit, bislang ein normaler Mensch

geblieben. Die Gefühllosigkeit seiner Mitverschwörer stößt ihn endlich ab. Gott sei Dank ist es mir gelungen, mir in Terrania einen Namen zu machen. Pranthor hat mich eines Nachts rein zufällig nach Hause gehen sehen und wusste daher, wo ich wohne. In seiner Gewissensnot wandte er sich an mich. «

»Und... haben Sie ihm helfen können?«

Ironside starrte vor sich hin und hob die breiten Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich habe ihn an den verwiesen, der als Einziger helfen kann.«

»Wohin ging Pranthor nach dem Besuch bei Ihnen?«

»Auch das weiß ich nicht. Wir sprachen ziemlich lange miteinander. Es war kurz vor vier Uhr, als er ging. Er schlug meine Begleitung aus, und ich brachte ihn nur bis zur Tür.«

Ein eigenartiges Lächeln umfloss Roi Dantons Mundwinkel. »Sie führen eine erfrischend offene Sprache, Vater«, sagte er. »Trotzdem gibt es Dinge, die Sie nur umschreiben. Immer wieder beziehen Sie sich auf das, hinter dem Sie her sind. Was ist das?«

»Nicht was, sondern wer«, korrigierte Ironside.

»Gut. Dann also: Hinter wem sind Sie her?«

»Hinter dem Teufel«, antwortete Vater Ironside eindringlich.

»Ein Teufelsjäger?«, fragte Reginald Bull ungläubig. »Kann man ihn denn überhaupt ernst nehmen?«

Galbraith Deighton wirkte betroffen, schwieg aber.

»Ich mache mir Vorwürfe, dass ich den Mann abweisen ließ«, sagte Perry Rhodan. »Hätte ich ihn angehört, wüssten wir jetzt, was von der Sache zu halten ist.«

»Es geht nicht darum, dass wir uns die Theorien dieses Mannes unbezogen zu Eigen machen sollen«, meldete sich Roi Danton zu Wort. »Trotzdem möchte ich darauf hinweisen, dass er den Eindruck eines objektiven und klugen Beobachters machte. Dass im 36. Jahrhundert noch einer hinter dem Teufel her ist, mag uns verwundern. Aber Vater Ironside ist ein tiefgläubiger Mann, und da die Religion die Existenz des Satans nach wie vor nicht bestreitet, ist es sein Recht, die Entwicklung auf Terra so zu interpretieren. Für ihn hat hier der Teufel die Hand im Spiel.«

Es war zwei Uhr morgens. Nach dem Gespräch mit Vater Ironside hatte Roi Danton umgehend eine Sondersitzung des Kleinen Exekutivkomitees anberaumt. Seine Eröffnung hatte wie eine Bombe eingeschlagen. Die Entwicklung der jüngsten Zeit hatte zwar die Zahl der

Gesetzesübertretungen sprunghaft in die Höhe schnellen lassen, doch die Gefahr eines Anschlags auf die herrschende Ordnung war umso geringer erschienen, je mehr den Menschen die Fähigkeit abhanden gekommen war, sich für Ideen, Religionen und Philosophien zu begeistern.

»Ich will mich über den Mann nicht weiter lustig machen.« Reginald Bull seufzte müde. »Andererseits bleibt uns nur, auf seine Information hin zu handeln. Dieser - wie heißt er? - Pranther muss herbei!«

»Ironsides hat sich ausbedungen, dass mit dem Mann sanft umgegangen wird«, mahnte Roi Danton.

»Das ist Galbraiths Sache«, antwortete Rhodan.

Deighton war nach der ersten Überraschung in tiefes Nachdenken versunken. Erst der Zuruf schreckte ihn auf. Als er aller Blicke auf sich gerichtet sah, versuchte er ein schwaches Lächeln.

»Es geschieht nicht oft, dass der Chef der inneren Sicherheit von einem eifernden Priester beeindruckt wird, wie? Vielleicht sollte ich diesem Ironsides mein Amt zur Verfügung stellen.«

Schweigendes Staunen war die Reaktion. Schließlich forderte Perry Rhodan: »Sprich etwas weniger in Rätseln. Keiner versteht, worauf du hinauswillst.«

»Ich erhielt gestern Abend aus einer meiner Quellen einen vagen Hinweis«, antwortete Deighton. »Er betraf die vermutete Existenz einer revolutionären Zelle, die besonders in Terrania City aktiv ist. Ich hielt die Sache nicht für tragisch, leitete aber vorsichtshalber schon die ersten Maßnahmen ein.«

»Ich ahne etwas«, sagte Rhodan düster.

»Du ahnst richtig. Zu dem Hinweis gehörte der Name der Organisation: die Söhne der reinen Vernunft.«

Sieben Uhr morgens, am selben Tag.

»Silas Pranther ist unauffindbar«, berichtete Galbraith Deighton. Rhodan empfing das Gespräch in seinem Arbeitszimmer.

»Ich dachte, er hätte einen festen Wohnsitz und einen Arbeitsplatz?«

»Trotzdem ist er spurlos verschwunden. Innerhalb der nächsten Stunde erwartet man ihn in seinem Büro. Das ist unsere letzte Hoffnung. Zu Hause war er in der vergangenen Nacht nicht. Er gilt nicht als geselliger Mensch und hat nur wenige Freunde. Aber von denen weiß keiner, wo Pranther sich aufhalten könnte. Bislang ist Vater Ironsides der Letzte, der mit ihm Kontakt hatte.«

»Ist es möglich, dass die Söhne der reinen Vernunft Pranthier auf die Spur gekommen sind und ihn beseitigt haben?«

»Das ist nicht auszuschließen. Die Wahrheit werden wir erst erfahren, sobald wir Pranthier gefunden haben - tot oder lebendig.«

Ein beunruhigender Gedanke schoss Rhodan durch den Sinn. »Falls die Verschwörer von Pranthiers Verrat erfahren haben, wissen sie auch, wen er vorgestern Nacht aufsuchte. Wir sollten Vater Ironside unter Bewachung stellen.«

»Dafür ist bereits gesorgt«, antwortete Deighton. »Meine besten Leute kümmern sich um den Mönch. Im Übrigen sehe ich da keine große Gefahr.«

»Nicht...?«

»Für die Söhne der reinen Vernunft ist Pranthier der gefährliche Mann, nicht Ironside. Wenn, wie ich vermute, die Organisation Pranthier aus dem Weg geräumt hat, kann Ironside keinen weiteren Schaden anrichten. Denn alles, was er weiß, hat er ohnehin schon ausgeplaudert.«

Damit endete das Gespräch. Kurze Zeit später erhielt Perry Rhodan einen zweiten Anruf, diesmal aus dem Forschungszentrum West. Das war Geoffry Abel Waringers Revier. Wie immer wirkte der geniale Wissenschaftler ein wenig linkisch und umständlich, und seine Erregung trug nicht dazu bei, seine Ausdrucksweise deutlicher zu machen.

»Ich glaube«, stieß Waringer hervor, »... das heißt, ich habe Grund zu der Annahme, wir könnten unter Umständen einer Sache auf der Spur sein, die - selbstverständlich nur, wenn sich unsere Hypothese als richtig erweist - vieles erklären könnte.«

»Erkläre erst einmal, was du eigentlich meinst«, bat Rhodan.

Fahrig wischte Waringer sich über die Stirn. »Ich glaube, ich weiß, was das seltsame Verhalten der Menschen hervorruft«, sagte er.

»Sonnen«, erklärte Geoffry Abel Waringer knapp eine Stunde später vor den Mitgliedern des Kleinen Exekutivkomitees, »sind Generatoren übergeordneter Energieformen. Jede Sonne hat neben dem elektromagnetischen Strahlungsspektrum auch ein hyperenergetisches Spektrum. Einfach ausgedrückt. Unsere Messgeräte erfassen die Hyperenergien, aber deren Deutung liegt noch sehr im Argen. Wir wissen nicht, was diese oder jene Strahlungskomponente bewirkt - oder besser gesagt, welche Lücke ihr plötzliches Verschwinden hinterließ.«

Er zog eine handschriftlich beschriebene und bemalte Folie hervor und

ließ sie als mehrfach vergrößertes Hologramm projizieren. Eine mit markanten Spitzen ausgeprägte Sinuskurve war unmissverständlich markiert. Waringer deutete auf eine dieser Spitzen. »Der Peak liegt im Bereich zwischen zwei- und elftausend Ce, an einer Stelle also, an der die Hyperspektren anderer Sonnen nur eine äußerst niedrige Aktivität aufweisen. Normalerweise erscheint die Kurve in diesem Wellenlängenbereich nach unten eingedrückt, Medaillon zeigt eine steile Spitze, die einen beträchtlichen Prozentsatz des Gesamtenergiegehalts in sich birgt.«

»Und das«, erkundigte sich Staatsmarschall Bull ungläubig, »soll dafür verantwortlich sein, dass die Menschen immer gehässiger werden?«

»Es gibt -wie soll ich sagen? - gewichtige Hinweise.« Waringer nickte schwer. »Wir haben mittlerweile Kolonien von Versuchstieren der Sonnenstrahlung ausgesetzt und jeweils Bereiche des hyperenergetischen Spektrums ausgeblendet. Unweigerlich wuchs die Aggressivität der Versuchstiere proportional mit dem Prozentsatz der Gesamtenergie, der in dem kritischen Bereich zwischen zwei- und elftausend Ce enthalten war. - Zum Verständnis: Das Ce ist ein Maß für die Wellenlänge hyperenergetischer Schwingungen, die Namensabkürzung des klassischen Physikers Cerenkov.«

»Wir haben es also mit einem hyperphysikalischen Problem zu tun«, versuchte Roi Danton, die Aussage zu präzisieren, »das der menschlichen Psyche Schaden zufügt?«

»Nicht nur den Menschen«, verbesserte Waringer. »Eine Vielzahl von Lebewesen ist davon betroffen. Nur tritt die Wirkung beim Menschen am deutlichsten zum Vorschein.«

»Welche Mittel gibt es dagegen?«

»Wie meinst du das... Mittel?«

»Können wir die Veränderung abstellen?«, wollte Bull wissen.

Waringer war völlig konsterniert. »Abstellen, abstellen...«, jammerte er. »Niemand kann die Strahlung einer Sonne einfach abstellen. Wie denkst du dir das?«

»Wir müssen einen Schutzschirm um die Erde legen«, schlug Danton vor. »Einen Schirm, der exakt diese Strahlungskomponente absorbiert oder zurückwirft.«

»Ausgeschlossen«, wehrte Waringer ab. »Das Problem ist zu vielschichtig. Dieser Schirm würde zugleich jede elektromagnetische Strahlung absorbieren. Wir erhielten von der Sonne dann weder Licht noch Wärme. Außerdem, ich frage mich... Nein, das ist nicht machbar... Die Aufrechterhaltung eines solchen Schutzschirms würde den Energiehaushalt der Erde erheblich belasten.«

»Ist es wirklich so ernst?«, fragte Rhodan besorgt. »Du siehst keine Möglichkeit, wie wir dem Problem aus dem Weg gehen könnten?«

Waringer zuckte mit den Schultern.

»Besitzt der Mensch keine natürliche Widerstandsfähigkeit gegen diese Anomalie? Es zeigt sich doch heute schon, dass Teile der Bevölkerung dem Einfluss standhalten, während andere ihm widerstandslos erliegen. Gibt es keine Hoffnung, dass wenigstens die Mehrzahl der Menschen normal bleiben wird?«

Waringer schüttelte traurig den Kopf.

»Medaillons geheimnisvolle Strahlungskomponente ist nicht von heute auf morgen entstanden. Sie war schon immer da. Und obwohl wir ihr erst seit achtzig Jahren ausgesetzt sind, hat sie es fertig gebracht, die menschliche Psyche zu verändern.«

»Gibt es eine Altersabhängigkeit?«, warf Galbraith Deighton ein.

Waringer machte eine abwehrende Bewegung. »Jedes Kind erbt offensichtlich das mutierte Seelengefüge seiner Eltern und ist damit von Anfang an so belastet, als hätte es selbst schon die achtzig Jahre unter Medaillon gelebt. Ich bezweifle nicht, dass im Laufe der nächsten Monate und Jahre die Veränderung bei fast allen Menschen zum Durchbruch kommen wird. In zehn Jahren wird es niemanden mehr geben, der Emotionen empfinden kann. Nur noch Wesen, die logisch denken und im Übrigen ihren Urtrieben gehorchen.«

»Ohne Ausnahmen...?«

»Eine Hand voll vielleicht, womöglich einige tausend. Aber nicht genug, dass ihre Zahl eine Veränderung bewirken könnte. Das sind diejenigen, die psychische Abweichungen aufweisen und denen die Strahlung daher nichts anhaben kann. Denkt nur an die Mucierer auf Goshmos Castle. Sie sind, soweit wir das beurteilen können, in ihrer Emotionalität völlig normal. Eben weil sich ihre seelische Struktur von der unseren grundlegend unterscheidet.«

Bedrücktes Schweigen herrschte in dem fensterlosen Raum, bis Geoffry Waringer noch einmal das Wort ergriff. »Eine Gruppe von Ausnahmen wird es allerdings für alle Zeiten geben«, sagte er mit sonderbarer Betonung. »Es steht fest, dass Zellaktivatoren mit ihrer Funktion die gefährliche Komponente des Medaillon-Spektrums völlig absorbieren.«

Er sah sich um und ließ diese Aussage wirken. Dann schloss er mit bitterem Lächeln: »Das heißt, meine Herren, dass ausgerechnet wir der allgemeinen Lieblosigkeit nicht zum Opfer fallen werden. In einer Welt der Gefühllosigkeit werden die Aktivatorträger die Einzigen sein, die

weiterhin wie normale Menschen empfinden. Leider bin ich mir noch nicht im Klaren, ob ich mich darüber freuen oder ob ich vor dieser Aussicht erschrecken soll.«

Es war einer der wenigen Abende, die Perry Rhodan in seinem geräumigen Appartement verbrachte. Es lag an der Peripherie des Kerns von Imperium-Alpha, oberirdisch und mit Panoramafenstern ausgestattet, die den Blick auf Terrania erlaubten.

Medaillons roter Schimmer hing noch zwischen den Wolken, obwohl der riesige Glutball der Sonne längst hinter dem Horizont verschwunden war. Gedankenverloren blickte Rhodan hinaus in die purpurne Dämmerung. Hinter ihm erklang im Halbdunkel des Raumes die Stimme einer Frau, in der Zärtlichkeit ebenso mitschwang wie verhaltene Sorge.

»Hat die fürchterliche Veränderung endlich einen Namen? Weiß man schon, wie man sie nennen muss, wenn man darüber spricht?«

Ein bitterer Zug erschien auf Rhodans Gesicht. Er antwortete, ohne sich umzuwenden: »Du kennst Geoffry schlecht, wenn du glaubst, er setzte uns über ein Phänomen in Kenntnis, ohne sofort einen Namen dafür parat zu haben.«

»Wie nennt er es?«, wollte Orana wissen.

»Aphilie«, lautete die Antwort, »der Mangel an Liebe. Nicht triebhafter Liebe, sondern Nächstenliebe.«

»Aphilie«, wiederholte Orana flüsternd. »Wie harmlos das klingt, aber dennoch ist es drauf und dran, die Menschheit zu zerstören.«

»Vielleicht sehen wir die Vorfälle zu schwarz«, versuchte Rhodan, sie zu trösten. »Auch Wesen, die nur logisch denken, können überleben.«

»Überleben schon«, gab Orana zu. »Aber was für eine Welt wird das sein? Stell dir vor: Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ist ein Naturinstinkt, sie entspringt dem Trieb zur Arterhaltung. Mütter werden also fortfahren, sich um ihre Kinder zu sorgen, sie zu schützen und ihnen ein Heim zu bieten. Was aber werden sie empfinden, wenn ihre Liebe nicht erwidert wird? Denn die Liebe des Kindes zu seiner Mutter entspringt keinem Urinstinkt.«

»Die Mutter wird nicht darauf achten, weil ihr solche Emotionen fremd sind«, widersprach Rhodan.

Unbeeindruckt von diesem logischen Einwand, fuhr Orana mit wachsendem Eifer fort: »Sobald du mit anderen beim Essen sitzt und deinem Nebenmann bei der Auswahl den Vortritt lässt, aus welchem Motiv heraus handelst du da?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Rhodan zögernd. »Gute Erziehung?«

»Auch das. Aber ich wette, in den meisten Fällen macht es dir sogar Spaß, dem anderen den Vortritt zu lassen. Ist das nur ein Resultat der guten Erziehung? Oder spricht hier der gute Mensch aus dir, der noch Achtung vor dem Nächsten empfindet?«

»Worauf willst du hinaus? Dass sich in Zukunft die Terraner um ihr Roastbeef streiten werden?«

»Nicht nur das. Die zahllosen Kleinigkeiten, die bis heute das Leben erleichtern, werden wegfallen. Der Mann, der einem anderen hilft, eine schwere Last zu tragen. Die Frau, die beim Besteigen des Rohrbahnzuges einem gebrechlichen Menschen den Vortritt lässt. Das Kind, das einem ändern ein Stück Süßigkeit schenkt. Und so weiter... und so weiter. Und weißt du was?«

»Was...?«

»Es wird Mord und Totschlag geben. Um die Hilfe beim Lastentragen, um den Vortritt beim Einsteigen in den Rohrbahnzug, um das Stück Süßigkeit. Ihr werdet Gesetze erlassen müssen, die sogar die lächerlichste Kleinigkeit regeln. All die Dinge, die Menschen jetzt noch ohne Aufsicht und ohne Aufforderung tun, werden vom Gesetz geregelt, wenn die Erde nicht im absoluten Chaos versinken soll. Ihr werdet Gesetze brauchen, wie lang Hundeleinen sein dürfen, wann Hunde ausgeführt werden und wie laut sie bellen dürfen. Wie viel Taschengeld Eltern ihren Kindern geben und wie viel Arbeit die Kinder im Haushalt leisten müssen. Wer als Erster in die Rohrbahn einsteigen darf und wie viel Platz man auf einer Sitzbank beanspruchen kann. Gesetze, wie oft und wie gründlich man sich waschen muss, um dem Nachbarn nicht durch unangenehmen Körpergeruch auf die Nerven zu fallen, und Gesetze, wie viel Deodorierflüssigkeit man in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt verwenden darf, damit der Staat oder die Stadt die Behälter nicht alle fünf Minuten neu auffüllen muss... « Orana lachte bitter. »Und sobald alle Gesetze verabschiedet sind, werdet ihr feststellen, dass ihr trotz aller Roboter nicht in der Lage seid, ihre Einhaltung zu überwachen. An irgendeiner Stelle wird das Chaos schließlich doch über die Mauer aller Gesetze kriechen und sich breit machen. «

Perry Rhodan stand stumm vor dem Fenster und starrte in die aufsteigende Nacht hinaus. Tief in seinem Herzen wuchs die Furcht, dass Orana mit ihren Behauptungen Recht haben könnte.

»Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass die Regierung aufmerksam wurde«, sagte die sachliche Stimme aus dem finsternen Hintergrund des Saales. »Wir müssen in Kürze auf Aktionen gegen uns vorbereitet sein.«

Sie hatten sich wieder versammelt, wie vor wenigen Tagen, auf den Ruf des Bruder-eins hin, in demselben halbdunklen Saal, in dem sie sich immer trafen und von dem sie nicht wussten, wo er sich befand. Und wie immer bei solchen Gelegenheiten gab es auch diesmal nur einen Redner: Bruder-eins, der in der undurchdringlichen Finsternis stand und den niemand sehen konnte.

»Wir müssen uns wegen dieser Aktionen nicht sorgen«, fuhr er fort. »Die Regierung weiß nicht, wo sie uns findet. Außerdem verfügen wir über Beziehungen, die uns rechtzeitig über ihre Pläne informieren werden. Aber gerade dieser Entwicklung wegen rückt der Tag unserer Machtergreifung näher. Von heute an werden wir in jeder Sekunde bereit sein, zuzuschlagen. Den Befehl dazu gebe ich. Ihr kennt den Kode, und ich bestehe darauf, dass im entscheidenden Augenblick jeder so handelt, wie es der Plan vorsieht.« Er schwieg und ließ seine Worte in ihre Bewusstseine einsinken. Dann fuhr er fort: »Eine organisatorische Änderung ist notwendig. Bruder-fünfzehn hat andere Funktionen übernommen und kann daher das vierte Regiment in der Hauptstadt nicht mehr befehligen. Deshalb wird Bruder-einundzwanzig auf diesem Posten eingesetzt.«

Sie nahmen es schweigend zur Kenntnis. Es kümmerte keinen, was mit Bruder-fünfzehn geschehen war.

»Unter uns«, begann Bruder-eins von neuem, »gibt es Wissenschaftler, auch Biologen und Anthropologen. Ich habe sie befragt und die Antwort erhalten, die ich erwartete. Was uns von den dekadenten Menschen rings um uns trennt, ist mehr als eine vorübergehende Laune der Natur. Es ist nicht nur eine Modifikation, sondern eine echte, vererbba-re Mutation. In uns, Brüder, entsteht eine neue Art: der vernünftige Mensch. Die Anthropologen haben bereits einen wissenschaftlichen Namen parat. Wir sind dem dekadenten Menschen überlegen und die neue höchst entwickelte Lebensform. Schon der Name zeigt unsere Überlegenheit: Homo sapientior.«

Ein Raunen erfüllte den Raum. Nicht tosender Beifall dankte dem Redner, sondern dumpfes Gemurmel. Die Brüder empfanden keine Hochstimmung. Sie waren weder stolz auf den neuen Rang, den die Anthropologen ihnen zubilligten, noch kannten sie Verachtung für die »armen Dekadenten«, denen das Licht der reinen Vernunft fehlte. Denn sie hatten keine Gefühle, weder Stolz noch Verachtung, weder Liebe

noch Hass. Nur eines empfanden sie: Ihre Überlegenheit über die Dekadenten war ihnen soeben bestätigt worden. Nichts konnte sie mehr aufhalten.

An diesem Tag spürte Vater Ironside kein Verlangen, das Heim der Brüder des hl. Franziskus zu verlassen. Seine Überlegungen ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Er suchte Antworten auf Fragen, die er sich nie zuvor in seinem Leben hatte stellen müssen. Er begann zu lesen. Das Heim verfügte über ein umfangreiches holografisches Archiv. Die Technik hatte auch vor den Kammern der Mönche nicht Halt gemacht. Die Mission der Franziskaner in Terrania City war nur eine kleine, unbedeutende Einrichtung, aber dennoch fanden sich in ihrer Bibliothek mehr Informationen als in den Büchereien des Vatikans vor fünfzehnhundert Jahren - und das auf einem Volumen, das kaum größer war als ein geräumiges Zimmer.

Vater Ironside verbrachte den größten Teil des Tages an einem Sichtgerät, von dem aus er die Texte aus der Bibliothek abrufen konnte. Die Stunden flossen dahin. Ironside las die einfachen Sätze, in denen die Weisheit der Alten zum Ausdruck kam, ebenso wie die komplizierten Wortgebilde der modernen Forscher. Er setzte keine Wertmaßstäbe. Er las alles, was ihm im Zusammenhang mit seinen Fragen wichtig zu sein schien, und allmählich verflog die Beklemmung, die ihn die ganze Nacht und den größten Teil des Tages über bedrängt hatte.

Ihm war eine Antwort zuteil geworden. Er zweifelte nicht mehr. Der, in dessen Dienst er stand, hatte ihn an seiner Weisheit teilhaben lassen und ihm die Augen geöffnet. In gelöster Stimmung empfing Ironside den Bruder Serafino, der sich den ganzen Tag über in rührender Sorge um sein leibliches Wohl gekümmert hatte.

»Es ist Zeit fürs Abendessen«, mahnte Serafino.

»Du hast mich heute schon genug voll gestopft«, beschwerte sich Ironside gut gelaunt. »Ich weiß nicht mehr, wo ich ein Abendessen noch hinpacken soll. Aber ich mache dir ein Angebot: Wir essen zusammen, dann entwickle ich mehr Appetit.«

»Das wird leider nicht gehen«, klagte Serafino. »Draußen steht nämlich einer und möchte dich sprechen. Er sieht genauso verloren aus wie jener, der vor zwei Tagen hier war, und wahrscheinlich wird er dich ziemlich lang in Anspruch nehmen.«

Ironsides Interesse erwachte sofort. »Wo ist der Mann? Bitte schick ihn herein, Bruder.«

Serafino ging. Kurze Zeit später erschien unter der offenen Tür ein

junger Mensch, breitschultrig und hochgewachsen, in eine blaugraue Montur gekleidet, die ihm nicht sonderlich gut zu Gesicht stand. Serafino hatte Recht: Der Fremde schaute ebenso trostlos drein wie zwei Tage zuvor Silas Pranther. Aber gleichzeitig lag ein Ausdruck in seinen Augen, den Vater Ironside sich nicht erklären konnte.

»Wer schickt dich zu mir, mein Sohn?«, fragte er freundlich.

»Niemand«, lautete die eher schroffe Antwort. »Ich habe deine Adresse erfahren und bin gekommen, um mir Rat zu holen.«

»Wer nannte dir meine Anschrift?«

»Silas Pranther.«

»Ach. Sag mir, wo er sich aufhält.«

»Ich wusste es gestern, jetzt nicht mehr.«

»Wie geht es ihm?«

»Er hat Angst und hält sich verborgen. Er glaubt, die Vereinigung sei hinter ihm her, weil sie erfahren hat, dass er mit dir sprach.«

Mit einer einladenden Geste hatte Ironside den fremden Besucher inzwischen aufgefordert, Platz zu nehmen.

»Ich entnehme deinen Worten, dass du ebenfalls dieser Vereinigung angehörst.«

»Das ist richtig. Pranther und ich haben schon immer dieselbe Art von Zweifel empfunden, ob wir wirklich das Rechte tun. Pranther sagte mir, dass du ihm den Mut wiedergegeben hast. Vielleicht kannst du das selbe bei mir erreichen.«

Vater Ironside nickte gütig. »Das müssen wir gemeinsam versuchen, mein Sohn. Erlaube mir nur, dass ich zuvor dieses Ding hier abschalte...«

Das Bildgerät arbeitete zwar geräuscharm, wirkte während einer Unterhaltung aber doch störend. Ironside stand auf und suchte nach dem entsprechenden Sensor. Er probierte einige Schaltfelder aus, bevor er schließlich das richtige fand.

Es war diese Beschäftigung, die ihm letztlich das Leben rettete. Er stand hinter das Lesegerät gebückt, als ein greller Blitz ihn blendete. Krachender Donner schlug über ihm zusammen. Etwas ungeheuer Massives riss ihn von den Beinen. Er stieß ein Gurgeln aus, dann verließen ihn die Sinne.

Anfangs hatte er Mühe, den Mann zu erkennen, der sich über ihn beugte. Er hatte ihm schon gegenübergesessen, aber damals war seine Miene hinter einer Maske eines Neunzigjährigen verborgen gewesen. Das wirkliche Gesicht kannte er nur aus den Nachrichtenmagazinen.

»Danton...«, seufzte er. »Was ist... geschehen?«

»Wie fühlen Sie sich?«, antwortete der Exec-3 mit einer Gegenfrage.

»Matt, aber schmerzfrei«, diagnostizierte Vater Ironside das eigene Befinden.

»Die Explosion hat Sie kräftig durch die Mangel gedreht«, erläuterte Danton. »Die Bombe hat das Zimmer völlig verwüstet. Sie verdanken Ihr Leben ausschließlich dem Lesegerät, hinter dem Sie gestanden haben müssen, als die Explosion erfolgte.«

Ironside erinnerte sich. Er nickte nachdenklich. »Ja, so war es. Ich wollte den Kasten ausschalten, aber...« Plötzlich kam ihm ein fürchterlicher Gedanke. »Der junge Mann...«, stieß er hervor. »Was ist mit ihm?«

»Er war die Bombe«, erklärte Roi Danton. Sprachlos starrte Ironside sein Gegenüber an. »Ein Roboter«, fuhr Danton fort. »Auf Sie angesetzt, damit Sie den Söhnen der reinen Vernunft nicht weiter in den Plänen herumfuschen können.«

»Also ist man Pranthor doch auf die Spur gekommen«, ächzte Ironside.

»Es scheint so. Wir haben zudem noch keinen Hinweis auf seinen derzeitigen Aufenthalt.«

Ironside sah sich um. Er befand sich in einem behaglich eingerichteten, hellen Raum. Er ruhte auf einer bequemen Liege, neben sich einen kleinen Tisch mit Getränken und einem Monitor. »Das ist ein Hospital, nicht wahr?«, erkundigte er sich.

»Krankenstation zwölf in Imperium-Alpha«, antwortete Roi Danton. »Wir dürfen Sie nicht mehr aus den Augen lassen.«

»Wann werde ich...«

»... wiederhergestellt sein? Oh, die Ärzte behaupten, sie hätten noch nie eine solche Pferdenatur zu Gesicht bekommen. Sie haben gebrochene Rippen und Quetschungen oder Prellungen. Heute Abend, nehme ich an, wird man Sie hier entlassen. In Ihre Wohnung dürfen Sie allerdings nicht zurückkehren.«

»Was ist aus Serafino geworden? Hat er...«

»Er kam mit dem Schrecken davon. Er wartet übrigens draußen und möchte Sie unbedingt sehen.« Danton lachte hell. »Wahrscheinlich traut er meinen Auskünften nicht.«

»Oh, bitte... schicken Sie ihn herein«, bat Ironside.

»Wie? Über den Vorgang des Attentats wollen Sie gar nichts wissen?«, fragte Danton erstaunt.

»Nicht jetzt, mein guter Freund«, lächelte Ironside. »Es gibt wichtigere Dinge. Im Übrigen: Sind Ihre Ermittlungen denn schon abgeschlossen?«

»In Kürze«, bekannte Danton. »Aber wie Sie wollen. Ich rufe Bruder Serafino herein. Wir beide können uns später noch unterhalten.«

Er ging hinaus. Vater Ironside stemmte sich erwartungsvoll auf den Unterarmen in die Höhe. Nach wenigen Minuten kehrte Roi Danton zurück. »Ich kann Bruder Serafino nirgendwo finden«, sagte er. »Jemand hat behauptet, er sei dringend abberufen worden. Das ist alles.«

Ironside sank in die Polster zurück. »Er ist unverwundlich und wird schon wiederkommen«, meinte er hoffnungsvoll.

Den Roboter hatte die Explosion in Fetzen gerissen. Aber die Experten des Amtes für innere Sicherheit schafften es trotzdem sehr schnell, seine Struktur zu rekonstruieren. Es gab eine böse Überraschung. Der Roboter war ein Exemplar einer bis vor wenigen Wochen geheim gehaltenen Neuentwicklung, eine im höchsten Grad menschenähnliche Maschine. Galbraith Deighton hatte geplant, diesen Typ in Massen einzusetzen und durch sein Wohlverhalten den verwirrten Mitmenschen sozusagen ein Beispiel zu geben. Die Produktion war auf eine halbe Milliarde Roboter kalkuliert worden. Geschickt eingesetzt, würden sie womöglich auf ihre »Mitmenschen« einen solchen Einfluss gewinnen, dass der erschreckende Anstieg der Trivialkriminalität gebremst werden konnte.

Offensichtlich war einer dieser Roboter von den Söhnen der reinen Vernunft entwendet worden. Sie hatten seine Grundprogrammierung so verändert, dass er den Robotergesetzen zum Trotz Menschen in Gefahr bringen und sogar töten konnte. Und sie hatten in seinem Leib die Bombe installiert. Der Roboter war vom Produktionsprozess her mit einem schwachen Schirmfeld versehen, das verhinderte, dass seine positronische Streustrahlung angemessen werden konnte. Gerade diese Streustrahlung aber war es, anhand deren man - mit den geeigneten Spürgeräten - bisher verkappte Roboter von echten Menschen hatte unterscheiden können. Das Gebäude mit Vater Ironsides Wohnung war von Deightons Spezialisten rund um die Uhr überwacht worden. Aber den jungen Mann hatte man anstandslos passieren lassen.

Gegen achtzehn Uhr erschien Bruder Serafino, um endlich seinen Krankenbesuch abzustatten - zu einer Zeit also, da Vater Ironside längst ungeduldig darauf wartete, dass die Ärzte ihm erlaubten, das Hospital zu verlassen. Gesenkten Blicks betrat Serafino das Krankenzimmer, und sein Gruß klang bedrückt.

»Du hast Sorgen, Bruder, nicht wahr?«, erkundigte sich Ironside.

»Sorgen nicht, nur Kummer«, antwortete der Weißhaarige. »Ich wollte dich schon vor Stunden besuchen, aber ...«

»Was gab es?«

In Serafinos Augen trat ein Schimmer der Trauer. »Sie haben Silas Pranther gefunden«, sagte er.

»Silas Pranther?«, ereiferte sich Vater Ironside. »Wie geht es ihm? Und überhaupt, was hast du damit zu tun?«

»Ach, das ist eine traurige Geschichte«, jammerte Serafino. »Ich muss dir leider berichten, dass deine Aussprache mit Pranther erfolglos war. Er ist in der Sünde gestorben.«

»Er ist tot? In der Sünde? Bruder, spann mich nicht auf die Folter, ich bitte dich!«

»Er beging Selbstmord«, flüsterte Serafino. »Als er sich von dir verabschiedete, ging er nur bis zur nächsten Biegung des Korridors. Dort öffnete er die Klappe des Müllschachts und stürzte sich hinein. Er landete auf der Müllhalde tief unter dem Gebäude. Der Sturz wäre an sich nicht tödlich gewesen, denn die Müllhalde ist weich und nachgiebig. Aber erstens geriet er mit dem Schädel tief in den Abfall, und zweitens ist der Haldenraum mit giftigen Gasen gefüllt, die sich aus dem Müll entwickeln. Kurzum: Silas Pranther ist erstickt.«

Vater Ironside saß auf seinem Lager. Noch nie zuvor hatte ihn Bruder Serafino derart erregt gesehen.

»Du sagst, es sei Selbstmord gewesen?«

»Ich war zugegen, als die Ärzte ihre Schlüsse zogen. Man rief mich, weil auch wir diesen Müllschacht benutzen, und irgendjemand muss wohl herausgefunden haben, dass dieser Mann zuletzt bei uns war.«

»Aber - es könnte sein, dass man ihn in den Schacht hineingestoßen hat, nicht wahr?«

Serafino schüttelte den Kopf. »Die Ärzte dachten auch daran und suchten nach Anzeichen von Gewaltanwendung. Es gab keine. Stattdessen fand man Pranthers Fingerabdrücke an der Klappe zum Müllschacht.«

»Und woher weiß man, dass er gleich nach dem Besuch bei uns ... Ich meine, er könnte später noch einmal zurückgekommen sein.«

»Er trug einen Chronometer. Beim Sturz muss er gegen die Wand des Schachts geschlagen sein und blieb stehen. Er zeigt zwei Minuten vor vier. Pranther ging kurz vor vier, nicht wahr?«

Ironside nickte und starrte vor sich hin. Dann sprang er mit einem

Satz von der Liege. »Rasch, Serafino! Hilf mir, meine Kleider zu finden! Wir müssen fort.«

»Aber wohin...?«

»Das wirst du schon sehen. Zuerst müssen wir...« Ironside entdeckte seine Kleidung in einem Wandschrank. Hastig streifte er die sterile Klinikwäsche ab und zog sich an. Bruder Serafino schaute ihm hilflos zu. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und einer der Ärzte, mit denen Ironside tagsüber zu tun gehabt hatte, trat ein.

»Was ist hier los?«, fragte der Mediziner verwundert.

Ironside trat auf ihn zu, den Umhang erst halb geschlossen und die Hose beim Bund haltend, damit sie ihm nicht wieder hinabrutschte. »Sagen Sie, Doktor«, begann er beschwörend, »befinden wir uns wirklich im inneren Sektor von Imperium-Alpha?«

»Gewiss doch. Man legt auf Ihre Sicherheit größten Wert, Vater.«

»Dann kann man von hier aus direkt zum Büro des Großadministrators gelangen?«

»Ganz so einfach ist es nicht«, antwortete der Arzt, amüsiert über so viel Naivität. »Man muss zuerst...«

Ironside legte ihm die Hand auf den Arm. »Bitte, Doktor, verschaffen Sie mir Zutritt zu Rhodan. Oder zu Roi Danton. Die Sache ist mehr als wichtig. Ich muss einen der beiden innerhalb der nächsten zehn Minuten sprechen, oder es geschieht eine Katastrophe!«

Die echte Angst, die aus Ironsides Worten sprach, ließ den Arzt nicht länger zögern. »Ich bin zwar nur ein kleines Rädchen im großen Getriebe«, murmelte er, »aber ich will versuchen, was ich tun kann.«

»Das Attentat auf Vater Ironside ist ein höchst bedenkliches Ereignis«, erklärte Rhodan mit fester Stimme. »Nicht allein, dass es überhaupt stattgefunden hat, sondern besonders wegen der Mittel, die dabei eingesetzt wurden.«

»Du meinst den Simbot?«, erkundigte sich Danton. Simbot war eine Zusammensetzung aus Simulation und Robot, die Bezeichnung für den neuen Robotertyp.

»Genau - ich meine den Simbot! Der neue Typ wird in Fabrikationsstätten hergestellt, die hermetisch von der Umwelt abgeriegelt sind und Tag und Nacht kontrolliert werden. Galbraiths ganzes Konzept wäre zum Teufel, würde die Menschheit von der Existenz der Simbots erfahren. Aber aus einem der Sicherheitstrakte wird unbemerkt ein Prototyp entführt. Wie kann das geschehen?«

Die Frage war an Galbraith Deighton gerichtet.

»Das betreffende Exemplar stammt aus dem Karakorum-Werk«, antwortete der Sicherheitschef. »Sein Abhandenkommen wurde nicht bemerkt, weil er anscheinend auf völlig legale Weise aus dem Werk herausgenommen wurde.«

»Jemand spazierte also einfach hinein, nahm den Simbot bei der Hand und verschwand wieder?«, fuhr Reginald Bull auf.

»Ob es sich genau so abgespielt hat, weiß ich nicht«, antwortete Deighton ungerührt. »Aber es könnte so gewesen sein.«

»Nur ein eng begrenzter Personenkreis hat zu den Werken Zutritt«, ereiferte sich Roi Danton. »Weiß man im Karakorum-Werk nicht, wer den Simbot entführte?«

Deighton schüttelte den Kopf. »Von einer gewissen Klassifizierung an aufwärts sind die Besucher des Werks nicht mehr verpflichtet, sich bei der Aufsicht zu melden. Wir sind eben dabei, die Speicher der stationären Wachroboter abzufragen. Es ist möglich, dass einer der Wächter den Unbekannten gesehen und sein Bild aufgezeichnet hat. Aber...«

Galbraith Deighton wurde unterbrochen. Der Interkom summte. Rhodan nahm das Gespräch entgegen.

»Eine Meldung des städtischen Ordnungsamts, Sir«, eröffnete der Anrufer. »Silas Pranthor, der seit drei Tagen vermisst wird, wurde gefunden. Tot.«

Im selben Augenblick schwang die Tür auf. Eine Ordonanz mit hochrotem Kopf und zornig funkelnden Augen kam hereingeschossen. »Sir!«, rief der Mann mit keuchender Stimme. »Draußen stehen zwei Quälgeister, die es darauf abgesehen haben, mich um den Verstand zu bringen. Der eine besteht darauf...« Er wurde von einer breitschultrigen, in einen schwarzen Talar gekleideten Gestalt beiseite geschoben.

»Red nicht so viel, Männchen«, brummte der Mönch ungnädig. »Jedes Wort ist vergeudete Zeit.«

»Vater Ironside!«, rief Roi Danton überrascht.

Der schwarz Gekleidete verneigte sich leicht. »Ich bitte um Verzeihung für mein ungestümes Eindringen, aber die Angelegenheit duldet keinen Aufschub.« Ironside zeigte die Selbstsicherheit eines Mannes, der sich der Wichtigkeit seiner Mission bewusst ist. Die Ordonanz zog sich leicht verwirrt zurück, und erst dann betrat Bruder Serafino zögernd den Raum.

In der Bildwiedergabe des Interkoms wartete der Anrufer darauf, dass Rhodan sich wieder ihm zuwandte, aber Reginald Bull trat entschlossen vor und unterbrach die Verbindung.

»Sprechen Sie, Vater!«, forderte Rhodan.

»Ich habe soeben erfahren, Sir, dass Silas Pranthor in dem Haus, in dem ich wohne, tot aufgefunden wurde. Er hat Selbstmord begangen, und zwar unmittelbar nachdem er sich von mir verabschiedet hatte.«

Ironside blickte die versammelten Regierungsmitglieder der Reihe nach an. Ein verräterisches Funkeln in Rhodans Augen verriet ihm, dass der Großadministrator bereits verstanden hatte, was sich hinter der Feststellung verbarg. Auch Reginald Bull schien den Zusammenhang durchschaut zu haben. Deighton und Roi Danton hingegen erwiderten Ironsides Blick ein wenig erstaunt.

»Das heißt«, fuhr der Mönch fort, »dass die Söhne der reinen Vernunft auf keinen Fall von Pranthor selbst erfahren haben können, dass er mich aufsuchte, um zu beichten. Pranthor kann es ihnen nicht verraten haben, denn schon Minuten nachdem er mich verlassen hatte, war er tot. Die Verzweiflung muss ihn dazu getrieben haben, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen.« Er legte eine kurze Pause ein. Mittlerweile hatten auch Danton und der Sicherheitschef die entsetzliche Schlussfolgerung in ihrer ungeheuerlichen Tragweite erkannt. »Ich weiß nicht, meine Herren«, setzte Vater Ironside von neuem an, und nun klang seine Stimme zornig und bitter zugleich, »welche Informationen aus diesem illustren Kreis hinaus an die Öffentlichkeit gelangt sind. Aber von meiner Begegnung mit Silas Pranthor können die Söhne der reinen Vernunft nur auf dem Weg über Sie erfahren haben.«

Die Anschuldigung hing anklagend im Raum.

Niemand sprach. Roi Danton senkte den Kopf, als fühle er sich für das Attentat persönlich verantwortlich. Galbraith Deighton schien in tiefes Nachdenken versunken. Reginald Bull hatte sich abgewandt und die Hände fast bis zu den Ellenbogen in die Taschen gerammt. Nur Rhodan zeigte sich äußerlich ungerührt. Er musterte Ironside, als müsse er sich erst entscheiden, ob er dessen Worte ernst nehmen sollte oder nicht.

»Das ist seltsam«, sagte Perry Rhodan nach einer Weile. »Erst gelangen wir zu der Erkenntnis, dass jemand aus den oberen Rängen der Administration den Simbot aus dem Karakorum-Werk entführt haben muss. Gleich darauf wird uns deutlich gemacht, dass die Information über Silas Pranthor und Vater Ironside ausgerechnet aus diesem Kreis nach draußen gelangt sein muss. Wer findet dafür eine Erklärung?«

Sein Blick fiel zuerst auf Galbraith Deighton. Er sah, dass der Halbmutant zusammenzuckte und die Augen in ungläubigem Schreck aufriß. Gleichzeitig erklang hinter ihm eine eigentümlich harte Stimme -

eine bekannte Stimme, die er noch nie in diesem Tonfall hatte sprechen hören.

»Machen wir Schluss mit dem Theater«, sagte die Stimme. »Es ist der Vernunft unwürdig. Das Signal ist gegeben, und die Revolution wird sich mit unwiderstehlicher Macht über diese Welt ergießen, bis sie das Licht der reinen Vernunft auch in den hintersten Winkel getragen hat. Der Mann, den ihr sucht... dieser Mann bin ich!«

Mit langsamen, roboterhaften Bewegungen drehte Perry Rhodan sich um. Sein Gesicht war versteinert. In diesem Augenblick, und nur diese eine Sekunde lang, wirkte der große Mann der Menschheit kraftlos. Er musterte Bull, der vor ihm stand und mit einem mittelschweren Strahler auf ihn zielte - den Freund, den Kameraden, der den langen Weg seit der ersten Mondlandung bis zum heutigen Tag Seite an Seite mit ihm gegangen war.

»Du...?«

»Ja«, antwortete Reginald Bull mit einer Kälte, die jeden im Raum schauern ließ. »Ich bin Bruder-eins!«

4.

Das Urteil

Mit fürchterlicher Präzision lief die Revolution ab. Reginald Bull hatte schon vor dem kritischen Gespräch erkannt, dass die Bewegung der Söhne der reinen Vernunft sich höchstens noch ein oder zwei Tage lang würde geheim halten lassen. Seine Fachleute hatten ihm zudem die Information zukommen lassen, dass die Aphilie rascher als bisher erwartet um sich griff. Nach den neuesten Erkenntnissen würde es nur noch zwei Monate dauern, bis die Hälfte der Menschheit den Zustand der reinen Vernunft erreichte.

Nicht aus Furcht oder weil er die Gefahr durch die Regierung überschätzte, sondern aus kühler Überlegung heraus hatte Reginald Bull, der Bruder-eins, das Signal gegeben, das die erbarmungslose Maschinerie der Revolution in Bewegung setzte. Mit einer Präzision, wie nur Menschen sie entwickeln können, deren logischer Denkprozess von jeglicher Emotion unbelastet bleibt, waren die Details des Aufstands vorgezeichnet. Längst lagen bei den Verantwortlichen Befehle, von Staatsmarschall Bull unterzeichnet, die im entscheidenden Augenblick hoch-

rangige Militärs veranlassen würden, Dienstreisen anzutreten und ihre Truppen allein zu lassen. Ihre Stellvertreter, zuverlässige Söhne der reinen Vernunft, hatte Reginald Bull ebenfalls bereits bestimmt und ihnen klar gemacht, dass sie die Truppen ruhig halten mussten.

Nirgendwo erwuchs der Revolution ernst zu nehmender Widerstand. Viele Menschen merkten nicht einmal, was geschah. Die Bevölkerung wurde zum ersten Mal auf den außergewöhnlichen Vorgang aufmerksam, als die Nachrichtenmagazine nicht zur gewohnten Zeit auf Sendung gingen. Einige Stunden lang herrschte Schweigen auf allen Frequenzen. Und als die Übertragungen wieder begannen, war die Revolution schon unumkehrbar.

»Das Amt des Großadministrators wurde abgeschafft und der entsprechende Absatz der Verfassung gestrichen.« Das war die erste Neuigkeit für die staunenden Menschen.

Kein Wort über den bisherigen Amtsinhaber. Was war aus Perry Rhodan geworden? Die Nachrichten schwiegen sich aus. Erst allmählich kamen Andeutungen: »Erste Untersuchungen ergeben, dass die bisherige Administration von einer Korruption atemberaubenden Ausmaßes beherrscht wurde...«

Schließlich ließ man die Katze aus dem Sack. »Es ist undenkbar, die Verantwortung für das Wohl und Wehe der Menschheit Personen zu überlassen, die von Emotionen beherrscht werden. Nur die reine Vernunft kann diese gewaltige Aufgabe zum Nutzen der Menschen bewältigen.«

Am Abend des 4. Juli 3540 allgemeiner Zeitrechnung zeigte sich das neue Staatsoberhaupt den Menschen. Reginald Bull verkündete, er habe den Titel des Staatsmarschalls abgelegt. Als Vorsitzender des Regierungsrats nannte er sich jetzt »Licht der Vernunft«.

Zugleich erklärte er den alten Kalender für abgeschafft.

»Die Anhänglichkeit an die frühere Zeitrechnung ist sentimental und daher nutzlos, wenn nicht sogar schädlich«, erklärte das Licht der Vernunft. »Sie ist ebenso unnütz wie die schwärmerische Sehnsucht nach jener Sonne, um die dieser Planet bis vor achtzig Jahren kreiste. Wir alle müssen die Sehnsucht nach der alten Sonne und die lächerliche, unlogische Anhänglichkeit an eine irrationale Zeitrechnung in uns bekämpfen. Heute ist der siebte Mai des Jahres dreiundneunzig, und von nun an wird ausschließlich nach dem neuen Kalender gerechnet, der in Gang gesetzt wurde, als unser Planet um die neue, Vernunft spendende Sonne zu kreisen begann.«

Späteren Generationen blieb es vorbehalten, den Lapsus in diesen

Worten des Lichtes der Vernunft zu entdecken. »Jene Sonne, um die dieser Planet bis vor achtzig Jahren kreiste« - das waren Standardjahre eben jener alten Zeitrechnung, die Reginald Bull in seinem nächsten Satz verdamnte und für abgeschafft erklärte.

Er sprach lange. Er sprach mit jener gefühllosen Klarheit, in der bereits vierzig Prozent der Menschen ihr eigenes Denken und Empfinden wiedererkannten. Der Rest der Menschheit staunte. Wo war Bully geblieben, der Wetterer, der kein Blatt vor den Mund nahm, der Eiferer für Gerechtigkeit und die Rechte des kleinen Mannes? Er schien ein anderer geworden zu sein, fast eine Maschine.

Erst zum Schluss seiner mehrstündigen Ansprache kam er auf die Dinge zu sprechen, die alle noch nicht von der Aphilie befallenen Menschen am meisten bewegte.

»Die Mitglieder der alten Administration wurden unter Arrest gestellt«, verkündete er mit einer Leidenschaftslosigkeit, der niemand anmerken konnte, dass eine der Personen, von denen er sprach, über nahezu sechzehn Jahrhunderte hinweg sein engster Freund gewesen war. »Es besteht der begründete Verdacht, dass diese dekadente Regierung, die durch die reine Vernunft vom Platz gefegt worden ist, wiederholt gegen die Interessen des Volkes verstoßen hat. Die Leitsätze dieser Regierung wurden von Gefühlsduselei und Vorurteilen geprägt. Sollte sich der Verdacht bewahrheiten, woran ich in diesem Augenblick nicht zweifeln kann, dann wird der Volksrat sich nicht scheuen, das einzige Urteil zu fällen, das den Verbrechen dieser Verblendeten gerecht wird, nämlich sie vom Leben zum Tode zu befördern.«

Diese letzte Bemerkung hätte das Licht der Vernunft besser unterlassen. Bull und seine Positroniken hatten die Einstellung der noch nicht von der Aphilie beeinflussten Bevölkerung falsch eingeschätzt. Es hatte - besonders in den ersten Jahren nach der unseligen Flucht aus dem heimatlichen Sonnensystem - viele gegeben, die Perry Rhodan verfluchten und ihn für das Missgeschick der Menschheit verantwortlich machten. Aber jene Jahre der Unzufriedenheit waren vorbei, und unter denen, die sich ihre Gefühle noch bewahrt hatten, gab es kein Verständnis dafür, dass Rhodan und seine Mitarbeiter sterben sollten.

Schon wenige Stunden nach Reginald Bulls Ansprache wuchs die Unruhe. Von den Sicherheitsorganen der neuen Regierung wurden Zusammenrottungen, Demonstrationen und Protestversammlungen gemeldet. In Terrania City verbrachte man die Nacht damit, die immer

zahlreicher einlaufenden Meldungen zu verfolgen. Am nächsten Morgen war klar, dass die Drohung des Lichtes der Vernunft, Perry Rhodan und seine Anhänger mit dem Tode zu bestrafen, die noch nicht von der Aphilie erfasste Menschheit so in Aufruhr versetzt hatte, dass der Erfolg der Revolution ernsthaft in Frage gestellt wurde.

Allein den Grundsätzen der Logik folgend, zog Reginald Bull aus dieser Entwicklung seine Schlüsse. Gegen Mittag berief er eine Sonder-sitzung des Regierungsrats ein.

»Rhodan darf nicht getötet werden«, erklärte er unumwunden, nachdem er die Sitzung eröffnet hatte.

Es mochten unter seinen Brüdern und Schwestern einige sein, denen diese von der reinen Vernunft diktierte Schlussfolgerung nicht sofort verständlich war. Denn etliche Blicke richteten sich fragend auf den Bruder-eins, das Licht der Vernunft.

»Die Unruhe ist zu groß«, konstatierte Bull. »Wir dürfen nicht vergessen, dass noch immer die Hälfte der Menschheit in ihrer dekadenten und gefühlsbetonten Denkwelt verharret. Mit diesen Leuten müssen wir Geduld haben. Eines Tages werden auch sie zu uns finden, aber vorerst sind sie nicht damit einverstanden, dass wir ihr Idol hängen.«

Das sahen sie ein. Der Erfolg der Revolution erforderte vorübergehend Kompromisse. Andererseits musste Rhodan beseitigt werden, denn er stellte, solange er sich auf der Erde befand, die größte Gefahr dar.

»Selbstverständlich muss er verschwinden«, antwortete das Licht der Vernunft auf entsprechende Fragen. »Ich habe einen Plan entwickelt, der zwei, vielleicht sogar drei Fliegen mit einer Klappe schlägt. Ich warte aber noch auf die letzten Berechnungen. Sobald mir ein positives Bewertungsergebnis vorliegt, werde ich es verkünden.«

Dabei blieb es. Neugierde hielten die Brüder für ein Zeichen der Unreife. Die Versammlung löste sich auf. Das Urteil über Perry Rhodan und seine Getreuen war bereits gesprochen.

Ihr Gefängnis in Imperium-Alpha war nicht unbehaglich. Es bestand aus einer Reihe miteinander verbundener Räume. Auf den Gängen patrouillierten Roboter, die nur noch den Söhnen der Vernunft gehorchten.

Schnell wuchs die Zahl der Gefangenen. Bruder-eins hatte von Anfang an darauf geachtet, schon in den ersten Minuten das Kommandozentrum Imperium-Alpha fest in seine Hand zu bekommen. Es war

nicht nur der Hauptnerv des terranischen Kontrollsystems, der riesige Komplex barg die Unterkünfte fast aller Personen, die Reginald Bull im ersten Augenblick des Aufstands in sicheren Gewahrsam bringen musste. Zu ihnen gehörten die Mutanten. Sie wurden sofort verhaftet, als die vier Regimenter der Söhne der reinen Vernunft in den Kontrollkomplex eindrangen. Die besonders gefährlichen unter ihnen, also die Teleporter, Telekineten und jene, die hypnotische Kräfte besaßen, wurden unter Drogen gesetzt und befanden sich danach in einem Zustand, der es ihnen nicht erlaubte, ihre Fähigkeiten einzusetzen. Von Robotern wurden die Gefangenen in die Quartiere zu Perry Rhodan, Roi Danton, Galbraith Deighton und Vater Ironside sowie Bruder Serafino gebracht.

»Wir werden sehen, dass die Söhne der reinen Vernunft sich getäuscht haben«, versprach Ironside mit leuchtenden Augen. »Noch ist der größte Teil der Menschheit nicht von der entsetzlichen Lieblosigkeit erfasst.«

Perry Rhodan sah die Lage weniger optimistisch. »Sie vergessen, dass die Söhne der Vernunft eine starke Organisation besitzen, der die unvorbereitete Menschheit nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Die Söhne gehen mit radikalem Eifer zu Werk, während der Durchschnittsbürger alles andere als der geborene Kämpfer ist und sich in vielen Fällen einfach überrumpeln lässt. Und schließlich hat Reginald Bull seine Privilegien eingesetzt, um der Revolution den Boden zu bereiten und ihr einen derart großen Vorsprung zu verschaffen, dass sie nicht mehr eingeholt werden kann.«

»Sie geben auf?«, fragte Ironside verwirrt. »Ausgerechnet der Mann, in den der gesunde Teil der Menschheit seine Hoffnungen setzt?«

Rhodan zuckte mit den Schultern. »Ich sehe die Lage realistisch«, verteidigte er sich. »Ich glaube nicht, dass wir Rettung von draußen zu erwarten haben.«

»Aber was bleibt uns dann noch...?«

»Wir müssen uns mit der Revolution arrangieren. Ich sehe da eine besonders vordringliche Aufgabe.«

»Und die wäre...?«

»... unseren Hals zu retten!«

Ein neuer Tag - eine neue Sitzung des Regierungsrats.

»Von verschiedenen Seiten«, erklärte Bruder-eins tonlos sachlich, »ist ein gewisser Wunsch an mich herangetragen worden, der beweist,

dass einige unter uns den Zustand der vollkommenen Reife noch nicht erreicht haben. Ich will im Einzelnen erläutern, warum ich auf diesen Wunsch nicht eingehen kann. Fangen wir an: Unser gegenwärtiger Zustand stellt die höchste Stufe der Entwicklung dar, die der Mensch bis jetzt erreicht hat. Gibt es daran Zweifel?»

Die Brüder zwei bis zehn schüttelten wortlos die Köpfe. Es gab keinen Zweifel.

»Also«, fuhr Bruder-eins fort, »ist es unsere vordringlichste Aufgabe, diesen Stand der Entwicklung zu halten, andere Menschen so rasch und so zahlreich wie möglich zu unserem Entwicklungsstand heraufzuziehen und alles in unserer Kraft Stehende zu tun, damit kein Rückschritt eintritt.«

Auch das war klar.

»Wir wissen aber, dass es ein sicheres Mittel gibt, den Einzug der reinen Vernunft in das Bewusstsein eines Menschen zu verhindern. Warum dieses Mittel gerade in meinem Fall - und zu meinem großen Glück - versagt hat, ist noch nicht bekannt, aber eines Tages werden wir auch darüber Bescheid wissen. Kennt einer von euch das Mittel?»

»Der Zellaktivator!«, antwortete einer der Männer.

»In allen Fällen außer dem meinen hat der Zellaktivator den Einfluss der reinen Vernunft unterdrückt und dazu geführt, dass sein Träger im Zustand der dekadenten Emotionalität verblieb«, bestätigte Bruder-eins. »Wissenschaftler haben herausgefunden, warum das so sein muss: Der Aktivator erzeugt ein mehrdimensionales Feld, das den befreienden Einfluss der Sonnenstrahlung zunichte macht.«

Bull legte eine kurze Pause ein, bevor er fortfuhr: »Nachdem uns allen dies klar ist, kann ich nicht verstehen, dass sich Brüder an mich wenden und verlangen, dass ihnen die Zellaktivatoren der Gefangenen ausgehändigt werden. Derjenige, der ein solches Vorhaben ausführte, käme zwar in den Besitz eines verlängerten Lebens, aber um welchen Preis. Er müsste alle Vorteile aufgeben, mit denen die befreiende Strahlung der Sonne Medaillon uns versehen hat. Er würde von der Stufe des Homo sapientior hinabsteigen zum Niveau des gefühlsbeladenen, unlogisch denkenden und handelnden Wesens, das die Vorstufe unserer Entwicklung darstellt. Kann ein vernünftiger Mensch so etwas wünschen?»

»Nein!«, antworteten die Brüder und am lautesten unter ihnen die drei, die den Wunsch an das Licht der Vernunft herangetragen hatten.

Damit war die Diskussion beendet. Reginald Bull hatte in dem Ansinnen der drei Brüder nichts anderes gesehen als den Wunsch nach ewigem Leben. Das Argument, mit dem er den Wunsch zurückgewiesen

hatte, war echt. Er glaubte wirklich, dass der Besitz eines Aktivators - außer in seinem eigenen Falle - sich mit dem Besitz der reinen Vernunft nicht vereinbaren ließ.

Was Reginald Bull außer Acht ließ, war der Umstand, dass die Sehnsucht nach ewigem Leben noch einen anderen Hintergrund hatte. In diesem Wunsch kam zum ersten Mal zum Ausdruck, dass fortan die menschlichen Urinstinkte ein dominanter Faktor des Verhaltens sein würden. Die drei Brüder hatten den Zellaktivator nicht gewollt, weil sie sich nach dem ewigen Leben sehnten, sondern weil sie den Tod fürchteten.

Die Verhandlung gegen die »Gruppe Rhodan« fand am 9. Juli 3540 allgemeiner Zeitrechnung (alter Kalender) statt. Als »Gruppe Rhodan« war eine juristische Person definiert worden, deren Einzelbestandteile Perry Rhodan und seine engsten Mitarbeiter bildeten. Interessant war, dass man Vater Ironside und Bruder Serafino nicht als der Gruppe zugehörig betrachtete. In ihrer seelenlosen Logik waren die Söhne der reinen Vernunft zu dem keineswegs unvernünftigen Schluss gelangt, dass die beiden Geistlichen mit Rhodan und seinen Leuten nicht wirklich etwas gemein hatten und dass der Tag schon kommen würde, an dem auch sie der »läuternden« Strahlung der Sonne Medaillon erlagen und damit ebenfalls zu Söhnen der Vernunft wurden.

Rhodan und seinen Leuten wurde mit hochtrabenden Worten mitgeteilt, dass man die juristische Person »Gruppe Rhodan« definiert habe, um das Verfahren gegen sie abzukürzen. Da alle sich ohnehin der gleichen Vergehen schuldig gemacht hatten, bestehe kein Anlass, gegen einzelne Mitglieder der Gruppe getrennt zu verhandeln, die inzwischen aus über eintausend Personen bestand. Alle gehörten zu Perry Rhodans engem Mitarbeiterkreis. Unter ihnen waren Aktivatorträger, Mutanten und Halbmutanten, aber auch ganz normale Menschen. Verblüffend war, dass bislang auch unter den Personen, die keinen Aktivator besaßen, noch kein Fall von Aphilie aufgetreten war. Bei dem Haluter Icho Tolot, bei Lord Zwiebus, dem Steinzeitmenschen, und ebenso den Emotionauten, deren psychische Struktur sich von der eines einfachen Terraners deutlich unterschied, verwunderte das nicht. Von ihnen konnte erwartet werden, dass sie der gefährlichen Strahlungskomponente im Spektrum der Sonne Medaillon standhielten. Für die Widerstandskraft der anderen gab es zunächst noch keine Erklärung. Waringer, mit dem Rhodan das Problem diskutierte, war überzeugt, dass auch sie im Laufe der Zeit zu Aphilikern werden würden.

Die Verhandlung geriet zur Farce. Die gesamte »Gruppe Rhodan« wurde unter starker Bewachung in einen der Säle geführt, die früher den Ausschüssen des Völkerrates für ihre Sitzungen gedient hatten. Die Zuschauertribüne war mit Neugierigen besetzt, denn die neue Regierung hatte es nicht gewagt, den Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu führen. Die Angeklagten hatten zu stehen.

Vorne, vor der Mitte der Stirnwand, thronte der Richter - eine Position. Die Söhne der reinen Vernunft hatten Mühe und Aufwand nicht gescheut, die Maschine in aller Eile installieren zu lassen. Sie war nach den Grundsätzen der reinen Vernunft programmiert.

Die Gefangenen waren kaum vorgeführt, da eröffnete der Rechner die Verhandlung. »Im Namen der Vernunft. Ihr, die Gruppe Rhodan, seid der folgenden Vergehen angeklagt: erstens, die Behinderung der Vernunft auf ihrem Vormarsch in die Bewusstseins der Menschen. Zweitens, die Vernachlässigung der Interessen des Volkes durch Überlastung der Politik mit dekadenter Emotionalität. Drittens...«

Es gab vierhundertundzwei Anklagepunkte, aber kein einziger davon wurde durch ein Gesetz gedeckt, das zu Rhodans Amtszeit bestanden hatte. Die Söhne der reinen Vernunft hatten in aller Eile diese Gesetze neu verabschiedet und legten sie dem Verfahren zugrunde, um den Schein zu wahren. Ihr Anliegen war zu durchsichtig: Rhodan musste verschwinden. Dazu war jeder Vorwand recht.

Die Aufzählung der Anklagepunkte nahm knapp zwei Stunden in Anspruch. Nach einer flüchtigen Pause ging es weiter.

»Die Summe dieser Vergehen ist todeswürdig. Der Rat der reinen Vernunft ist jedoch gewillt, Gnade walten zu lassen, sofern das wichtigste Mitglied der Gruppe, Perry Rhodan, nach vorne tritt und klar und unmissverständlich erklärt, dass er sich, auch im Namen der anderen Mitglieder der Gruppe, der Vergehen für schuldig bekennt und Reue empfindet. - Tritt nun vor, Angeklagter!«

Rhodan sah sich um. In den Gesichtern seiner Freunde las er blanken Zorn. Er spürte die stumme Aufforderung, sich dieser Schmach nicht zu beugen. Trotzdem lächelte er und schüttelte den Kopf. Der Tod war ihnen allen gewiss, wenn er nicht tat, was von ihm verlangt wurde. Er trug die Verantwortung nicht nur für sein eigenes Leben, sondern zugleich für das der mehr als eintausend Männer und Frauen, Terraner und Nichtterraner, die mit ihm zusammen inhaftiert waren. Auch für die Mutanten, die unter Drogeneinfluss apathisch am Boden kauerten, ihrer parapsychischen Fähigkeiten beraubt.

Er straffte die Schultern. Wütendes Gemurmel erklang ringsum, als

er sich in Bewegung setzte. Dann sagte er mit hallender Stimme: »Ich erkläre mich, ebenso im Namen meiner Freunde, für schuldig im Sinne der Anklage. Ich erkläre außerdem, dass die Gruppe Rhodan Reue empfindet.«

Lähmendes Schweigen lastete über dem riesigen Saal. Selbst von der Zuschauertribüne her war kein Laut zu hören. Aber die Stille hielt nur wenige Sekunden.

»Die Bedingungen sind erfüllt!«, dröhnte die Positronik durch den Saal. »Die Vernunft lässt Gnade walten. Die Gruppe Rhodan sowie eine weitere Ansammlung von Menschen, bei denen wenig Hoffnung besteht, dass sie sich durch das Licht der reinen Vernunft jemals werden erleuchten lassen, werden für immer von der Erde verbannt. Ihr Eigentum fällt dem Rat der Vernunft anheim. Sie verlieren ihre Rechte als Bürger dieses Staates, und ihnen wird bei Androhung der Todesstrafe verboten, je wieder den Fuß auf die Oberfläche des Planeten Erde zu setzen.

Zur Durchführung dieses Beschlusses wird den Verurteilten das soeben fertig gestellte Fernraumschiff SOL zur Verfügung gestellt. Die Verhandlung gegen die Gruppe Rhodan ist hiermit geschlossen. «

Verbannung

Das also waren die Fliegen, die Reginald Bull mit einer Klappe hatte schlagen wollen. Perry Rhodan und seinen Anhängern widerfuhr kein körperliches Leid. Das beruhigte die aufgeregten Massen, die um ihren Großadministrator gefürchtet hatten, weil ihnen die Gnade der reinen Vernunft noch nicht zuteil geworden war. Zweitens wurde die SOL von der Erde entfernt. An dieses Raumschiff klammerten sich die Hoffnungen jener Unbelehrbaren, die das Heil der Menschheit allein in einer Rückkehr in die heimatliche Galaxis sahen. Gab es die SOL nicht mehr, würden diese Schwarmgeister über kurz oder lang zur Ruhe kommen. Denn drittens mussten die von der reinen Vernunft noch nicht Berührten jetzt glauben, dass Perry Rhodan nichts Eiligeres zu tun haben würde, als die heimatliche Milchstraße anzufliegen, dort die versprengten Überreste der Menschheit zu sammeln und sie zu einem Kreuzzug gegen die neuen Machthaber der Erde zu vereinen. Rhodans Verbannung würde unter den Verblendeten also Hoffnungen wecken, und gerade diese Hoffnungen waren es, die auf der Erde zunächst für Ruhe sorgen würden.

Die Verurteilten, die ernsthaft um ihr Leben gefürchtet hatten, wurden durch die Entscheidung in einen euphorischen Zustand versetzt. Ihre Gedankengänge bewegten sich ebenso entlang den Bahnen, mit denen Reginald Bull in seiner kühlen Logik gerechnet hatte: zurück in Richtung Milchstraße! Auf Gää, im Innern der Dunkelwolke Provcon-Faust, lebten Milliarden Menschen, die sofort bereit sein würden, eine Flotte von Fernraumschiffen auszurüsten und die Erde zu befreien. Die Koordinaten der heimatlichen Galaxis waren seit Jahrzehnten in den Speichern der SOL verankert. Man konnte sich die Milde der Revolutionsregierung nicht erklären und fragte sich ernsthaft, ob die Söhne der reinen Vernunft wirklich gar so vernünftig geworden waren.

Wieder war es Rhodan, der den überschäumenden Optimismus seiner Leute dämpfte. »Ich halte es für völlig widersinnig zu glauben, dass sie uns so ungeschoren davonkommen lassen und zudem eine ernste Gefahr für sich heraufbeschwören«, sagte er. Es war ein unbestimmbares, warnendes Gefühl, das ihn davon abhielt, die Euphorie der anderen zu teilen. Aber da er weiter nichts zu sagen wusste, hatte seine Warnung kaum einen dämpfenden Einfluss auf die überschäumende Freude.

Vater Ironside und Bruder Serafino waren unmittelbar nach dem Urteil über die »Gruppe Rhodan« ebenfalls vor den »Richter« geführt worden. Ihnen hatte die Positronik zugebilligt, dass sie aus Verblendung und logischer Kurzsichtigkeit gehandelt hätten. Es wurde ihnen freigestellt, ob sie sich der Gruppe Rhodan anschließen oder auf der Erde bleiben wollten. Für den Fall, dass sie bleiben wollten, hatten sie zu versichern, dass sie sich dem Vormarsch der reinen Vernunft kein zweites Mal in den Weg stellen würden. Vater Ironside leistete dieses Gelöbnis, ohne mit der Wimper zu zucken, und Bruder Serafino schloss sich ihm an. Danach wurden beide Mönche einstweilen in ihre Quartiere zurückgebracht, denn auch sie sollten erst an dem Tag entlassen werden, an dem die SOL startete.

»Vater«, fragte Perry Rhodan, »haben Sie wirklich ein so starkes Verlangen danach, hier zu bleiben? Unter Verrückten, die glauben, die reine Vernunft entdeckt zu haben, nur weil ihnen die Fähigkeit abhanden gekommen ist, Gefühle zu empfinden?«

Ironside blickte ihn aus klaren Augen an. »Selbstverständlich«, antwortete er. »Ich gehöre zu diesen Menschen. Meine Aufgabe ist, ihnen das Wort näher zu bringen.«

»Wie viel Aussicht auf Erfolg rechnen Sie sich dabei aus?«

»Danach darf ich nicht fragen. Ich habe gelobt, Gottes Wort zu verkünden, und dieses Gelübde werde ich nicht brechen.«

Die Lichter waren gedämpft. Es ging auf Mitternacht zu. Aus dem Halbschatten wuchs eine hohe, breitschultrige Gestalt heran. »Ich habe kein Gelübde geleistet«, sagte sie ernst, »aber auch ich habe vor, auf der Erde zu bleiben!«

»Michael, du?«, fragte Rhodan überrascht.

»Ja, ich. Es ist undenkbar, dass wir die Menschen im Stich lassen.«

»Sie wollen im Stich gelassen werden«, hielt Perry Rhodan ihm entgegen. »Sie schicken uns in die Verbannung.«

»Aus dir spricht eine Verbitterung, die dir keiner übel nehmen kann, aber trotzdem ist es Verbitterung«, antwortete Roi Danton. »Es sind die Söhne der reinen Vernunft, allen voran dein alter Freund Reginald Bull, die dich ins Exil schicken. Doch außer den Götzen der Vernunft leben auf der Erde Menschen, die immer noch so denken wie du und ich. Sie sind glücklich, dass du mit dem Leben davongekommen bist. Sie werden auf deine Rückkehr warten, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Denn sie erwarten, dass du in der Milchstraße eine Streitmacht ausrüstest und zurückkommst. Aber glaubst du wirklich, dass du es schaffen wirst? Bist du nicht ebenso sicher wie ich, dass die Söhne der Vernunft diesem Vorhaben einen höchst wirksamen Riegel vorgeschoben haben? Und was wird aus der enttäuschten Hoffnung der Normalen? Werden sie glauben müssen, dass du sie sang- und klanglos im Stich gelassen hast? Wäre es dir nicht lieber, es gäbe auf der Erde einen - auch wenn er im Verborgenen operieren muss -, der das Bild der Freiheit im Bewusstsein der Terraner aufrechterhalten kann?«

Perry Rhodan machte eine fahrig-geste. »Das sind Illusionen«, wehrte er ab. »In einigen Monaten, spätestens in ein paar Jahren, werden alle der Aphilie erlegen sein. Dann kräht kein Hahn mehr nach Perry Rhodan und nach dem, was wir unter Freiheit verstehen.«

»Bis auf die wenigen«, parierte Roi Danton mit erhobener Stimme, »die gegen diese entsetzliche Krankheit immun sind. Die der Rat der Vernunft jagen wird, bis sie nicht mehr weiterkönnen.«

»Wie viele werden das sein?«

»Selbst wenn es nur fünf oder zehn wären... Wie fühlst du dich bei dem Gedanken, sie hilflos ihrem Schicksal zu überlassen? Solange ich mich auf der Erde aufhalte, bleibt ihnen ein winziger Rest Hoffnung. Es wird Jahre dauern, bis Reginald Bull alle positronischen Sicherheitsvorkehrungen so geändert haben wird, dass sie auf die bisher Privilegierten nicht mehr reagieren. In der Zwischenzeit kann ich Vorräte horten, Arsenalanlagen anlegen, ein sicheres Versteck für die Immunen schaffen.«

Michael Rhodan alias Roi Danton erkannte, dass er sich zu sehr in

die Erregung hineingesteigert hatte. Er schnappte nach Luft, um den Wirrwarr seiner Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Dann sagte er mit veränderter, aber ruhiger Stimme: »Ich lasse an meinem Entschluss nicht rütteln. Ich bleibe auf der Erde! - Aber es würde mich schmerzen, wenn ich gegen deinen Willen handeln müsste.«

Perry Rhodan schüttelte den Kopf. Ein merkwürdiges Leuchten trat in seine grauen Augen. »Nein, du brauchst es nicht gegen meinen Willen zu tun, Michael«, antwortete er und reichte seinem Sohn die Hand. »Ich stehe hinter deinem Entschluss.«

Der 10. Juli des alten Kalenders war der Tag der Einschiffung. Die Gefangenen wurden unter starker Bewachung in robotgesteuerte Großtransporter verladen. Sie ahnten nur, dass es zum Raumhafen ging, wissen konnten sie es nicht.

Als sich nach halbstündiger Fahrt die Behälter öffneten, befanden sie sich am südlichsten Ende des riesigen Raumhafens von Terrania City. Ein Gebiet von mehr als sechzig Quadratkilometern wurde von einem starken Aufgebot an Truppen und Kampfrobotern abgeriegelt. Innerhalb der Absperrung entluden andere Großtransporter längst ihre Fracht.

Männer und Frauen sammelten sich auf dem weiten Landefeld.

Der erste Eindruck, der jedermanns Blick fesselte, war der des riesigen Raumschiffs, das inmitten des abgesperrten Gebiets mit seiner Heckrundung über dem Boden schwebte. Eine gewaltige Hantel, aus hellrotem, einen blassblauen Schimmer ausstrahlendem Ynkelonium-Terkonit-Verbundstahl bestehend, das gewaltigste Gebilde - mit Ausnahme von OLD MAN -, das die Menschheit jemals erschaffen hatte.

Die Hantel stand aufrecht. Die Wandung der unteren Kugel, auf der in Hunderte von Metern großen Lettern die Zeichen SZ-2, also Sol-Zelle 2, prangten, war in einem Fesselfeld gefangen und hing etwa fünfzig Meter hoch. SZ-2 war, ebenso wie SZ-1 am oberen Ende der Hantel, ein eigenständiges Superraumschiff der UNIVERSUM-Klasse, 2500 Meter durchmessend. Aus dem oberen Polende von SZ-2 ragte das zylindrische Gebilde hervor, das den Mittelteil der Hantel darstellte, gedrungen und massig wirkend mit seiner Länge von 1500 Metern und gleichem Durchmesser. Um die Mitte des Zylinders wand sich der Wulst, in dem das Antriebssystem für diesen Teil des Gesamttraumschiffs untergebracht war. Und ganz oben schließlich die zweite Kugel-

zelle, ein weiteres Superschlachtschiff der UNIVERSUM-Klasse, die Sol-Zelle 1.

Unter dem blauen, leicht diesigen Himmel des Raumhafens bot das gewaltige Fahrzeug ein Bild erdrückender Wucht und unwirklicher Schönheit zugleich. Die Verbannten standen da und schienen ihr Schicksal vergessen zu haben. Sie starrten in die Höhe. Die Augen versuchten, das weit über sechs Kilometer hohe Riesengebilde in den Griff zu bekommen.

Von einem der Transporter schallte die dröhnende Stimme eines Roboters über das Feld: »Die Verurteilten werden aufgefordert, auf die gelbe Markierung des Antigravfelds zu achten, das in wenigen Augenblicken unter dem Südpol der Sol-Zelle zwei aktiviert wird. Die Verurteilten haben in steter Reihe, ohne Unterbrechung, die gelbe Markierung zu überschreiten und werden ins Innere des Raumschiffs transportiert.«

Sekunden später öffnete sich in der Polrundung der SZ-2 eine riesige Schleuse. Ein gelbes Leuchten senkte sich zum Boden herab und markierte dort einen Kreis mit fünfzig Metern Durchmesser.

Da geschah das Seltsame. Die dem gelben Kreis am nächsten standen, wollten nicht gehen. Sie wollten nicht die Ersten sein, die ihre Heimat für immer verließen. Aber alle, die weiter hinten standen, begannen zu drängen. Ohne dass sie es verhindern konnten, wurden die Vordersen über die Grenze der Markierung gedrückt und schwebten, dem Zug des künstlichen Schwerefeldes folgend, zu der weit geöffneten Schleuse hinauf.

Robotstimmen wiederholten monoton: »Für fünf Stunden nach dem Start bleibt das Raumschiff unter der Kontrolle des Autopiloten. Die Stationen und Waffen sind der Besatzung bis dahin nicht zugänglich. Innerhalb dieser fünf Stunden wird das Schiff im Linearflug eine Position fernab der Erde erreichen. Danach obliegt es der Schiffsführung, einen eigenen Kurs zu entwickeln. - Es wird davor gewarnt, die Erde anzufliegen. Sicherheitsvorkehrungen sind getroffen, die das Fahrzeug explodieren lassen, sollte es sich Terra jemals bis auf weniger als ein Lichtjahr nähern. Das Raumfahrzeug ist für ein Jahr mit Treibstoff und für drei Jahre mit Proviant ausgestattet. Innerhalb dieser Zeit wird es der Besatzung voraussichtlich gelingen, eigene Quellen zur Deckung des Treibstoff- und Nahrungsbedarfs zu finden. - Ich wiederhole...«

Pausenlos hämmerten die Worte auf sie ein. Die Männer und Frauen

verteilten sich in den endlos weiten Räumen der gigantischen SOL. Niemand hatte Zeit gehabt, Anordnungen zu treffen. Sie arrangierten sich, wie es ihnen am besten behagte. Am komfortabelsten war die Mittelsektion des Riesenschiffs eingerichtet, dort fanden sie sich zusammen.

Mittlerweile hatte Perry Rhodan mit seinen engsten Begleitern die Zentrale der SZ-1 bezogen. Es war, wie die Roboterstimme ununterbrochen verkündete: Von den Kontrollen funktionierte nicht eine. Nur die Schirme waren erleuchtet und zeigten den Raumhafen von Terrania City. Mancher Blick versuchte, sich das vertraute Bild der Stadt, die dunstige Silhouette der südlichen Skyline einzuprägen.

Rhodans vordringlichste Sorge galt den Mutanten, die sich noch im Drogenrausch befanden. Sie wurden in der Medostation der SZ-1 untergebracht.

Vater Ironside und Roi Danton trafen Rhodan in einer kurzen Verschnaufpause zwischen Anordnungen und Meldungen. Bruder Serafino war längst nicht mehr bei ihnen, er war von vornherein zurückgeblieben.

»Alles in Ordnung«, versicherte Danton seinem Vater. »Es gibt keine Aggregate mit Deflektorschirmen an Bord, aber flugfähige Monturen sind in ausreichender Zahl vorhanden... allerdings ohne Waffen.«

Rhodan antwortete ihm besorgt: »Das macht dein Vorhaben ungleich schwieriger, nicht wahr?«

»Nicht wirklich«, widersprach Vater Ironside. »Danton und ich werden uns in der Stadt treffen. Es entspricht zwar nicht meinem Metier, aber ich werde irgendwie brauchbare Waffen auftreiben.«

Rhodan lächelte. »Ich wüsste nicht, was wir ohne Sie tun sollten, Vater.«

In diesem Augenblick schrie jemand laut auf. Von irgendwoher drang ein dumpfes, verhaltenes Dröhnen, und der Boden hatte leicht zu vibrieren begonnen. Rhodan sah auf.

Zuerst war es kaum wahrnehmbar, aber dann wurde es rasch deutlicher: Das Blickfeld der Hologramme weitete sich. Die Gebäude am Rand des Raumhafens, die Silhouette der Stadt - sie begannen kleiner zu werden.

»Wir starten!«, schrie eine Stimme so entsetzt, als habe ihr Besitzer unter dem Eindruck des komfortablen Raumschiffsinneren völlig vergessen, dass er nur an Bord war, weil er die Erde verlassen musste.

Im Nordosten tauchte die glitzernde Fläche eines Sees auf. Der Goshun-Salzsee. An seinen Ufern hatte alles begonnen - vor 1569 Jahren. Welch weiten Weg hatte die Menschheit seit damals zurückgelegt.

Das waren die Gedanken, die Perry Rhodan durch den Sinn schösen. Roi Danton aber hatte keine Zeit für Reminiszenzen. Er stieß Vater Ironside den Ellbogen in die Seite und rief: »Kommen Sie! Die Zeit drängt!«

Die Zurückbleibenden sahen dem majestätisch aufsteigenden Riesenschiff nach. Manch einem unter ihnen, der noch nicht zu den Aphilikern gehörte, mochte das Herz brennen, als er das stolzeste Fahrzeug, das die Menschheit jemals gebaut hatte, auf Nimmerwiedersehen in das endlose Blau des Firmaments verschwinden sah.

Als der Schwerpunkt der SOL eine Höhe von sechs Kilometern erreicht hatte, meldeten die Messgeräte ein winziges, kaum mehr erfassbares Objekt, das aus einer der Schleusen der SZ-2 ausgestoßen wurde. Die Ortungen verfolgten das fremde Objekt, das offenbar über einen eigenen Antrieb und ein Steuersystem verfügte. Man gelangte rasch zu dem Schluss, dass es sich um einen Menschen in einem flugfähigen Schutzanzug handeln musste und um einen äußerst unerfahrenen obendrein, denn sein Zickzackflug war nahezu grotesk.

Der oder die Unbekannte gab sich anscheinend große Mühe, auf den nördlichen Rand des Landefeldes zuzuhalten, aber die Manöver blieben merkwürdig. Der Versuch, über Funk Verbindung aufzunehmen, scheiterte, denn in seiner Unerfahrenheit hatte die Person vergessen, den Empfänger einzuschalten.

Von dem Zeitpunkt, in dem der Betreffende die Schleuse der SOL verlassen hatte, bis zu dem Augenblick, als er am nördlichen Rand des Landefeldes eine verwegene Bruchlandung baute, vergingen fast dreißig Minuten. Inzwischen war das stolze Raumschiff längst im Blau des Himmels verschwunden, und nur noch die Orte zeigten einen stetig kleiner werdenden Reflex.

Bruder-acht, Mitglied des Regierungsrats und früherer USO-Major, hatte sich eigens, um den Unbekannten zu verhören, zum Raumhafen begeben. Er traf ein, als der Mann sich der unförmigen Schutzmontur entledigte. Ein schwarzer Talar kam zum Vorschein. Verwirrt und ein wenig hilflos blinzelte Vater Ironside in die rötliche Sonne.

»Hattest du dich nicht entschlossen, auf der Erde zu bleiben?«, herrschte Bruder-acht den Priester an.

»Natürlich habe ich das«, antwortete Vater Ironside, »und schließlich bin ich ja auch hier.«

»Wie kommst du dann an Bord der SOL?«

»Rhodan zwang mich dazu. Er wollte einen Seelsorger unter seinen Leuten haben, und ich war der einzig greifbare.«

»Du willst also behaupten, du hättest dich Rhodans Zugriff entziehen können?«

»Das will ich nicht nur behaupten, das ist so! Im Augenblick des Starts geriet alles an Bord in Bewegung. Niemand achtete mehr auf mich. Ich hatte Zeit gehabt, mich umzusehen und wusste, wo die flugtauglichen Monturen hingen. Als es losging, schnappte ich mir eine davon und sprang von Bord.«

Bruder-acht musterte ihn misstrauisch. »Und jetzt?«, fragte er schließlich.

»Ich möchte Bruder Serafino aufsuchen«, antwortete Vater Ironside kühl. »Wie ich ihn kenne, hat er sich um mich schon halb zu Tode geängstigt.«

Während Vater Ironside würdevoll davon schritt, von niemandem behindert, landete in einem Waldstück vierzig Kilometer westlich der Raumhafengrenze Roi Danton. Er war aus der SOL abgesprungen, als sich der Schwerpunkt des Schiffs in acht Kilometern Höhe befunden und Vater Ironside längst begonnen hatte, mit seinen waghalsigen Manövern die Aufmerksamkeit der Bodentruppen auf sich zu lenken. Danton hatte die SOL auf der dem Raumhafen abgewandten Seite verlassen. Er war ziemlich sicher, dass sein Flug, der sich im Gegensatz zu dem von Ironside geradlinig vollzogen hatte, unbemerkt geblieben war. Er streifte sich die Montur vom Leib und verbarg sie an einer Stelle, die er schnell wiederfinden konnte.

Dann prüfte er die Maske, die er vor dem Absprung angelegt hatte. Er sah wieder aus wie an jenem Abend, als er Vater Ironside zum ersten Mal begegnet war.

Roi Danton machte sich auf den Weg nach Terrania City.

Zwei Dinge sind noch zu berichten:

Die SOL trat planmäßig in den Linearraum ein und flog fünf Stunden lang mit unbekannter Geschwindigkeit in eine unbekannte Richtung. Als sie ins Einstein-Kontinuum zurückfiel, zeigte sich auf den Schirmen das gewohnte Bild des Mahlstroms, ein Chaos aus Gaswolken und Materieschleiern, in dem selbst modernste Mess- und Beobachtungssysteme höchst unvollkommen arbeiteten. Überschlägige Rechnungen ergaben, dass sich die SOL im Laufe der fünf Stunden etwa zweitausend Lichtjahre von der Erde entfernt hatte.

Unverzüglich wurde begonnen, alle Funktionen des Fernraumschiffs zu überprüfen. Es stellte sich heraus, dass Autopilot und Bordrechner die Kontrollen freigegeben hatten - auch für die schwer bestückten Geschützstände. Perry Rhodan und seine Mannschaft waren in der Tat die Herren der SOL.

Drei Stunden später stand fest, dass die Koordinaten der heimischen Galaxis aus den Speichern sämtlicher Rechner gelöscht worden waren. Damit erlosch die letzte Hoffnung, dass die SOL schnell für den Zweck verwendet werden könne, für den sie gebaut worden war, nämlich die Heimat der Menschen anzufliegen.

Perry Rhodan nahm die Hiobsbotschaft gelassen auf. »Wir hatten es uns ohnehin nicht so leicht vorgestellt, nicht wahr?«, sagte er. »Es wird uns Schweiß und Schmerzen kosten zu erfahren, in welcher Richtung wir die Milchstraße zu suchen haben. Aber wir werden es schaffen, das verspreche ich!«

Die SOL driftete durch den Einstein-Raum, während die Untersuchung des Schiffsinners weiterging. Perry Rhodan war mehr als dreißig Stunden ununterbrochen auf den Beinen, als ihn schließlich die Müdigkeit packte und er sich in sein Privatquartier zurückzog.

Trotz seiner Müdigkeit unfähig, Schlaf zu finden, lag er auf dem Bett, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und starrte dumpf brütend zur Decke empor. Ein Hologramm zeigte ihm wie Irrlichter aufflammende Gasschleier des Mahlstroms, die Hinterlassenschaft der Kollision zweier Galaxien. Plötzlich erschien weit im Hintergrund ein bunter, glitzerner Funke, tanzte über das Bild und zeichnete in ruckartigen, blitzschnellen Bewegungen Buchstaben. Eine Einblendung wies den Vorgang als Hyperfunksnachricht aus.

Perry Rhodan fuhr jäh in die Höhe. Staunend las er:

DIE PROPHEZEIUNG BEGINNT SICH ZU ERFÜLLEN. SIEBEN SIEGEL MÜSSEN GEBROCHEN WERDEN... ABER ERST DAS LETZTE ÖFFNET DIE TÜR ZU FREIHEIT UND VOLLKOMMENHEIT...

Fast eine Minute lang war die Schrift zu sehen. Erst als sie erlosch, schwang Perry Rhodan sich vom Bett. Ein gemurmelter Befehl schaltete eine Interkomverbindung in die Zentrale.

»Haben wir während der vergangenen fünf Minuten Hypersprüche empfangen?«, wollte Rhodan wissen.

Der Funker starrte ihn verblüfft an. »Nein, Sir! Ich meine, wer sollte...«

»Vergewissern Sie sich!«

Der Mann wandte sich kurz aus dem Erfassungsbereich ab. »Kein Spruch eingegangen, Sir«, wiederholte er gleich darauf seine ursprüngliche Behauptung.

»Danke.« Rhodan schaltete um zur technischen Abteilung und versuchte zu ermitteln, ob es möglich war, von irgendwo im Schiffsinnern eine Nachricht so in die Kommunikation einzuspeisen, dass sie als Hyperfunktmeldung erschien. Die Frage wurde eindeutig verneint. Was er gesehen hatte, war also eine an den Kommandanten direkt und vertraulich gerichtete Hyperfunktmeldung gewesen.

Seine letzte Hoffnung, das Rätsel zu lösen, zerrann, als er durch Rundruf feststellte, dass niemand außer ihm die geheimnisvolle Schrift gesehen hatte. Sein Hologramm war der einzige, der die Geisterbotschaft gezeigt hatte.

Er erinnerte sich an die uralte Prophezeiung der sieben Siegel. ES hatte sie ausgesprochen, das unfassbare, geheimnisvolle Wesen, das schon oft in die Geschicke der Menschheit eingegriffen hatte. Die Bedeutung der Weissagung war niemals klar geworden. Auch in diesem Augenblick wusste Rhodan nicht mehr damit anzufangen als in all den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor, die vergangen waren, seitdem er die Prophezeiung zum ersten Mal gehört hatte.

War es wirklich ES gewesen, das ihm die geheimnisvolle Schrift geschickt hatte? Oder war er einer Halluzination erlegen? Er rief sich die Szene ins Gedächtnis zurück und gelangte zu dem Schluss, dass die Buchstaben zweifellos da gewesen waren. Sie waren keine Erfindung seiner Phantasie.

Nur was sie bedeuteten, das würde wohl erst die Zukunft zeigen.

Fast ein Jahr war seit dem Start der SOL vergangen, und auf der Erde herrschte die Aphilie. Die neue Regierung war mit ihren eigenen Problemen derart beschäftigt, dass sie keine Zeit hatte, sich Perry Rhodans und seiner Getreuen zu erinnern. Die Verbannten hatten sich nicht wieder blicken lassen, und das war gut so.

An einem frühen Morgen stürzte Bruder-vier mit allen Anzeichen äußerster Erregung in den großen, spartanisch eingerichteten Arbeitsraum von Bruder-eins. Wortlos legte er einen rechteckigen Gegenstand vor dem Licht der Vernunft auf den Schreibtisch. Reginald Bull musterte das Ding und sagte:

»Ein Buch! Ein gebundenes Buch, wie man es in der Vergangenheit benutzte. Was ist es, und woher hast du es?«

»Es ist druckfrisch«, stieß Bruder-vier hervor. »Ich habe es erst heute Morgen von einem Straßenhändler erworben. Er tat sehr vorsichtig, als hätte er Angst, dass die Polizei nach ihm sucht. Ich bin sicher, dass sie genau das tun wird, sobald du einen Blick in das Buch geworfen hast.«

»Was wird die Polizei tun? Nach dem Händler suchen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Lies, dann wirst du mich verstehen.«

Vorsichtig schlug Reginald Bull den Einband auf. »*Das Buch der Liebe*«, las er murmelnd. »Welch ein irrationaler Titel.«

»Weiter!«, drängte Bruder-vier.

Das Licht der Vernunft begann, halblaut die erste Seite wiederzugesagen: »Nun aber hört. Da waren einst Menschen, die einander liebten. Die Eltern liebten ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern. Der Nachbar liebte seinen Nachbarn, und die Liebe war allgegenwärtig. Die Menschen lebten in Frieden miteinander, denn unter ihnen war Liebe...«

Jäh lehnte Reginald Bull sich im Sessel zurück. Er blickte starr vor sich hin, und ein spärliches Lächeln umspielte seine Lippen. Er hielt das *Buch* fest, aber er sah es nicht an. Er wirkte wie ein Mann, dem plötzlich eine lieb gewordene Erinnerung zurückgekehrt war.

»Merkst du es?«, fragte Bruder-vier.

Reginald Bull schrak auf. »Merke ich? Was...?«

»Das seltsame Fluidum, das von dem Text ausgeht? Woran dachtest du soeben?«

Bull war verwirrt. Im nächsten Moment richtete er sich kerzengerade auf. »Du hast Recht«, ächzte er. »Das *Buch* enthält gefährliches demagogisches Material. Seine Verbreitung muss sofort unterbunden werden. Die Polizei soll nach dem Straßenhändler suchen...«

Und so begann die Jagd nach dem *Buch der Liebe*, das geschrieben worden war, um denjenigen Menschen, die der Liebe noch fähig waren, die Erinnerung an die alte Heimat und die alte Menschheit zu bewahren.

Trailokanat lächelte zufrieden. Sein breites, feistes Gesicht war der Gestalt gewordene Ausdruck der Genugtuung. Nachdem Sergio Percellar und Sylvia Demmister den gemeinsamen Vortrag des *Buches* beendet hatten, ließ er eine Minute verstreichen, in deren Verlauf sich ihre Gedanken aus der Welt des *Buches* wieder auf die Wirklichkeit konzentrieren konnten. Dann stand er auf und sagte nur das eine Wort: »Kommt!«

»Wohin?«, fragte Percellar verwundert.

»Ihr habt euren Teil der Übereinkunft gehalten, jetzt bin ich an der Reihe. Ich Sorge dafür, dass ihr nach Borneo gelangt.«

Sergio grinste schräg. »So einfach, wie?«

»So einfach«, bestätigte Trailokanat.

Sie traten in den kurzen Gang hinaus, durch den sie zuvor gekommen waren. Trailokanat als Letzter. Sergio, der vorausging, warf einen Blick zurück über die Schulter und sah den Thai in der Nähe des Tisches an einem Gerät hantieren. Ein warnendes Gefühl befahl ihn, und Sylvia prallte gegen ihn, als er unvermittelt stehen blieb.

»Was ist?«, fragte die Frau erschreckt.

Ringsum ertönte ein feines Zischen. Percellar sah auf. Der widerwärtige Geruch eines erstickenden Gases stieg ihm in die Nase. »Raus hier!«, würgte er hervor.

Sie stürzten auf den vorderen Ausgang zu. Dass sich die Tür, durch die sie gekommen waren, bereits hinter ihnen geschlossen hatte und dass Trailokanat sich noch in dem dahinter liegenden Raum befand, nahmen sie nur im Unterbewusstsein wahr.

Die Tür am Ende des Gangs ließ sich nicht öffnen. Sergio bearbeitete sie wie ein Wilder mit den Fäusten, aber sie widerstand seiner Anstrengung. Er spürte, dass ihn die Kräfte verließen. In seinen Lungen tobte ein quälendes Feuer. Neben ihm sank Sylvia mit einem seufzenden Laut zu Boden. Sergio beugte sich über sie, aber ein rasender Schwindel erfasste ihn. Vergeblich kämpfte er um sein Gleichgewicht und stürzte vornüber; er spürte schon nicht mehr, dass er auf den Boden prallte.

Man hat uns verraten!, war sein letzter Gedanke.

5.

Borneo

Sergio Percellar spürte, dass das Leben in seine Glieder zurückkehrte. Er spürte auch, dass er gefesselt war - und die schwarze Kapuze über dem Kopf hinderte ihn daran, seine Umgebung zu erkennen. Er wusste, was geschehen war, aber er kannte die Zusammenhänge nicht. Deshalb verhielt er sich still. Von Geburt an hatte er gelernt, seine Gefühle zu beherrschen, sobald die Gefahr bestand, dass Aphiliker in der Nähe waren.

Sergio glaubte, dass sich außer Sylvia Demmister und ihm mindes-

tens zwei oder drei weitere Personen in dem Fahrzeug aufhielten, das er den Geräuschen nach als mittelgroßen Fluggleiter einstufte.

Seit Trailokanat Sylvia und ihn mit Gas betäubt hatte, waren sicherlich Stunden vergangen. Sergio horchte auf, als er zwei Männer flüstern hörte. *Nur nicht zu erkennen geben, dass ich wach bin*, schoss es ihm durch den Sinn. Gleich darauf brach das Flüstern ab, die Schritte zweier Personen näherten sich.

Sergio Percellar spannte die Muskeln. Er ahnte, dass eine Entscheidung gefallen war oder gleich fallen würde. Keinesfalls war er gewillt, kampfflos aufzugeben. Er war 1,89 Meter groß und wirkte dürr, beinahe ausgezehrt. In Wirklichkeit aber war er ein einziges Muskel- und Sehnenbündel mit Reflexen, die ihm die Härte des Lebens selbst antrainiert hatte. Anders konnte ein Immuner inmitten von Aphilikern nicht überleben. Und Sylvia Demmister gehorchte ebenso wie er den Gesetzen des Menschenschungels.

Er wusste nicht, ob man sie wirklich töten wollte. Das hätte längst geschehen können. Aber er würde sich bis zum letzten Atemzug zur Wehr setzen. Sylvia und er waren das lebende *Buch der Liebe*, sie hatten die Pflicht, ihr Wissen zu bewahren und weiterzugeben, wenn die Zeit dafür gekommen war.

Mit einem Ruck wurde ihm die Kapuze vom Kopf gerissen. Tränen schossen ihm in die Augen. Sergio blickte in das breite, sommersprossige Gesicht eines ungefähr Fünfzigjährigen. Beide musterten sie sich einige Sekunden lang abschätzend, dann verzog sich das Gesicht des Mannes zu einem breiten Grinsen. »Hallo, Tiger«, sagte er mit keineswegs unangenehmer Stimme. »Ich weiß, dass du mir sofort an die Kehle fahren wirst, sobald ich deine Fesseln löse. Richtig?«

Percellar starrte den Mann unbewegt an. Seine Gedanken überschlugen sich. Das Grinsen und die Sprechweise des Unbekannten deuteten darauf hin, dass es sich um einen gefühlsbetonten Menschen handelte, aber das konnte auch Verstellung sein.

»Du kannst mir die Fesseln unbesorgt abnehmen«, seufzte Sergio endlich.

Sein Gegenüber lachte. »Ich weiß genau, was hinter deiner Stirn vorgeht, Sergio Percellar. Du hast gelernt, erst zuzuschlagen oder zu schießen und dann Fragen zu stellen. Sonst würdest du heute nicht mehr leben. Für deine Freundin gilt das Gleiche.«

Sergio wandte den Kopf und blickte hinüber zu Sylvia. Sie war von dem zweiten Mann ebenfalls von ihrer Kapuze befreit worden und hatte ihn kräftig in den Daumen gebissen.

Tapferes Mädchen!, dachte er. *Ich liebe dich.*

Der Mann vor ihm ging in die Hocke und sagte: »Ich heiße Jörg Berendsen, und mein Freund trägt den schönen Namen Zirkon Andra. Der Pilot unseres Gleiters ist Melim Saleddin. - Alle drei gehören wir zur Organisation Guter Nachbar.«

Percellar horchte auf. Organisation Guter Nachbar nannte sich die größte Immunengruppe der Erde, die von Roi Danton, Rhodans Sohn, angeführt wurde. Falls die Entführer tatsächlich der OGN angehörten, waren sie Freunde. Aber dafür fehlte noch der Beweis.

Zirkon Andra lutschte an seinem blutenden Finger. Wütend rief er: »Du siehst doch, dass er dir kein Wort glaubt, Jörg! Es wäre ohnehin unsinnig, etwas anderes zu erwarten. Am besten lassen wir sie gefesselt und werfen sie über dem Zielgebiet raus - mit Antigravs natürlich. Wir wollen sie ja nicht umbringen.«

»Das geht mir gegen den Strich, Zirkon«, entgegnete Jörg Berendsen. »Es ist würdelos, Menschen so zu behandeln.«

»Du vergisst, dass die beiden nicht nur eines der wenigen Liebespaare der Erde sind, sondern zugleich geübte Kämpfer«, erklärte Zirkon Andra. »Der Chef hat uns eingeschärft, vorsichtig zu sein.«

Jörg seufzte tief. »Ich gebe dir Recht, mein Junge. Wenn der Tiger überleben will, muss er schneller sein als seine Jäger.«

Andra hielt plötzlich einen Paralysator in der Hand. »Ich schieße bei der ersten verdächtigen Bewegung«, warnte er. »Also seid vernünftig, dann trennen wir uns in zwanzig Minuten als Freunde.«

Nein, das waren nicht die Worte und Handlungen von Aphilikern, entschied Sergio Percellar. »In Ordnung, Zirkon«, sagte er. »Wir verhalten uns friedlich, solange ihr uns keinen Grund gebt, euch zu misstrauen.« Er wandte den Kopf. »Einverstanden, Sylvia?«

Die junge Frau nickte knapp.

Berendsen trat hinter Sergio und schnitt mit einem Vibratormesser erst dessen Fußfesseln und dann die Handfesseln durch. Andras Waffe zielte nach wie vor auf Sergio. Gleich darauf fielen auch Sylvias Fesseln. Sie rieb sich die Handgelenke und lächelte verächtlich. »Wenn ich gewollt hätte, hielten wir jetzt den Paralysator in Händen«, erklärte sie. »Und ihr beide... Man wackelt nicht mit der Waffe herum, solange man nicht sicher ist, ob man Freund oder Feind vor sich hat.«

Andra holte tief Luft, aber Berendsen sagte: »Wir wissen, dass wir auf der gleichen Seite stehen. Trotzdem möchte ich nicht, dass ihr unserem Piloten zu nahe kommt. Ich hoffe, wir verstehen uns.«

»Wirklich nur noch zwanzig Minuten?«, fragte Sergio.

Andra nickte und antwortete spöttisch: »Falls euch langweilig wird, schaut aus dem Fenster und genießt die Landschaft.«

Während Sylvia die beiden Männer nicht aus den Augen ließ, rollte Sergio sich einfach bis an die Wandung und richtete sich in gebückte Haltung auf. Was er sah, ließ sein Herz schneller schlagen. Unter dem Gleiter dehnte sich eine endlose bewaldete Berglandschaft mit steilen Hängen, schmalen Tälern und sumpfigen Niederungen. Es waren tropische Wälder, das Pflanzenmeer dampfte vor Feuchtigkeit.

»Regenwald«, stellte Sergio beinahe andächtig fest. »Ist das wirklich Borneo?«

»Natürlich«, sagte Berendsen. »Was glaubst du denn?«

Percellar blickte starr auf den Dschungel hinab. Der Gleiter flog in geringer Höhe und hielt sich unterhalb der parallel verlaufenden Höhenzüge. Sobald er einen Berg überqueren musste, geschah das mit einem schnellen Sprung. Es war offensichtlich, dass die Besatzung nicht geortet werden wollte.

Sergio wandte sich ruckartig um. Sein erster Impuls war, den Männern Vorwürfe wegen der rauen Behandlung zu machen. Aber sie hatten gar nicht anders handeln können, weil sie nicht gewusst hatten, wie ihre »Passagiere« reagieren würden. In erster Linie ging es um das *Buch*. Trailokanat hätte den Sachverhalt aufklären müssen, das aber wohl nur sehr einseitig getan.

»Akzeptiert!«, sagte Sergio mehr zu sich selbst. »Wir nehmen die Antigraivs.«

Berendsen und Andra atmeten hörbar auf und steckten endlich ihre Waffen ein. Andra kramte in einigen Regalen und brachte ein einfaches Antigravaggregat mit Tragriemen zum Vorschein. Er half Sylvia, das Gerät auf ihrem Rücken festzuzschnallen. Unterdessen zog Berendsen ein zweites Aggregat hervor und gab es Sergio. Er nickte anerkennend, als das Paar einen Funktionstest vornahm. Die beiden würden Roi Danton eine wertvolle Hilfe sein.

Kurz darauf hallte eine Lautsprecherstimme durch den Frachtraum. »Wir erreichen in zehn Minuten das Zielgebiet«, meldete der Pilot. »Wenn es so weit ist, schalte ich den Signalgeber ein. Viel Glück für unsere Freunde.«

»Danke!«, riefen Sylvia und Sergio wie aus einem Mund.

Andra zündete sich umständlich eine Zigarre an und rauchte genießerisch. Die restlichen Minuten verstrichen in Schweigen. Niemand empfand das Bedürfnis auf nichts sagende Konversation. Das Verhalten der Aphiliker prägte zugleich die Immunen. Wer im Dschungel lebt,

muss sich anpassen, Überflüssiges aus seinem Leben streichen und sich auf das Wesentliche konzentrieren.

Der Signalgeber meldete sich mit hellem Piepsen, das sich in Sekundenabständen wiederholte. Berendsen entriegelte eines der Schotten. Immer noch schweigend, stellte Sergio sich davor auf, die Beine leicht gespreizt und die Hände am Rahmen. Sylvia stellte sich hinter ihn.

Als der Gleiter langsamer wurde, kam schräg voraus eine weite Hüggellandschaft in Sicht. Der Ton des Signalgebers veränderte sich hin zu einem lang gezogenen Pfeifen.

»Springen!«, kommandierte Jörg Berendsen. »Und viel Glück!«

»Danke.« Sergio ging leicht in die Hocke und stieß sich kraftvoll ab. Er segelte einige Meter geradeaus, dann begann sein Absturz, der sofort in ein sanftes Gleiten überging, als er den Antigrav aktivierte.

Sylvia folgte ihm dichtauf. Den Gleiter beachtete sie schon nicht mehr; er gehörte nicht mehr zu ihrem Leben.

Sergio Percellar steuerte den Mittelpunkt der Lichtung an. Niemand war zu sehen, doch sein geschärfter Instinkt verriet ihm, dass Menschen in der Nähe waren. Es blieb zu hoffen, dass sie nicht in einer Falle landeten.

Kaum berührten seine Füße den Boden, schaltete Sergio den Antigrav aus und warf sich in Deckung. Sylvia, die ihm eine Sekunde später folgte, tat es ihm gleich.

Einige Atemzüge lang lagen sie reglos und angespannt im hohen, nassen Gras. Gerade als Sergio nach Sylvias Hand tastete und sie sich stumm verständigten, aufzuspringen und in den Dschungel zu laufen, ertönte die Stimme: »Sylvia Demmister und Sergio Percellar, ihr seid unter Freunden. Steht auf und seht euch um!«

»Bleib liegen!« Sergio kroch ein Stück von Sylvia fort, bevor er sich aufrichtete, bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Er erblickte einen einzelnen Mann im Kampfanzug der Solaren Streitkräfte, der allerdings den Helm zurückgeklappt hatte und keine Waffe trug. Auf dem Brustteil des Kampfanzugs waren die Buchstaben OGN aufgemalt.

Der Mann lächelte, als er Sergio entdeckte, dann breitete er die Arme aus. Eine universale Geste der Friedfertigkeit. »Willkommen bei euren Freunden vom Stützpunkt Carteys Kopf, Sergio und Sylvia. Natürlich bin ich nicht allein gekommen. Erschreckt also nicht.«

Im Dschungel wurde es lebendig. Nacheinander traten fünf Personen auf die Lichtung. Alle trugen Kampfanzüge. Im Gegensatz zum ersten Mann steckten in ihren Holstern tödliche Impulsstrahler und Para-

lysatoren, und in den Händen hielten sie Impuls- und Desintegratorgewehre oder Raketenwerfer.

Spontan argwöhnte Sergio doch Verrat. Ihm erschien es unwahrscheinlich, dass Immune über eine solche Kampfausrüstung verfügten. Aber dann entsann er sich, dass diese Truppe Rhodans Sohn unterstützte, und Roi Danton war zweifellos in der Lage, die modernste Ausrüstung zu beschaffen.

»Du kannst dich zeigen, Sylvia«, sagte er, ohne den Kopf zu wenden. Er musterte die Bewaffneten genauer und stellte fest, dass drei von ihnen Frauen waren. Auf den ersten Blick hatte er das nicht erkennen können.

Er lächelte, weil Sylvia sich unmittelbar neben einem der Bewaffneten aus dem Gras erhob. Sie hatte ihn so gut verstanden wie immer. Wäre das eine Falle gewesen, hätten sie durch ihr gutes Zusammenspiel trotz allem eine Überlebenschance gehabt.

Der Mann, neben dem Sylvia aufgetaucht war, zuckte erschrocken zusammen, aber der Befehlshaber winkte begütigend ab. Er wandte sich wieder an Sergio. »Ich bin Captain Veruw Targas und Kommandant des Stützpunkts, den wir Carteys Kopf nennen. Wir haben Order, euch zu unserem Stützpunkt zu bringen. Dort könnt ihr euch frei bewegen, bis Roi Danton eintrifft.«

»Danke, Captain«, sagte Percellar. Er ging zu Sylvia und nahm sie in die Arme.

Captain Targas erkundigte sich bei mehreren Beobachtungsposten, die auf den höchsten Bergen der Umgebung stationiert waren, nach verdächtigen Luftfahrzeugen. Erst als er durchweg negative Antworten erhalten hatte, gab er den Befehl zum Abmarsch.

Zwei Bewaffnete sicherten auf einem kaum erkennbaren Pfad voraus, zwei weitere übernahmen die Rückendeckung. Captain Targas ging zwischen Sergio und Sylvia. Er trug wieder seine Waffen und hatte auch den Liebenden Waffengürtel mit je einem Impulsstrahler und Paralyзатор übergeben.

»Falls ihr auf Borneo Gruppen von Romantikern und Schwärmern erwartet, muss ich euch enttäuschen«, sagte Targas. »Wir sind eine straff disziplinierte Organisation und mit den modernsten Mitteln ausgerüstet. Außerdem bleiben wir wegen der Entdeckungsgefahr nie länger als drei Wochen an einem Platz.«

»Hat es noch keine groß angelegten Suchaktionen gegeben, Captain?«, erkundigte sich Sylvia.

Targas schüttelte den Kopf. »Immer nur kleinere Aktionen, die wir ins Leere laufen ließen. Es scheint, als wären die Aphiliker nicht einmal sonderlich daran interessiert, uns auszuräuchern.«

»Wahrscheinlich ist es ihnen lieber, sie wissen, wo sich die meisten Immunen aufhalten, als dass sie damit rechnen müssen, dass sich in den Städten Gruppen von bewaffneten Widerständlern bilden«, sagte Sergio Percellar.

»Vielleicht unterschätzen sie uns auch nur«, gab Targas zurück. »Wir könnten es durchaus mit staatlichen Truppen aufnehmen. Bei einem kleinen Gefecht auf den Philippinen voriges Jahr zeigte sich, dass die Männer einer ehemaligen Elitedivision keinen Kampfgeist mehr besaßen. Ein gefühlloser Mensch kann nicht aufgeputscht und aggressiv gemacht werden. Folglich sieht jeder Soldat zu, dass er sich nicht in Gefahr begibt, und wenn es brenzlich wird, zieht er sich schleunigst zurück.«

»Das leuchtet mir ein«, erwiderte Sergio. »Ein Glück, dass die Erde bisher nicht von feindlichen Intelligenzen angegriffen worden ist. Ich fürchte, wir könnten heutzutage nicht einmal einer mittleren Springerflotte standhalten.«

Captain Targas nickte. »Du legst den Finger da auf eine sehr wunde Stelle«, meinte er. »Ein Angriff der Ploohns würde das Ende der irdischen Kultur bedeuten. Aber diese Insektenwesen haben sich nicht mehr um uns gekümmert. Sie scheinen eigene Sorgen zu haben.«

»Wir haben ebenfalls genug Sorgen, Captain«, sagte Sylvia. »Wie schön muss es früher gewesen sein, auf der Erde zu leben. Und heute... Aber wir sollten nicht dem Vergangenen nachtrauern, sondern an die Zukunft denken.«

Den Rest des Weges wurden nur noch kurze Bemerkungen gewechselt. Sergio Percellar konzentrierte sich auf die Umgebung, prägte sich charakteristische Merkmale ein und lauschte auf Dissonanzen in der vielfältigen Geräuschkulisse des Dschungels. Mehrfach mussten sie reißende Bäche durchqueren, sich steile Hänge hocharbeiten - und das in einer feuchten Hitze, die dem Körper die letzten Reserven abverlangte.

Sergio fühlte sich erschöpft, als sie endlich den Stützpunkt erreichten, eine Anzahl natürlicher Höhlen am Fuße eines Berges, die durch künstliche Erweiterungen ergänzt worden waren.

Das erste Anzeichen menschlicher Besiedlung, sofern man von Besiedlung überhaupt sprechen konnte, waren zwei schwer bewaffnete Wachposten. Erstaunt registrierte Sergio bei ihnen hochmoderne Hirnwellendetektoren, mit denen sich jede Annäherung intelligenter Lebewesen sogar im dichtesten Dschungel feststellen ließ.

Männer und Frauen übten vor den Höhlen die Handhabung modernster Energiewaffen, andere wurden an Flugaggregaten ausgebildet, und eine große Gruppe übte unter Anleitung eines Leutnants des Psychokorps, sich wie Aphiliker zu bewegen und zu verhalten.

»Aphilie-Training!«, erklärte Captain Targas knapp. »Alle Immunen lernen bei uns, sich unentdeckt unter Aphilikern zu bewegen, sofern sie nicht selbst schon eine gewisse Perfektion entwickelt haben.«

Er wies seinen Gästen eine kleine Felshöhle zu und bat sie, dort zu warten. »Selbstverständlich könnt ihr euch frei bewegen«, erklärte er. »Nur dürft ihr den Stützpunkt nicht verlassen. Ich erwarte, dass Roi Danton uns noch heute besucht. Er will euch sprechen, und er war es auch, der eure *Entführung* veranlasste.«

»Wir wollten sowieso nach Borneo«, erwiderte Sylvia.

»So einfach wäre das nicht gewesen«, sagte Targas. »Und ohne den Händler in Bangkok hättet ihr kaum Kontakt zu uns bekommen.«

Eine Weile standen Sylvia und Sergio vor der Höhle. Sie beobachteten das Treiben im Stützpunkt und stellten fest, dass etwa die gleiche Anzahl Frauen wie Männer vorhanden war.

Schließlich erkundigten sie sich, wo sie etwas zu essen bekommen konnten. Eine Frau führte sie zu einer Höhle, in der die Lebensmittelvorräte des Stützpunkts verwaltet wurden. Heißhungrig machten sie sich über ein Standardmenü der Solaren Flotte her, und als sie dazu so viel Kaffee bekamen, wie sie wollten, fühlten sie sich seit langer Zeit erstmals geboren - geboren unter Freunden.

Danach kehrten sie zu ihrem Quartier zurück. Die Höhle war geräumig genug für zwei Personen, enthielt eine Atomlampe, zwei passende Kampfanzüge und beheizbare Schlafsäcke. Sergio zog Sylvia an sich. Schweigend küssten sie sich, dann zogen sie sich aus, wobei sie einander wie gewohnt halfen, und krochen in einen der Schlafsäcke. Später schliefen sie fest und traumlos. Als sie erwachten, war es dunkel.

Sergio schälte sich aus dem Schlafsack und schaltete die Lampe ein, die warmes Licht verbreitete.

Sylvia verließ ebenfalls den Schlafsack, küsste Sergio auf die Stirn und zog sich wieder an. Sergio folgte ihrem Beispiel. Anschließend verließen sie die Höhle, setzten sich auf einen umgestürzten Baumstamm und lauschten den Geräuschen innerhalb und außerhalb des Stützpunktes.

Etwa eine halbe Stunde später ertönten halblaute Kommandos. Nach kurzer Zeit kam ein Mann auf Sergio und Sylvia zu. »Ein Gleiter wurde angekündigt«, berichtete er. »Roi Danton wird in wenigen Minuten eintreffen.«

»Danke«, erwiderte Sergio. Aber weder er noch Sylvia trafen Anstalten sich dem Begrüßungskomitee anzuschließen. Offenbar erwartete das auch niemand.

Nach ungefähr fünf Minuten blitzte unter den tief hängenden Wolken ein Licht auf und erlosch wieder. Handlampen bildeten vor den Höhlen einen Lichtkreis, in dessen fahler Helligkeit ein ovaler Gleiter aufsetzte.

Ein hochgewachsener Mann im Kampfanzug der Solaren Flotte stieg aus, gefolgt von zwei schwer bewaffneten Männern.

Captain Targas ging Rhodans Sohn entgegen, salutierte und machte Meldung. Im Schein der Lampen war Dantons Gesicht nur undeutlich zu sehen, aber Sergio erkannte doch die ernste Miene des Mannes, der in der Vergangenheit mit seinen exzentrischen Späßen Heiterkeit verbreitet und manchen Menschen schier zur Verzweiflung getrieben hatte, darunter seinen eigenen Vater.

Roi Danton erwiderte einige Worte, woraufhin der Captain seinen Leuten befahl, in ihre Quartiere zurückzukehren. Danach deutete er in Sergios und Sylvias Richtung.

Die beiden erhoben sich, als Danton näher kam. Die Leibwächter wollten ihm folgen, aber Rhodans Sohn hielt sie mit einem knappen Befehl zurück. Er musterte Sylvia und Sergio ausgiebig, dann streckte er die Hand aus. »Ich grüße Sie«, sagte er schlicht.

Danton schüttelte Sylvias Hand zuerst, dann war Sergio an der Reihe. Der kraftvolle Händedruck ließ Percellar sofort Sympathie für den Mann empfinden, der seit geraumer Zeit zu den Aktivorträgern gehörte.

»Bitte setzen Sie sich zu uns, Sir«, sagte Sergio. »Ich hoffe, wir sind die Mühe wert, die Sie sich gemacht haben.«

Roi Danton nahm lächelnd Platz und erwiderte: »Ich denke schon. Aber darüber reden wir später. Zuerst möchte ich Ihnen einiges über unsere Organisation und Zielsetzung erklären. Sie wissen inzwischen, dass Sie sich in einem Stützpunkt der Organisation Guter Nachbar aufhalten.« Als Sergio und Sylvia nickten, fuhr er fort: »Falls Sie denken, unsere militärische Organisationsform bedeutet, dass wir offensive Operationen planen und durch einen Umsturz die Macht an uns reißen wollen, irren Sie sich. Die Ziele der OGN sind rein defensiv, denn wir halten uns immer vor Augen, dass die von der Aphilie befallene Menschheit unschuldig an ihrem Zustand ist.«

»... aber gefährlich für alle Immunen und auch für sich selbst«, wandte Sylvia Demmister ein.

»Sie sagen es«, bestätigte Danton. »Überwiegend ist die aphilische Menschheit selbst gefährdet. Sie würde sich zugrunde richten, hielte dieser Zustand mehrere Generationen lang an. Folglich braucht sie die Hilfe aller Immunen.« Er legte den beiden seine Hände auf die Schultern. »Ich weiß, Sie müssen das erst geistig verarbeiten, denn Sie haben sich bislang nur behaupten können, solange Sie alle Aphiliker als Feinde betrachteten. Niemand, der noch klar denkt, kann dieses Verhalten verurteilen - und falls Sie sich wieder unter Aphiliker begeben, werden Sie erneut so handeln müssen.«

»Aber wie sollen wir der Menschheit helfen, Sir?«, fragte Sergio.

»Vorerst gibt es zwei Schwerpunkte, meine Freunde«, erklärte Danton sachlich. »Einer ist die Durchführung biochemischer und parapsychischer Experimente. Wir wollen ein wirksames und leicht anzuwendendes Mittel finden, das die Aphilie aufhebt. Der zweite Schwerpunkt ist die Vorbereitung einer Sonnenexpedition, in deren Verlauf Medailon erforscht werden soll. Es gilt, die Ursache für die gefährliche Strahlung herauszufinden, die wir inzwischen unter dem Namen Waringer-Effekt kennen und die den ursächlichen Faktor für die Aphilie darstellt. Diese Expedition wird jedoch erst in einigen Jahren erfolgen können. Noch sind wir dafür nicht ausreichend gerüstet.« Er seufzte. »Leider ist die Menschheit mit einem Schwerkranken zu vergleichen, der seinen Zustand für so wünschenswert hält, dass er sich gegen jede Behandlung sträubt. Deshalb wird die OGN von den Aphilikern verfolgt und deshalb die militärische Organisation, denn wir lassen uns nicht auslöschen wie eine Kerzenflamme. Notfalls zerstreuen wir uns in alle Winde, halten aber Verbindung miteinander und führen Aktionen durch.«

Danton machte eine neue Pause und lauschte dem Wind, der mit den Blättern spielte.

»Unser wichtigstes Hilfsmittel ist das Wissen«, fuhr er fort. »Wir werden den Aphilikern nur dann entscheidend helfen können, wenn wir stets etwas mehr wissen als sie und dieses Wissen gezielt einsetzen. In diesem Zusammenhang interessiert natürlich das *Buch der Liebe* am meisten. Wenn meine Informationen stimmen, dann hat mein Vater, bevor er die Erde verließ, noch eine Aktion durchgeführt, die ihm wesentliche Vorteile verschaffte. Leider kenne ich nur Gerüchte. Also werden Sie verstehen, dass ich gern mehr erfahren möchte.«

Sergio Percellar lächelte. »Wir dachten uns, dass Sie uns deswegen nach Borneo holen ließen, Sir«, sagte er. »Sylvia und ich sind das *Buch der Liebe*, und eines der von uns auswendig gelernten Kapitel berichtet von Rhodans letzter Aktion.«

Erinnerungen

Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, zu jenem Mann, der ihm die mittlerweile rund vierzig Jahre zurückliegenden Vorgänge wieder und wieder geschildert hatte, bis sie sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt hatten.

Als Sergio Percellar den Anfang des Fadens wiedergefunden hatte, begann er zu sprechen...

Das Raumschiff schien nahezu stillzustehen. Gut zweitausend Lichtjahre entfernt zogen die Sonne Medaillon sowie die Erde und der Erdmond ihre Bahn durch die Staubmassen des Mahlstroms - und vor ihm lagen Abgründe, die niemand kannte, sowie ein Ziel ohne Positionsdaten.

Das Schiff hieß SOL und glich einer gigantischen Hantel. Das Mittelteil dieser Hantel bestand aus einer zylindrischen Konstruktion mit einer Länge von 1500 Metern und einem Durchmesser von ebenfalls 1500 Metern. Die beiden an den Zylinder angeflanschten Kugeln durchmaßen je zweieinhalb Kilometer. Es waren Kombinations-Trägerschiffe der UNIVERSUM-Klasse, äußerlich der legendären MARCO POLO gleichend, innerlich jedoch so verschieden von ihr wie eine Transformkanone von einem Thermostrahler.

Zwar hatte die MARCO POLO ebenfalls Nugas-Protonenstrom-Reaktoren besessen, die sich die ungeheure Energieausbeute der Materie-Antimaterie-Reaktion zunutze machten, aber diese Prototypen waren eine Fehlkonstruktion gewesen und hatten bei der ersten praktischen Erprobung beinahe eine Katastrophe über die Galaxis gebracht.

Die Nugas-Protonenstrom-Reaktoren der SOL - und zwar des Zylinders und der beiden Kugelschiffe - waren Neukonstruktionen, deren Prototypen über fünfzehn Jahre lang auf Prüfständen erprobt worden waren. Sie funktionierten einwandfrei und verliehen dem Kombinationschiff eine praktisch unbegrenzte Reichweite.

Aber vorerst war die SOL nicht mehr als ein Koloss auf tönernen Füßen, solange sie nicht über eine ausreichende Besatzung verfügte. Das wusste Perry Rhodan, der mit Galbraith Deighton am Kartentisch in der Hauptzentrale der SZ-1 saß. Die SOL-Zelle I war die Führungseinheit des gewaltigen Fernraumschiffs und somit die Bugzelle der Dreierkombination.

»Wir haben zwei Schwierigkeiten zu überwinden, bevor wir den Flug

zur Heimatgalaxis antreten können«, erklärte Perry Rhodan. »Erstens brauchen wir eine ausreichend starke Besatzung, zweitens müssen wir mit Hilfe des SPARTAC-Teleskops die Position der Milchstraße ermitteln.«

Galbraith Deighton nickte. Er lächelte leicht, als er sagte: »Als hättest du es geahnt, Perry. Für die Überwindung der ersten Schwierigkeit hast du quasi schon am Beginn der Aphilie vorgesorgt. Als du schon damals zehntausend ausgebildete Raumfahrer, Wissenschaftler und Techniker nach Carrent-Fort geschickt hast, dachte ich nicht im Traum daran, welche Katastrophe sich wirklich anbahnen könnte.«

»Ich wusste auch nicht genau, was auf die Menschheit zukommen würde«, antwortete Rhodan ernst. Um seinen Mund hatten sich Falten eingegraben, die früher nicht da gewesen waren. »Aber ich hatte die Pflicht, für den schlimmsten denkbaren Fall vorzusorgen. Also wählte ich zehntausend Frauen und Männer aus, die fast ständig an Bord ihrer Schiffe unterwegs gewesen waren und deshalb von der verhängnisvollen Strahlungskomponente Medaillons kaum oder gar nicht beeinflusst wurden. Wir müssen sie nur von Carrent-Fort abholen, dann haben wir eine komplette unbeeinflusste Besatzung.«

Deighton runzelte die Stirn und blickte seinen Vorgesetzten und Freund grübelnd an. »Du sprichst, als gäbe es noch zusätzliche Schwierigkeiten.«

»Ich kenne meinen alten Kumpel Bully gut genug. Er wird vermuten, dass ich einen Trumpf im Ärmel habe - eben weil er mich auch zu gut kennt -, und er wird versuchen, mich am Ausspielen dieses Trumpfes zu hindern.«

»Aber er weiß nichts Konkretes?«, vermutete Deighton.

»Das nicht, Gal«, erwiderte Perry Rhodan. »Allerdings wird er die SOL beobachten lassen.«

Er schaltete den Interkom zur Ortungszentrale durch. In der Bildwiedergabe erschien das Gesicht von Telmar Shanon, einem immun gebliebenen Ortungsoffizier, der früher auf einer Reihe anderer Schiffe Dienst getan hatte.

»Hier Shanon, Sir«, sagte der Offizier.

»Haben Sie andere Raumer orten können, Shanon?«

»Bislang nicht, Sir.«

»Dann richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf den Sektor Delta Blau 3349!«, befahl Rhodan. »Volle Energie auf Impulstaster!«

»Ja, Sir!«, gab Shanon zurück und verschwand vom Schirm. Die Interkomverbindung blieb indes bestehen.

Nach einer Weile tauchte der Ortungsoffizier wieder in der Übertragung auf. Sein zuvor gelassen wirkendes Gesicht hatte sich umwölkt. »Sir, wir messen Energieemissionen an, die mit großer Wahrscheinlichkeit von den Triebwerken eines mittelstarken Flottenverbandes ausgehen. Ohne gebündelte und gerichtete Impulse auf den angegebenen Sektor hätten wir jedoch kein Ergebnis hereinbekommen. Woher wussten Sie...?«

»Ich wusste es eben, das genügt«, gab Rhodan zurück. »Danke, Shannon. Halten Sie den Flottenverband unter Beobachtung und melden Sie mir jede Bewegung!«

Perry Rhodan schaltete den Interkom zum Kommandostand der SZ-1 durch. Oberst Mentro Kosum meldete sich, Kommandant und Erster Emotionaut der SZ-1. Kosum war 141 Jahre alt, sah aber viel jünger aus. Das lag daran, dass die Strahlungskomponente der Sonne Medaillon, die bei fast allen Menschen Aphilie hervorrief, bei den Im-munen eine Steigerung der Lebenserwartung bewirkte.

»Bully hat uns eine Beobachtungsflotte nachgeschickt, Kosum«, erklärte Rhodan. »Wir müssen sie abschütteln, bevor wir nach Carrent-Fort fliegen und unsere Mannschaft abholen können. Schaffen Sie das?«

Der Emotionaut lächelte gequält. »Nie sollst du mich befragen«, rezitierte er und fügte hinzu: »Doch wenn Sie befehlen, werd ich es wagen.« Er strich sich über seine rostrote Haarmähne, grinste matt und erklärte: »Allerdings wird das hart werden. Wir können die Beobachtungsflotte nicht für längere Zeit abschütteln. Deshalb schlage ich vor, wir hängen sie kurzfristig ab, koppeln die SZ-1 los und fliegen nur mit ihr Carrent-Fort an. Mit der einen Kugel werde ich besser fertig als mit dem ganzen Monstrum.«

Rhodan nickte. »Das ist ein sehr guter Vorschlag, einverstanden. Brauchen Sie die Koordinaten eines Fluchtpunkts?«

»Ich habe sie mir schon zurechtgelegt, Chef. Verlassen Sie sich ganz auf mich.«

Rhodan blickte auf die große Zeitanzeige der Zentrale. »In genau einer halben Stunde fangen Sie an. Deighton und ich werden ins Mutterschiff gehen und Ihnen Tolot zur Unterstützung schicken.«

»In Ordnung, Chef«, gab Kosum zurück. »Ich werde inzwischen die Kessel anheizen. Kosum, Ende.«

Perry Rhodan schaltete den Interkom ab. Er blickte Deighton an und erhob sich. »Der Kommandant hat seinen Humor noch nicht verloren, Galbraith. Du hast es gehört, er will die Kessel anheizen.«

Deighton lächelte hintergründig. »Er soll sie ruhig anheizen«, antwortete er.

Rhodan und Deighton hatten gerade die Hauptzentrale der SZ-1 verlassen, als ihnen ein seltsames Gebilde über den Weg lief, das einem Roboter aus der Vorstellungswelt des 20. Jahrhunderts ähnelte. Es besaß einen kastenförmigen Körper und dünne Arme und Beine. Auf einem kurzen beweglichen Hals steckte ein viereckiger Kopf mit rot leuchtenden Augen. Fast überall an dem kastenförmigen Rumpf befanden sich zudem kleine Lampen.

»Hallo, Romeo«, sagte Rhodan amüsiert. »Wie geht es denn so?«

Der Roboter blieb stehen. Seine aus Antennendraht geformten Ohren bewegten sich, der Mund klappte auf und zu. »Zuletzt ging es mir noch gut, Sir«, antwortete er mit phlegmatischer Stimme. »Und wie ist Ihr wertees Befinden, wenn ich fragen darf?«

»Relativ gut«, antwortete Rhodan. »Wohin willst du, Romeo?«

»Mein Vater hat gesagt, ich solle mich anstöpseln, Sir«, antwortete Romeo bereitwillig. »Offenbar heizt Mentro Kosum die Kessel an.«

»Allerdings«, sagte Perry Rhodan. »Viel Erfolg, Romeo.«

»Danke, Sir«, plärrte der Roboter und stelte auf die Zentrale zu.

»Verrückt«, entfuhr es Deighton.

»Vielleicht«, erwiderte Rhodan. »Auf jeden Fall sind Romeo und Julia psychisch stabilisierende Faktoren, die wir auf unserer langen Reise in die Milchstraße bitter nötig haben werden.«

Sie betraten den Schnell Verbindungstunnel und ließen sich in den Zylinderteil befördern, das so genannte Mutterschiff, in dem sich eine ähnliche Hauptzentrale befand wie auf den beiden Kugelräumen. Einen Augenblick lang überlegte Perry Rhodan, ob er SENECA auffordern sollte, Kosum aktiv zu unterstützen.

SENECA hieß die neueste Errungenschaft terranischer Computertechnik. Er war eine biopositronische Hyperinpotronik, die in einer Stahlkugel von fünfhundert Metern Durchmesser im Mutterschiff untergebracht war. Und er war die fortschrittlichste Entwicklung auf seinem Gebiet. Wäre er nach den gleichen Prinzipien gebaut worden wie das Mondgehirn NATHAN, hätte er eine dreißig Kilometer durchmessende Kugel ausgefüllt.

Perry Rhodan entschied sich gegen SENECAS Eingreifen - Mentro Kosum würde nach der Abkopplung seiner SZ-1 vom Mutterschiff ohnehin auf sich allein gestellt sein. Er beschränkte sich darauf, die schwache Notbesatzung der SOL über das Vorhaben zu unterrichten und damit zugleich SENECA, denn SENECA sah und hörte alles, was in der SOL vorging und gesagt wurde - ausgenommen die zu Intimzonen erklärten Kabinen.

Exakt nach Ablauf der halben Stunde beschleunigte die SOL. Rhodan und Deighton beobachteten, dass ihr Schiff sich zuerst parallel zur Beobachtungsflotte bewegte. Aber nachdem die Verfolger ihren Kurs angeglichen hatten, steuerte Kosum die SOL in einem weiten Bogen direkt auf sie zu, während er weiter beschleunigte.

Die Schiffe der Aphiliker reagierten darauf, indem sie sich verteilten. Bis sie das Manöver abgeschlossen hatten, raste die SOL schon mit siebzig Prozent der Lichtgeschwindigkeit auf sie zu - und tauchte im Zwischenraum unter.

Die Kontrollschirme der Halbraumspürer zeigten, dass die Beobachtungsflotte zu langsam reagierte. Vorübergehend verschwanden die Verfolger sogar aus der Ortung. Das lag allerdings nicht daran, dass sie bereits abgehängt waren, sondern ging auf die störenden Nebeneffekte des Mahlstroms zurück.

Die SZ-1 wurde innerhalb des Zwischenraums vom Mittelteil abgekoppelt und stürzte in den Normalraum zurück, während das Mutterschiff und die SZ-2 den Linearflug fortsetzten und die Halbraumspürer der Verfolger in die Irre führten.

Natürlich hielt die Täuschung nur so lange an, bis die Ortungsergebnisse der Halbraumspürer analysiert waren. Die Masseverringering der SOL konnte nicht lange unbemerkt bleiben.

Perry Rhodan beobachtete auf den Kontrollschirmen, dass elf Verfolger verschwanden. Sie fielen aber etliche Lichtjahre von der SZ-1 entfernt in den Normalraum zurück. Zweifellos war Kosum mit dem Führungsschiff längst wieder im Linearflug, bevor die elf Verfolger seine letzte Position ermittelt und angeflogen hatten. Die Aphiliker würden seine Spur nicht wiederfinden.

»Ende des ersten Aktes«, sagte Rhodan.

Deighton, der als Kommandant der Gesamt-SOL fungierte, ordnete an, das eigene Linearmanöver abubrechen. Das Schiff tangierte eine von Turbulenzen geprägte Staubzone. Voraus schimmerte eine stark abgeflachte violette Sonne durch das Chaos.

Wenig später erschien die restliche Beobachtungsflotte zwischen der SOL und dem violetten Stern - und mit einer halben Minute Verzögerung meldete sich Rhodans alter Weggefährte Reginald Bull über Hyperkom.

»Ich verlange Aufklärung, was hier gespielt wird!«, forderte der Mann, der trotz seiner Aphilie nicht zum Feind Rhodans geworden war, sondern dem abgesetzten Großadministrator den Start mit der SOL ermöglicht hatte.

»Hallo, Bully«, sagte Rhodan. »Hast du es dir anders überlegt?«

Bull wölbte abweisend die Brauen. »Keine Vertraulichkeiten«, entgegnete er. »Wann wirst du einsehen, dass du krank bist und mit Gesunden nicht so emotionsgeladen sprechen kannst? - Ich warte auf die Beantwortung meiner Frage.«

Perry Rhodan musste sich zusammenreißen, um nicht zu zeigen, wie sehr ihn das veränderte Verhalten seines besten Freundes schmerzte. Aber kein Aphiliker verstand, was Mitleid war.

»Deine Freunde haben die Positionsdaten der Milchstraße gelöscht«, antwortete Rhodan gequält. »Was ich unternehme, muss deshalb zuerst der Ermittlung dieser Koordinaten dienen. Ich verstehe nicht, warum dich das beunruhigt.«

»Mich beunruhigt überhaupt nichts«, erwiderte Reginald Bull. »Du weißt, dass alle Menschen, die von der schweren Bürde der Emotionen befreit sind, ihre irrationalen Gefühle verloren haben. Aber wir sind wachsam. Die Entwicklung der SOL hat viel Kapital verschlungen, deshalb fordere ich dich auf, alles zu unterlassen, was mich zwingen könnte, die SOL dennoch zu vernichten.«

»Ich tue nichts, was dich irgendwie dazu zwingen könnte, Bully«, versicherte Rhodan. »Du solltest eigentlich wissen, dass ich immer nur das Beste für die Menschheit angestrebt habe.«

Reginald Bull nickte.

»Dein größtes Verdienst war es, die Erde in eine Kreisbahn um Medaillon zu bringen und damit unter den erlösenden Einfluss des Waringer-Effekts. Doch dann wurdest du krank und versuchtest, die Veränderung zu neutralisieren. Du bist noch immer krank, Perry - und ich darf nicht zulassen, dass die einzigartige Höherentwicklung der Menschheit durch die Pläne eines Verrückten gefährdet wird. Also nimm Vernunft an und unterlasse alles, was mich zum Angriff zwingen würde.«

»Schon gut, Bully!«, erwiderte Rhodan niedergeschlagen und schaltete den Hyperkom ab. Vorübergehend musste er gegen die Verzweiflung ankämpfen, aber schließlich siegte sein starker Optimismus. Irgendwie würde er es schaffen, das Verhängnis von der Menschheit abzuwenden.

6.

Mentro Kosum saß reglos unter der SERT-Haube, mit der er die SZ-1 steuerte und kontrollierte.

Der Haluter Icho Tolot stand neben dem Kommandanten und beobachtete die Panoramagalerie. Sie zeigte allerdings nur die verwaschenen Lichteffekte des Linearraums, denn die SZ-1 befand sich immer noch in diesem Zwischenkontinuum, dessen energetische Dimension zwischen der des Einsteinraums und dem Hyperraum lag.

Tolot wusste, dass der Planet Carrent-Fort nur 280 Lichtjahre von der Sonne Medaillon entfernt war, er wusste aber auch, dass diese Distanz im Mahlstrom eine ganz andere Bedeutung hatte als im Bereich einer normalen Galaxis. Hier gab es unzählige Störeffekte. Allerdings galt das nicht nur für die SZ-1, sondern auch für die Verfolger.

Endlich fiel die SOL-Zelle in den Normalraum zurück. Mentro Kosum ließ die SERT-Haube von seinem Kopf aufsteigen. Gleichzeitig fiel sein Blick auf den Haluter.

»Hallo, Tolotos«, sagte er. »Wie geht es Ihnen?«

»Mir geht es ausgezeichnet«, antwortete der vierarmige Riese. »Wie weit ist Carrent-Fort noch entfernt?«

»Theoretisch siebeneinhalb Lichtjahre. Aber die Ortungen können den Stern nicht finden. Es sieht aus, als wäre die Sonne Malibu samt ihren Planeten verschwunden.« Mentro Kosum tippte Romeo an, der sich neben ihm an die Kontrollen angeschlossen hatte, und sagte: »Was meinst du dazu, alte Konservenbüchse?«

Da der Roboter sich nicht rührte, versetzte er ihm einen leichten Tritt.

»Bitte, Sir?«, sagte Romeo endlich mit knarrender Stimme.

»Ich habe dich etwas gefragt, Romeo«, sagte Kosum.

»Nicht, dass ich wüsste, Sir«, erklärte der Roboter. »Sie haben mich nicht angesprochen.«

»Doch!«, beharrte Kosum. »Nur nannte ich dich nicht Romeo, sondern *alte Konservenbüchse*.«

»Warum, Sir?«, erkundigte sich der Roboter.

Kosum stöhnte, während Icho Tolot in schallendes Gelächter ausbrach. Als das tosende Lachen verstummte, sagte der Emotionaut: »Weil du aussiehst wie aus alten Konservenbüchsen zusammengelötet, Romeo. Verstehst du das?«

Der Roboter vollführte eine ablehnende Bewegung. »Das muss ich wohl nicht, oder?«

»Nein, aber du sollst meine Frage beantworten!«, brauste Kosum auf.

»Welche Frage?«, erkundigte sich der Roboter.

Die Folge war ein abermaliges Gelächter Tolots. Die wenigen Männer in der Hauptzentrale der SZ-1 stießen Verwünschungen aus und hielten sich die Ohren zu.

Mentro Kosum wartete geduldig, bis der Heiterkeitsausbruch des Haluters abgeklungen war, dann sagte er: »Ich meine die Frage, die ich an dich alte Konservenbüchse gerichtet hatte, Romeo. Ich möchte von dir wissen, was du davon hältst, dass wir die Sonne Malibu nicht orten können.«

»Dafür dürften die Störeffekte des Mahlstroms verantwortlich sein, Sir«, antwortete Romeo. »Ich schlage vor, Sie gehen dichter an die Position Malibus heran. Übrigens erreicht uns soeben ein verstümmelter Notruf. Warten Sie, ich will versuchen, ihn sinnvoll zu ergänzen.«

Mentro Kosum wusste, dass Romeo trotz des albernem Aussehens und seiner dümmlichen Fragen und Antworten eine hochwertige Position enthielt, die nach dem gleichen Prinzip wie SENECA arbeitete, auch wenn sie aus Platzmangel nicht mit Bioplasma ausgestattet war. In Verbindung mit der stationären Hauptposition der SZ-1 stellte Romeo einen hochwertigen kybernetischen Komplex dar, der nur von SENECA selbst übertroffen wurde.

Nach ungefähr zwei Minuten wurde Romeo wieder munter. »Wahrscheinlicher vollständiger Inhalt des Notrufs liegt vor, Sir«, plärrte er. »Kolonie Carrent-Fort an Terra oder terranische Raumschiffe: Das Malibu-System ist von einer Dunkelwolke eingehüllt worden, von der eine nicht identifizierbare Strahlung ausgeht. Seit zwei Tagen schwächt sich die Sonneneinstrahlung ab. Dem Planeten Carrent-Fort droht der Eistod, falls die Entwicklung nicht aufzuhalten ist. Helft uns!«

Kosum blickte von Romeo zu Tolot. »Was soll das heißen?«, fragte er verblüfft. »Malibu wurde als normale Sonne vom Soltyp definiert, die noch mindestens fünfzig Millionen Jahre stabil bleibt. Wie kann ihre Strahlung so krass abfallen?«

»Ich versuche, das Problem rechnerisch zu lösen«, antwortete Romeo. »Zugleich kann ich nur empfehlen, schnellstens Carrent-Fort anzufliegen und die Kolonisten zu evakuieren. Wenn Sie das nicht schaffen, zieht Rhodan Ihnen die Haut bei lebendigem Leibe ab.«

»Sadist!«, schimpfte Kosum. Er nickte dem Haluter zu. »Es wird am besten sein, den Rat unseres Lieblings zu befolgen. Ich gehe so dicht wie nur möglich an das System heran.«

Er ließ die SERT-Haube wieder herabfahren. Die SZ-1 beschleunig-

te und ging bei sechzig Prozent der Lichtgeschwindigkeit in den Zwischenraum.

Normalerweise hätte der Reliefschirm, der bei Linearflügen einen Ausblick in den Normalraum erlaubte, die gelbweiße Sonne Malibu längst abbilden müssen. Dennoch blieb der Schirm dunkel, ja, Icho Tolot gewann sogar den Eindruck, als würde die Dunkelheit noch dichter werden. Mit Hilfe seines Planhirns stellte der Haluter einige Berechnungen an. Das Ergebnis alarmierte ihn. Er eilte zum Kommandostand und schaltete den Signalgeber ein, mit dessen Hilfe der Emotionaut unter der SERT-Haube erreicht werden konnte.

Mentro Kosum reagierte sofort. Er schaltete sich ins Kommunikationssystem der SZ-1 ein und meldete sich aus den Lautsprechern der Rundrufanlage.

»Was gibt es?«

»Ich empfehle, das Linearmanöver abubrechen«, sagte der Haluter über die Rundrufanlage. »Wir fliegen in einen weitgehend toten Bereich ein.«

Mentro Kosum antwortete nicht. Stattdessen fiel die SZ-1 in den Normalraum zurück.

Im gleichen Augenblick wurde das Kugelraumschiff von einem so harten Schlag erschüttert, dass Romeo aus den Anschlussbuchsen herausgerissen wurde und gegen Tolots Säulenbeine prallte. Der Haluter taumelte und lachte. Er lachte darüber, dass es zum ersten Mal einem Roboter fast gelungen wäre, ihn umzuwerfen.

Die Panoramagalerie zeigte nichts von dem gewohnten Bild des Mahlstroms, sondern nur undurchdringliche Schwärze. Kosum - die SERT-Haube hatte er abgenommen - schluckte trocken. »Romeo, du Lauserobot, hoffentlich bist du bald wieder eingestöpselt! Ich brauche deinen Rat. Sieht ganz so aus, als ob wir in der Tinte säßen. - In schwarzer Tinte«, fügte er hinzu.

Romeo eilte zu seinem Manöver- und Gefechtsplatz zurück und schloss sich an den Sammelschalter an.

Die Frauen und Männer der Notbesatzung arbeiteten unter höchster Anspannung, denn sobald der Kommandant das Schiff nicht mehr mit Hilfe der SERT-Haube steuerte, mussten sie die Direktkontrolle übernehmen. Für die Ortungen konnte niemand freigestellt werden. Aus diesem Grund war Romeo wichtig. Er erhielt die Ortungsergebnisse unmittelbar, und er hätte auch die Feuerleitung der SZ-1 übernehmen können, wäre das erforderlich geworden.

»Vorläufiges Ergebnis«, schnarrte der Roboter. »Das Schiff befindet

sich in den Ausläufern eines Null-Feldes, das unsere Energiequellen anzapft. Ich empfehle sofortigen Rückzug aus diesem Gebiet.«

»Nicht so hastig, Kleiner«, wehrte Kosum ab. »Erkläre mir, was ein Null-Feld sein soll!«

»... ein in sich gekrümmtes Feld aus Energie, das keine Energie entweichen lässt, aber einen kontinuierlichen Sog ausübt«, antwortete Romeo. »Seine Ausläufer sind identisch mit energetischen Tentakeln, die praktisch alles durchdringen.«

Mentro Kosum wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn. »Ich fühle mich nicht gut«, sagte er mit schwacher Stimme.

Tolot beobachtete den Emotionauten. Bevor er sich jedoch über die Ursache dessen offensichtlicher Schwäche klar wurde, brach eine Frau der Notbesatzung zusammen. Sofort schwebte ein Medoroboter heran und kümmerte sich um die Bewusstlose.

Der Haluter begriff, was vorgefallen war. »Romeo, versuche, uns aus den Ausläufern des Null-Feldes zu bringen, schnell!«, befahl er und wandte sich an den nächsten Medoroboter: »Der Kommandant braucht ein Stimulans - und die anderen Personen ebenfalls.«

Das unheimliche Feld zapfte also auch organische Energiequellen an.

Aus den Tiefen des Schiffs hallte das dumpfe Grollen überlasteter Feldmodulatoren heran.

»Wir kommen nicht weg!«, meldete Romeo. »Die SZ-1 wird immer tiefer in das Null-Feld gezogen. Alle erzeugte Energie fließt ab - bis auf einen kümmerlichen Rest, der gerade noch die Lebenserhaltungssysteme versorgt.«

»Paratronschild aktivieren!«, befahl Kosum, der sich nach der Injektion eines starken Aufputschmittels wieder erholte.

»Schon versucht, Sir«, erwiderte Romeo. »Paratron baut sich nicht auf. Gleiches gilt für den HÜ-Schild und die normalenergetischen Defensivsysteme.«

Kosum stieß eine deftige Verwünschung aus. »Können wir eine Ultra-Quintadimbombe so abschießen, dass sie im Null-Feld zur Wirkung kommt, Romeo?«, erkundigte er sich.

»Wenn wir vorübergehend alle Restenergie auf eine Transformkanone schalten, gelingt es vielleicht, Sir«, antwortete der Roboter.

Ihnen blieb nur noch wenig Zeit, denn die Beleuchtung setzte aus. Ein schwacher Ruck durchlief das Schiff. Solange niemand mehr über dieses Null-Feld wusste, war eine Ultra-Quintadimbombe die letzte Hoffnung. UQD-Bomben zerstörten bei ihrer Explosion nicht nur das

stärkste Material, sondern eliminierten auch hochwertige Schutzschirme. Da Schutzschirme aus Energie bestanden, hoffte Kosum, dass auch das energetische Null-Feld der UQD-Bombe nicht standhalten konnte.

Jäh flammte die Beleuchtung wieder auf. Die Bildwiedergabe entstand von neuem und zeigte außer einem Halbkreis von Dunkelheit voraus eine schwach gelb leuchtende Sonne.

»Null-Feld wurde zu circa dreißig Prozent neutralisiert, Sir«, meldete Romeo. »Schiff verfügt wieder über alle Energie. Ich schlage vor, dass wir uns schnellstens zurückziehen.«

Mentro Kosum schüttelte freudlos den Kopf. »Das würde ich am liebsten auch tun, liebe Blechdose«, sagte er. »Aber wir müssen zehntausend Frauen und Männer von Carrent-Fort zur SOL bringen. Folglich fliegen wir ins Malibu-System ein. Egal, was uns erwartet.«

Er ließ die SERT-Haube wieder über seinen Kopf sinken. Sekunden später beschleunigte die SZ-1 und flog ins System der Sonne Malibu ein.

Hinter ihr schloss sich die Dunkelheit...

Perry Rhodan hatte gerade einen hastigen Imbiss zu sich genommen, als er von SENECA gerufen wurde. Etwas Besonderes musste vorgefallen sein. Und in der momentanen Situation war etwas Besonderes mit etwas Bedrohlichem gleichzusetzen.

Er aktivierte sein Armbandgerät. »Was gibt es, SENECA?«

Eine menschlich klingende sonore Stimme, die fast so etwas wie Wärme ausstrahlte, antwortete ihm. »Bitte suchen Sie meine Alpha-Zentrale auf, Sir! Ich halte ein vertrauliches Gespräch für erforderlich.«

»Ich komme auf dem schnellsten Weg.«

Perry Rhodan informierte Deighton und stand schon wenig später vor einem Panzerschott in der Wandung des fünfhundert Meter durchmessenden Sektors. Er musste warten, bis die Sensoren ihn identifiziert hatten.

SENECA war bestens geschützt. Die primären Wachfunktionen wurden von dem Großhirn selbst wahrgenommen, die Sekundärfunktionen waren an dezentrale Positroniken delegiert. Nur autorisierte Personen durften die Alpha-Zentrale SENECAS betreten, aber auch sie mussten vorher diverse Sperren durchschreiten. Ein unbefugtes Eindringen in die energetisch autarke Anlage war unmöglich. Neben einem Nug-Kraftwerk mit vier Schwarzschild-Reaktoren befand sich auch das biologisch lebende Zellplasma innerhalb der schützenden Kugelhülle. Das Plasma nahm ein Volumen von 125.000 Kubikzentimetern ein, und

diese Konzentration war stark genug, um SENECA echte Intelligenz, Selbstbewusstsein und das zu verleihen, was gemeinhin als Seele bezeichnet wurde.

Daran dachte Rhodan, als er durch den Sperr-Riegel und einen der Todesgänge schritt. Kurz darauf stand er in der Alpha-Zentrale.

»Ich grüße Sie, Sir«, erklang die angenehme Stimme von SENECA.

»Hallo, SENECA«, antwortete Rhodan weniger förmlich. »Warum hast du gerufen? Droht eine neue Gefahr?«

»Nicht unmittelbar, Sir. Es geht um die Arbeit, die ich für die Menschen an Bord der SOL leisten werde. Ich weiß, dass ich dafür hervorragend ausgerüstet bin, dennoch fehlt mir etwas Wesentliches.«

Rhodan runzelte die Stirn. Er glaubte nicht, dass beim Bau von SENECA Fehler gemacht worden waren, die das Gehirn hinderten, mit voller Kapazität für die SOL zu arbeiten.

»Sag mir mehr!«, bat er.

»Es handelt sich um die Grunddaten, die von der Menschheit im Verlauf ihrer kosmischen Geschichte gesammelt und in NATHAN gespeichert wurden, Sir«, antwortete SENECA. »Ohne sie fehlt mir der große Überblick. Ich benötige diese Daten, um meine Entscheidungen stets in Beziehung zu den großen Zusammenhängen treffen zu können. Ich empfehle deshalb, eine Einsatzgruppe zum Erdmond zu schicken und die Daten aus NATHAN abzurufen. Anschließend sollten sie mir zugänglich gemacht werden.«

Perry Rhodan lächelte kaum merklich, denn den gleichen Gedanken hatte er schon vor langer Zeit gehabt. »Bist du dir darüber klar, dass es ungeheuer schwierig ist, in NATHANS Datenzentrale vorzudringen?«, fragte er. »Wir haben niemanden an Bord, der noch dazu autorisiert wäre.«

»Akzeptiert, Sir«, erwiderte SENECA. »Ich habe deshalb einen Plan ausgearbeitet, wie es dennoch gelingen könnte, die Daten zu erhalten. Wenn Sie einverstanden sind, trage ich den Plan vor.«

»Ich bin grundsätzlich einverstanden, SENECA. Aber vorher muss ich dir noch etwas mitteilen. Ich habe, als ich noch Großadministrator war, dafür gesorgt, dass der Datenextrakt von NATHAN in achtzehn Hochenergiekonserven gespeichert und an einem geheimen Platz auf Luna versteckt wurde.«

Eine Weile war es still, dann sagte SENECA, und es klang leicht pikiert: »Das wüsste ich aber, Sir!«

Rhodan sperrte Mund und Ohren auf, während er sich fragte, ob die Redewendung, die er eben gehört hatte, wirklich von der leistungsfä-

higsten Bio-Hyperinpotronik gebraucht worden war. Viel eher hätte sie von einem Menschen stammen können, dessen Selbstbewusstsein es nicht zuließ, eine Wissenslücke einzugestehen.

»Was hast du gesagt, SENECA?«, fragte er schließlich, um sich zu vergewissern, dass er richtig gehört hatte.

»Das wüsste ich aber, Sir«, wiederholte SENECA.

Perry Rhodan kniff die Brauen zusammen. »Wie kannst du etwas wissen, was dir nicht eingegeben wurde?«, erkundigte er sich. »Willst du etwa behaupten, was du nicht weißt, könne es auch nicht geben?«

Wieder zögerte die Bio-Hyperinpotronik, bevor sie antwortete. »Entschuldigen Sie, Sir. Das war ein falscher Zungenschlag - sozusagen. Selbstverständlich sind Tatsachen denkbar, über die ich nicht informiert bin. Es stimmt also, dass der Extrakt von NATHANS Daten in achtzehn Hochenergiekonserven auf Luna versteckt ist?«

»Ja, es stimmt«, bestätigte Rhodan.

»Das ändert die Voraussetzungen meines Planes«, erwiderte SENECA. »Wie sind die Energiekonserven abgesichert?«

»Durch einen Kode, der nur Professor Waringer und mir bekannt ist. Der Kode heißt: *Masse ist eine grundlegende Eigenschaft der Materie, die sich darin äußert, dass die Materie jeder Veränderung ihrer Bewegungslage Widerstand entgegensetzt.* «

»Das stimmt sogar, Sir«, sagte SENECA. »Die neuen Informationen wurden gespeichert und ausgewertet, der Plan dementsprechend modifiziert. Und das ist mein Plan... «

Perry Rhodan hörte aufmerksam zu, während SENECA ihm die Einzelheiten beschrieb. Alles erschien logisch und durchführbar, wenn die Ausführenden keine Fehler begingen, aber dennoch war Rhodan etwas verunsichert, weil SENECA eine unlogische Bemerkung von sich gab. Allerdings erwähnte er den Vorfall nicht wieder, sondern nahm sich vor, mit Waringer darüber zu reden.

Als SENECA seine Ausführungen beendet hatte, nickte Rhodan. »Danke«, sagte er. »Sobald die SZ-1 zurückgekehrt ist, werde ich die Durchführung veranlassen. Vorerst kann ich niemanden von der Notbesatzung entbehren. «

Er wurde von einem Anruf unterbrochen. Das Holo seines Armbandgeräts zeigte Galbraith Deightons Abbild. »Bully hat sich wieder gemeldet«, sagte der ehemalige Abwehrchef. »Er stellt uns ein Ultimatum. Wenn wir diesen Raumsektor nicht innerhalb von zwei Stunden verlassen oder ihm einen stichhaltigen Grund für unser Verweilen nennen, will er der Beobachtungsflotte den Befehl zum Angriff auf die SOL erteilen. «

»Er ist verrückt!«, entfuhr es Rhodan.

»Bestimmt nicht, Perry«, entgegnete Deighton. »Wahrscheinlich haben ihn seine Ratsmitglieder unter Druck gesetzt, dass ihm keine andere Entscheidung blieb. Immerhin gibt er uns noch zwei Stunden Zeit.«

»Und wenn Kosum bis dahin nicht zurück ist? - Ich komme in die Zentrale des Mutterschiffs.«

Perry Rhodan verabschiedete sich von SENECA. Er fühlte die Last der Verantwortung, sah sich in die Enge getrieben, aber er dachte nicht im Traum daran, seine Pläne grundlegend zu ändern.

Der Notruf von Carrent-Fort kam unterdessen deutlicher herein. Er wurde in einer Endlosschleife wiederholt. Icho Tolot antwortete über Hyperkom-Richtstrahl. »Hier SOL-Zelle 1, Tolot spricht. Wir haben Ihren Notruf empfangen und nähern uns Carrent-Fort. Bereiten Sie alles zur sofortigen Evakuierung der Kolonie vor.«

Auf dem Schirm erschien das von Störungen verzerrte Gesicht eines Ertrusers. Auf Carrent-Fort lebten außer Terranern eine Vielzahl Ertruser, Epsaler und Siganesen.

»Mein Name ist Maligger. Wir empfangen Sie gut, Sir. Alle Mitglieder der Kolonie stehen mit ihrem Gepäck in den Tiefbunkern des Raumhafens bereit. Was ist das für eine Dunkelwolke, die unser System einhüllt? Vorhin wurde die Wolke übrigens aufgerissen, aber sie hat sich wieder geschlossen.«

»Es handelt sich um ein Null-Feld«, antwortete der Haluter. »Zur Zeit ist es müßig, darüber zu diskutieren, welcher Natur dieses Null-Feld ist und ob es eventuell sogar intelligent handelt. Wir landen, um alle Kolonisten an Bord zu nehmen.«

»Danke«, erwiderte der Ertruser.

Der Schirm erlosch. Icho Tolot wirkte in dem Moment so leblos wie eine Statue, aber in seinem Planhirn arbeitete es intensiv. Der Haluter suchte nach Möglichkeiten, das Schiff und die zehntausend Kolonisten zu retten, falls die Dunkelwolke erneut begann, der SZ-1 alle Energie zu entziehen.

Unterdessen bereitete Mentro Kosum die SOL-Zelle auf die Landung vor. Viel lieber hätte er das Schiff in eine Kreisbahn gebracht und die Kolonisten mit Beibooten abholen lassen. Aber er besaß nicht genug Leute.

Kosums Konzentration erreichte ihren Höhepunkt, als die zweieinhalb Kilometer durchmessende Stahlkugel in die Atmosphäre des Pla-

neten eintauchte. Die Oberfläche von Carrent-Fort war schnee- und eisbedeckt, die Fernmessungen ergaben eine Bodentemperatur von durchschnittlich minus achtundfünfzig Grad Celsius. Das passte ganz und gar nicht zu den Daten über Carrent-Fort. Die extreme Abkühlung war zweifellos auf den Energiehunger der Dunkelwolke zurückzuführen.

Mentro Kosum schwitzte Blut und Wasser. Er stellte sich vor, was geschehen musste, falls die Dunkelwolke während der Landung der SZ-1 Energie entzog. Der Absturz war dann unvermeidlich, und das Schiff würde mitsamt dem Raumhafen auch die Tiefbunker zerstören, in denen die Siedler Schutz vor der Kälte gesucht hatten.

Doch alles verlief reibungslos. Die SZ-1 hatte kaum aufgesetzt, als aus den Antigrauschächten der Tiefbunker die Kolonisten emporquollen: Männer, Frauen und Kinder in wattierten Kombinationen und mit ihrer persönlichen Habe bepackt. Mentro Kosum schickte einen verzweifelten Blick an die Decke der Hauptzentrale und murmelte ein Stoßgebet. Danach öffnete er die Bodenschleusen.

»Gibt es Probleme?«, erkundigte sich Tolot, der seine Planhirnrechnungen inzwischen abgeschlossen hatte.

»Das fragen Sie noch?« Kosum verdrehte anklagend die Augen. »Die Kolonisten sind gleich viel Frauen und Männer - jedenfalls war das zum Zeitpunkt ihrer Übersiedlung nach Carrent-Fort der Fall. Jetzt haben sie sich um bestimmt tausend Kinder vermehrt. Stellen Sie sich das vor, Tolot! Die SOL als gigantischster Kindergarten des Universums. Überall liegt Spielzeug herum, es riecht nach vollen Windeln, die kleinen Scheißerchen wimmeln auf allen Stationen umher...«

Ichto Tolot riss den Rachen auf und produzierte das lauteste Gelächter, das Menschen jemals von einem Haluter gehört hatten. Drei weibliche Offiziere der Hauptzentrale fielen in Ohnmacht, und Kosum stellte verbittert fest, dass sein linkes Ohr taub geworden war.

»Köstlich!«, brüllte Tolot, als sein Gelächter verstummt war. »Einfach köstlich! Perry Rhodan wird sich freuen.«

»O ja, das wird er. Ganz bestimmt sogar.« Kosum presste eine Hand auf sein linkes Ohr. »Das kann ich mir lebhaft vorstellen, so, wie ich den Chef kenne. Ich sehe ihn direkt vor mir, wie er in seinem Kommandosessel sitzt, auf jedem Knie ein plärrendes Baby.« Hilflös schüttelte er den Kopf.

»Aber man kann zehntausend Frauen und Männern keine totale Enthaltksamkeit befehlen«, sagte Tolot verwundert. »Und man kann auch nicht verlangen, dass sie in vierzig langen Jahren nicht ein einziges Kind zeugen.«

Kosum erwiderte: »Begreifen Sie denn nicht, dass niemand daran gedacht hat? Alles wurde bei der Konstruktion und beim Bau der SOL berücksichtigt: Solarien, Einkaufsstraßen, Theater, Restaurants, Sportstadien und sogar Standesämter und Scheidungsgerichte. Aber kein Mensch hat in Erwägung gezogen, dass in einer fliegenden Stadt auch Kinder geboren werden könnten.«

»Dabei ist das die natürlichste Sache der Welt«, bestätigte der Haluter. »In jeder Stadt werden Kinder geboren, warum also nicht auch in einer fliegenden Stadt? Ich halte das sogar für richtig und vorteilhaft. Es unterstützt die Motivation der Besatzung, denn eigene Kinder erinnern sie ständig daran, dass alle ihre ganze Kraft einsetzen müssen, um der Menschheit und damit auch ihren Kindern wieder ein würdiges Leben auf der Erde und anderen Planeten zu ermöglichen.«

Mentre Kosum dachte eine Weile nach, schließlich nickte er. »Wenn man es so betrachtet, dann allerdings... Ja, ich glaube, Sie haben Recht, Tolot. Und jetzt kann ich mich wenigstens auf Rhodans überraschtes Gesicht freuen.«

Minuten später meldete er sich über die Rundrufanlage: »Hier spricht der Kommandant! Ich begrüße die künftige Besatzung der SOL mit ihren Familien und heiße Sie herzlich an Bord willkommen. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass die Notbesatzung der SZ-1 sich nicht um jeden Einzelnen kümmern kann. Organisieren Sie einen eigenen Versorgungsdienst. Sobald wir ans Mutterschiff angekoppelt haben, wird eine Einweisung vorgenommen. Und noch etwas: Wir müssen die Dunkelwolke durchstoßen. Möglicherweise kommt es erneut zu schweren Erschütterungen. Wir versuchen, entsprechende Vorkehrungen für Ihre Sicherheit zu treffen. Unser Start erfolgt in einer halben Stunde.«

Kosum schaltete ab und wandte sich an den Roboter, der nach wie vor an die Konsole angeschlossen war. »Hörst du mich, Romeo?«, erkundigte er sich.

»Ja, Sir!«, schnarrte der Roboter.

»Ich möchte, dass du drei Ultra-Quintadimbomben zum gleichzeitigen Abschuss vorbereitest«, sagte der Kommandant. »Sobald wir wieder im Raum sind, lässt du die drei Bomben weit gefächert in das Nullfeld abstrahlen. Wir dürfen kein Risiko eingehen.«

»Natürlich, Sir«, antwortete der Roboter.

Die Hyperortung hatte inzwischen ergeben, dass die von der ersten Quintadimbombe gerissene Lücke im Null-Feld wieder vollständig geschlossen war. Allerdings waren Ausbuchtungen entstanden, die weit ins Malibu-System hineingriffen.

»Ist es möglich, dass diese eigenartige Dunkelwolke denkt?«, wandte Kosum sich an den Haluter.

»Es ist denkbar, aber ich halte es für wenig wahrscheinlich«, antwortete Tolot. »Da ich keine kernartige Verdichtung in der Dunkelwolke erkennen kann, müsste der Denkprozess innerhalb der Gesamtheit der Wolke ablaufen. Das würde bei ihrer riesigen Ausdehnung aber sehr langsam gehen. Die Formulierung eines einzigen Gedankens würde vielleicht hundert Stunden dauern.«

»Trotzdem verhält sie sich irgendwie intelligent«, entgegnete der Emotionaut.

»Intelligenz ist keine Frage des Gehirns oder eines nervösen Denkprozesses«, erklärte Icho Tolot. »Tiere, Pflanzen und sogar anorganische Materie verhalten sich erwiesenermaßen intelligent, ohne dass sie dazu einen hochgezüchteten Denkapparat wie das menschliche Gehirn benötigen. Intelligenz war schon lange vor der Entstehung der mit Großhirnen ausgestatteten Arten vorhanden. Folglich müssen wir mit intelligenten Reaktionen der Dunkelwolke rechnen.«

»Sie bestätigen, was ich ebenfalls dachte«, erwiderte Kosum. »Ich hoffe, die drei Quintadimbomben reichen aus, die Substanz der Wolke so zu dezimieren, dass der Rest nicht mehr existenzfähig ist. Wir haben die Pflicht, eine solche Erscheinung, die Sonnen und Kraftwerke *anzapfen* kann und damit das Leben auf besiedelten Planeten ernsthaft gefährdet, unschädlich zu machen. Sie könnte Tod und Verderben über die belebten Welten des Mahlstroms bringen.«

Wie Tentakel griffen die Ausbuchtungen der Dunkelwolke weiter ins System hinein. Sie bewegten sich mit annähernd halber Lichtgeschwindigkeit, was hochwertige energetische Prozesse vermuten ließ.

Minuten vor Ablauf der halben Stunde meldete der Ertruser Maliger, der die Kolonie geleitet hatte, den Abschluss der Evakuierung.

Kosum startete sofort. Die SZ-1 verließ gerade die Atmosphäre und stieß in den freien Weltraum vor, als die Leistung der Kraftwerke wieder abfloss. Die Triebwerke fielen aus, das Schiff wurde von der Schwerkraft des Planeten in eine elliptische Kreisbahn gezwungen, die nach ersten Berechnungen in spätestens drei Stunden zum Absturz führen musste.

Von einer Sekunde zur anderen war die SERT-Haube wertlos geworden. Mentro Kosum ließ sie in die Höhe fahren. »Wir müssen die Quintadimbomben sofort abstrahlen«, sagte er zu Romeo. »Sind alle Vorbe-reitungen abgeschlossen?«

»Alles fertig, Sir«, antwortete der Roboter.

»Dann - Feuer!«

Es wurde finster an Bord. Die Lebenserhaltungssysteme einschließlich der Andruckabsorber fielen aus, als alle noch verfügbare Energie zu den drei Transformkanonen umgeleitet wurde, die mit je einer Quintadimbombe geladen waren.

Kosum spürte, dass ein neuer Schwächeanfall ihn zu übermannen drohte. Aus den Augenwinkeln sah er mehrere Offiziere der Zentrale-besatzung bewusstlos in sich zusammensinken, während er selbst mit aller Kraft gegen eine Ohnmacht ankämpfte.

Urpötzlich flammte die Beleuchtung wieder auf, heller als zuvor. Die Triebwerkskontrollen meldeten Energieüberlastung. Alarmsirenen gellten, und Feldsicherungen schlugen dutzendweise durch.

»Defensivschirme aktivieren!«

Kosum ahnte, was geschehen war. Die mit der überlichtschnellen Or-tung gekoppelte Panoramagalerie zeigte, dass die Dunkelwolke verschwunden war. Allerdings wurde das Malibu-System von einem filigranen Netz leuchtender Fäden durchzogen. Die Vernichtung der Dunkelwolke hatte die schlagartige Freisetzung der in ihr gespeicherten Energien bewirkt, und diese Energien strömten in alles hinein, was irgendwie in der Lage war, Energien aufzunehmen.

Die Oberfläche von Carrent-Fort ließ die neue Gefahr deutlich erkennen. Eis und Schnee waren geschmolzen, und die verbliebenen Seen begannen zu kochen.

Der Hochenergie-Überladungsschirm der SZ-1 brach nach kurzem Flackern zusammen, aber die Entladungsblitze im Paratronschild zeigten, dass die unvermindert heftig auf die SZ-1 einstürmenden Energien in den Hyperraum abgeleitet wurden.

Mentro Kosum beschleunigte endlich mit Maximalwerten. Minuten später trat die SZ-1 in den Zwischenraum ein, in dem ihr die Energien der Dunkelwolke nichts mehr anhaben konnten.

»Noch eine halbe Stunde, Perry«, sagte Galbraith Deighton eindringlich.

Rhodan nickte. »Ich weiß, Gal. Aber noch ist Kosum nicht zurück. Wir müssen auf ihn warten, sonst verfehlt er uns; es gibt keinen anderen Treffpunkt.«

Er fragte sich, ob sein alter Freund Reginald Bull, der trotz des Zellaktivators aphilisch geworden war, der Flotte wirklich den Befehl zum Angriff auf die SOL erteilen würde, sobald das Ultimatum ablief.

Wahrscheinlich würde er es tun, denn es war logisch, und Gefühle

spielten bei Bully keine Rolle mehr in seinen Überlegungen und Entscheidungen.

Für kurze Zeit kehrten Rhodans Gedanken zu SENECA zurück. Inzwischen hatte er Erkundigungen eingezogen, die seine Befürchtungen relativiert hatten. Zwar wies SENECA tatsächlich einen Konstruktionsfehler auf, aber er hatte sich bei der Erprobung als so harmlos erwiesen, dass auf eine kostspielige und zeitraubende Behebung verzichtet worden war.

Die Bio-Hyperinpotronik hatte in ihrem organischen Ego-Sektor, auch Selbstbehauptungssektor genannt, eine Balpirol-Halbleiterverbindung zu viel erhalten. Das führte dazu, dass SENECA immer dann, wenn ihm etwas mitgeteilt wurde, was er noch nicht wusste, die betreffenden Daten mit der Bemerkung »Das wüsste ich aber« in Frage zu stellen versuchte, sozusagen, um sein »Gesicht« zu wahren. Seine Entscheidungen wurden davon nicht beeinflusst.

Perry Rhodan musste gegen seinen Willen schmunzeln, weil ihm klar wurde, dass SENECA durch diesen Fehler etwas Menschliches bekam, etwas, das die Vorstellung, er sei ein maschinelles Monstrum, gar nicht erst aufkommen ließ.

»Noch fünfzehn Minuten, Perry«, unterbrach Deighton Rhodans Überlegungen.

Rhodan nickte bitter und schaltete auf Rundruf. »An alle Stationen! Wir müssen mit einem Angriff der Beobachtungsflotte rechnen. In diesem Fall werden wir zurückschlagen. Ich erwarte innerhalb von fünf Minuten die Meldungen über Gefechtsbereitschaft.«

Deighton wollte abwehren, überlegte es sich dann aber doch anders. Als der Hyperkom ansprach, blickten Rhodan und er gespannt auf den Trivideokubus. Insgeheim hoffte jeder, Kosum zu sehen. Stattdessen erschien das dreidimensionale Abbild von Reginald Bull.

»Ich rufe die SOL!«, sagte der Aphiliker. »Mein Ultimatum läuft in zehn Minuten ab. Das ist die letzte Warnung.«

»Wir schießen zurück, Reginald!«, sagte Rhodan. Er sah, dass sein alter Freund angestrengt nachdachte. Einem aphilischen Menschen unterliefen keine impulsiven Bemerkungen mehr, wie sie früher typisch für Bully gewesen waren. Heute wog er kühl und sachlich Vor- und Nachteile gegeneinander ab.

»Vielleicht willst du das wirklich tun, Perry«, meinte Bull schließlich. »Aber es wäre zwecklos für dich. Die SOL kann eine gewisse Zeit meiner Flotte widerstehen, danach wird sie im konzentrischen Feuer vernichtet. Es wäre unlogisch von dir, ein solches Risiko einzugehen.«

»Und es wäre unlogisch von dir, wegen vielleicht einer zusätzlichen halben Stunde viele deiner Schiffe dem Untergang preiszugeben«, entgegnete Rhodan.

»Terras Gesamtflotte wird dadurch nicht merklich geschwächt«, gab Bull zurück. »Folglich kann ich einige Schiffe entbehren.«

Perry Rhodan erschauerte vor der Kälte, die in der Antwort zum Ausdruck kam. Reginald Bull verschwendete keinen Gedanken daran, dass an Bord seiner Schiffe einige tausend Menschen sterben würden.

Es wäre sinnlos gewesen, ein solches Argument vorzuschieben, deshalb sagte Rhodan: »Aber der Finanzausschuss wird dir große Schwierigkeiten bereiten, wenn du den Gegenwert von vielen Milliarden Solar verschwendest, nur um nicht eine halbe Stunde länger warten zu müssen. Vielleicht zwingt man dich sogar zum Rücktritt.«

Das saß. Reginald Bulls betroffenes Gesicht verriet es.

»Oder du wirst erschossen«, fuhr Rhodan fort, um das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. »Du wärst nicht der erste Mann, der hingerichtet wird, weil man seine Handlungen als irrational einstuft und ihn damit als unfähig hinstellt. Sicher gibt es einige Leute, die gern deinen Posten einnehmen würden.«

»Ich bin stark genug, mich dagegen zu wehren«, erklärte Bull. »Dennoch werde ich über deine Worte nachdenken, weil es mir widerstrebt, ein so teures Schiff wie die SOL zu zerstören. Ich lasse wieder von mir hören.«

»Danke, Bully«, sagte Rhodan erleichtert, doch das hörte der Aphiliker schon nicht mehr. Er hatte abgeschaltet.

»Sei froh, dass er dein *Danke* nicht mehr gehört hat, Perry«, murrte Deighton. »Er hätte sich gefragt, was er falsch gemacht hat.«

»Akzeptiert«, erwiderte Rhodan. »Manchmal vergesse ich eben, dass Bully nicht mehr mein Freund ist, weil Aphiliker keiner Freundschaft fähig sind. Jedenfalls haben wir einen Aufschub bekommen.«

»Hoffentlich ist der SZ-1 nichts zugestoßen. Das Schiff müsste schon längst zurück sein, wenn alles reibungslos verlaufen wäre.«

»Achtung, Ortung!«, erklang es in dem Augenblick über Rundruf. »Kugelförmiges Objekt, Durchmesser 2500 Meter... ist in dreizehn Millionen Kilometern Entfernung aus dem Zwischenraum aufgetaucht.«

»Anfunken!«, befahl Perry Rhodan und wandte sich an Deighton. »Das kann nur die SZ-1 sein, Gal.«

Er schaltete sich in den Rundruf ein und befahl: »Annäherungs- und Ankopplungsmanöver steht bevor. Höchste Alarmbereitschaft für Ge-

fechtsstationen. In diesem Stadium ist jeder Angriff sofort mit schwers-
ten Waffen zu stoppen.«

»SZ-1 meldet sich über Hyperkom«, sagte eine Stimme. »Ich lege auf
Zentrale-Hyperkom um, Chef.«

Ein Hologramm flammte auf. Icho Tolot schien nur wenige Schritte
von Rhodan entfernt zu stehen, obwohl sein Schiff noch rund zwölf Mil-
lionen Kilometer von der SOL entfernt war.

»Auftrag ausgeführt, Rhodanos!«, rief der Haluter. »Alle an Bord
genommen, einschließlich der Windelnässer.«

»Mir ist nicht zum Scherzen zumute, Tolotos«, erwiderte Perry Rho-
dan verärgert und erleichtert zugleich. »Ihr habt länger gebraucht als ge-
plant. Beeilt euch, sonst greift Bull mit seiner Flotte an. Rhodan, Ende.«

»Verstanden«, sagte Tolot und unterbrach die Verbindung mit einer
knappen Geste.

Perry Rhodan beobachtete in den Ortungsholos, wie sich die SOL
und ihre Erste Zelle einander näherten. Das Manöver lief trotz der
mangelhaften Besetzung der Steuerzentralen reibungslos ab. Auf den
entscheidenden Positionen saßen eben Könner, die ihr Handwerk ver-
standen und sich auch nicht von Bulls kampfbereiter Flotte nervös ma-
chen ließen.

Endlich wurde die SZ-1 wieder fest am Mutterschiff verankert.

Mentro Kosum meldete sich über Interkom. »Verteilen wir die Kolo-
nisten erst auf die Stationen, oder starten wir?«

»Beides«, antwortete Rhodan. »Sie übernehmen die Führung der
Gesamt-SOL und gehen mit Zielkurs Beta-1-Rotsektor in den Zwi-
schenraum. Während des Linearmanövers werden die neuen Besat-
zungsmitglieder auf die drei Einheiten verteilt.«

»Und was wird aus den Scheißerchen, Sir?«, erkundigte sich Kosum.

»Selber«, entgegnete Perry Rhodan heftig. »Jetzt ist nicht der Zeit-
punkt für seltsame Scherze, Kosum. Führen Sie meine Befehle aus,
Ende!«

Er wartete nicht ab, was Kosum noch sagen wollte. An Deighton ge-
wandt, verlangte er: »Lass nachprüfen, ob auf der SZ-1 verbotswidrig
Alkohol ausgegeben wurde, Gal. Es muss einen Grund haben, dass erst
Tolot und nach ihm Kosum solche blödsinnigen Witze reißen.«

»Ich glaube...«, begann Galbraith Deighton, wurde aber schroff un-
terbrochen.

»Du sollst nichts glauben, sondern etwas nachprüfen, Gal«, sagte
Perry Rhodan ungehalten. »Wenn hier nicht alles hundertprozentig
läuft, schießen die Aphiliker uns in Fetzen.«

»Natürlich«, erwiderte Deighton steif und entfernte sich.

Rhodan fand keine Zeit, sich für seinen schroffen Ton zu entschuldigen, denn in diesem Augenblick heulten die Alarmsirenen auf.

»Beobachtungsflotte setzt sich in Bewegung!«, meldete die Ortung.
»Nimmt Angriffspositionen ein. Gefechtsentfernung wird in knapp sieben Minuten erreicht.«

Perry Rhodan quittierte die Meldung mit frostiger Miene. Sieben Minuten... Kam es zum Kampf, würde die SOL mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zurückschlagen müssen, denn es ging nicht mehr nur um das Schicksal des Schiffs und einer kleinen Notbesatzung, sondern auch um das Leben von rund zehntausend Menschen, die ein Recht darauf hatten, geschützt zu werden.

Die SOL beschleunigte mit Maximalwerten. Ihre Flugrichtung führte von der Beobachtungsflotte weg. Da jedoch Bulls Schiffe ebenso mit Höchstwerten beschleunigten, verringerte sich die Entfernung nicht, sondern blieb annähernd konstant. Aber zwei kleine Pulks Schneller Kreuzer, die seitlich ausgefächert waren, holten allmählich auf. Es würde sehr knapp werden, vielleicht zu knapp.

»Gegner schleust Lightning-Jets aus!«

Rhodan unterdrückte eine Verwünschung. Da die Jäger eine erheblich höhere Beschleunigung erreichten als die SOL, konnten sie dem großen Schiff gefährlich werden, bevor es im Zwischenraum untertauchte. Sie brauchten sich nur vor die SOL zu setzen, dann musste das Schiff entweder abbremsen, oder die bei der Kollision explodierenden Jets würden die Schutzschirme aufreißen.

Es gab nur eine Möglichkeit, das zu verhindern, und Rhodan war entschlossen, sie zu nutzen. Er wies den Emotionauten an, bereits bei Erreichen einer Geschwindigkeit von 30.000 Kilometern pro Sekunde in den Zwischenraum gehen.

Das war eigentlich viel zu gering und barg nicht nur Risiken, sondern kostete immense Energien. Da die Kraftwerke der SOL so ausgelegt waren, dass ihre Abgabeleistung in extremen Notsituationen für die Dauer von maximal fünfundvierzig Sekunden um hundert Prozent gesteigert werden konnte, also pro Kraftwerk von achthundert Milliarden Megawatt auf tausendsechshundert Milliarden Megawatt, war zumindest das Energieproblem gelöst.

Rhodan wartete angespannt. Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten - dann, schlagartig, verschwand das vertraute Bild des Mahlstroms und wich den eigenartigen Leuchteffekten des Zwischenraums.

Die SOL war in Sicherheit - jedenfalls vorläufig.

7.

Der erste Orientierungsaustritt der SOL fand außerhalb des Mahlstroms statt. Als der Schiffsgigant in den Normalraum zurückfiel, konnte Perry Rhodan die Nabelschnur aus Materie zwischen den ehemals kollidierten Galaxien aus einer Entfernung von dreitausend Lichtjahren überblicken. Beide Galaxien waren aus dieser geringen Distanz riesige Feuerräder, aber trotz der hohen Geschwindigkeit, mit der ihre Sternmassen um das jeweilige Zentrum rotierten, schienen sie vollkommen stillzustehen.

Irgendwo inmitten der riesigen Nabelschnur befand sich die Sonne Medaillon mit der Erde und ihrem Mond. Sie war weder optisch noch mit den Hypertastern auszumachen.

Rhodans Gesicht verriet nichts von den Gedanken und Gefühlen, die ihn bewegten. Er war ein Geächteter, den man für krank erklärt und verjagt hatte, dennoch war er entschlossen, so bald wie möglich auf die Erde zurückzukehren, um denen zu helfen, die ihn vertrieben und mit dem Tode bedroht hatten.

Perry Rhodan hatte den Emotionauten Mentro Kosum und Ichto Tolot inzwischen zu sich gebeten, aber von Galbraith Deighton nichts mehr gehört. Er wunderte sich darüber, denn der Gefühlsmechaniker führte Anweisungen sonst in extrem kurzer Zeit aus. Bevor er mit Kosum und dem Haluter sprach, hätte er gern Klarheit über seinen Verdacht gehabt, dass an Bord der SZ-1 Alkohol ausgeschenkt worden war.

Von Deighton fehlte immer noch jede Nachricht, als Kosum und Tolot die Hauptzentrale des Mutterschiffs betraten. Perry Rhodan schwenkte mit seinem Sessel herum. Er hatte einiges sagen wollen, aber was er sah, verschlug ihm für den Augenblick die Sprache.

Ichto Tolot kam entgegen seiner sonstigen Gewohnheit auf allen Sechsen an, das heißt, er bewegte sich auf den je zwei Handlungs- und Laufarmen und beiden Säulenbeinen. Aber das allein war es nicht, was Rhodan schockierte. Es waren die vier Menschlein, die auf Tolots Rücken herumturtelten und dabei vergnügt krächten.

Im ersten Moment versuchte der Terraner sich an die Hoffnung zu klammern, es handele sich um zu groß geratene Siganesen. Doch diese Vorstellung war Unsinn, denn die Kleinen hatten nicht die grüne Gesichtsfarbe der Zwerge von Siga, sondern größtenteils den normalen samtbraunen Teint der integrierten Terravölker - und sie trugen Babykombinationen mit Windelhosen.

Mentro Kosum grinste verlegen, als er Rhodans Gesichtsausdruck sah. Der Haluter wiederum störte sich überhaupt nicht an Perrys Fassungslosigkeit, sondern nahm eines der Kleinkinder und hielt es ihm entgegen.

»Das ist Onkel Rhodan«, sagte er ungewöhnlich leise. Und, an Rhodan gewandt: »Das hier ist der kleine Mark Reginald Lincoln, Rhodanos.«

Perry war derart verblüfft, dass er den kleinen Mark Reginald nahm. »Wie... was?«, stammelte er. Mark Reginald brüllte los und beruhigte sich erst wieder, als Tolot ihn zurück auf seine linke Schulter setzte.

»Sir«, sagte Kosum betreten, »wir hatten anscheinend nicht daran gedacht, dass fünftausend Männer und fünftausend Frauen in vierzig Jahren nicht nur dienstliche Belange wahrnehmen, sondern sich - äh - menschlich näher kommen.«

»Aber doch nicht so nahe!«, entfuhr es Rhodan.

»Die Fortpflanzung ist ein fundamentales menschliches Bedürfnis, Freund Rhodanos.« Tolot wischte sich über seinen Kuppelkopf, auf dessen blanker Oberfläche ein feuchter Fleck zu sehen war. »Außerdem ist sie notwendig zur Arterhaltung. Du kannst den Kolonisten keinen Vorwurf machen. Schließlich hattest du ihnen nicht befohlen, kinderlos zu bleiben.«

Perry Rhodan schluckte ein paarmal, dann hatte er sich wieder gefasst und sagte: »Nein, natürlich nicht, Tolotos. Ich hätte auch kein Recht zu einem solchen Befehl. Aber ich habe einfach nicht an diese Möglichkeit gedacht, als ich die Raumfahrer nach Carrent-Fort schickte. Wie viele Kinder sind es?«

»Wir haben sie noch nicht registrieren lassen, Chef«, antwortete Mentro Kosum. »Aber es sind nicht wenige.«

Das Zentraleschott öffnete sich, und ein hagerer Mann trat ein. Es war Alaska Saedelaere. Der Transmittergeschädigte massierte mit den Fingerspitzen seinen Hinterkopf. »Wer hat den Bengels eigentlich erlaubt, die Transportbänder des Hauptdecks stillzulegen und in den Korridoren Fußball zu spielen?«, fragte er stöhnend.

»Fußball?« Perry Rhodan wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Außerdem unterbrach ihn ein Interkom-Anruf. Das gequälte Gesicht eines Mannes erschien, den Rhodan nicht kannte.

»Ich bin der Koordinator der Bordverpflegungssysteme.« Der Mann klang gehetzt. »Wahrscheinlich kenne ich mich mit den Bedürfnissen an Bord der SOL noch nicht aus, aber es erscheint mir dennoch ungewöhnlich, dass die Versorgungsautomaten allein während des letzten Linear-

manövers um rund fünf Zentner Süßigkeiten erleichtert wurden. Können Sie mich darüber aufklären, was hier vorgeht?»

»Sind Sie auf Carrent-Fort an Bord gekommen?«, fragte Rhodan. »Und wie heißen Sie?«

»Ich bin Elmer Country«, antwortete der Mann, »und ich bin auf Terra an Bord gebracht worden.«

»Aha«, machte Perry Rhodan. »Dann finden Sie sich damit ab, dass wir seit Carrent-Fort eine nicht eingeplante Crew von Windelnässern und Naschmäulern an Bord haben, Mr. Country. Ich muss mich auch erst mit diesem Gedanken vertraut machen, aber uns bleibt nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich die Tatsachen zu akzeptieren. Sperren Sie vorerst die Versorgung mit Süßigkeiten, bis wir eine Möglichkeit der Rationierung gefunden haben. Sie wollen sicher auch nicht, dass die lieben Kleinen schlechte Zähne bekommen.«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Elmer Country. Ihm war deutlich anzumerken, dass er die neue Lage in ihrer Tragweite noch nicht überschaute.

Plötzlich stieß er einen halb erstickten Schrei aus. »Chef, ich glaube, ich leide unter Halluzinationen. Eben sind fünf Kinder mit drei Hunden in meine Station gekommen. Sie fragen, wo man hier Knochen für Hunde tasten kann, und spielen an den Schaltpulten herum. Wie soll ich mich verhalten?«

»Wie ein Vater.« Rhodan seufzte und lächelte schon wieder. »Bringen Sie die Bälger erst einmal durch ein Machtwort zur Raison. Dann erklären Sie ihnen, was sie dürfen und was nicht. Rhodan, Ende.«

»Country, Ende - wirklich am Ende, Chef«, jammerte der Koordinator und schaltete ab.

Perry Rhodan wirkte sofort wieder ernst, als er sich Kosum und Tolot zuwandte. »Ich denke, wir regeln zuerst die Fragen, die sich mit der Übernahme der Kinder ergeben - und zwar so, dass unsere lebenswichtigen Arbeiten nicht behindert werden. Danach sehen wir weiter. Auf keinen Fall dürfen wir ein Chaos an Bord zulassen.«

Es dauerte Stunden, bis das Kinderproblem einigermaßen zufriedenstellend gelöst war. Aber es wurde gelöst.

Da rund ein Drittel des Kolonisten-Nachwuchses bereits Jugendliche beziehungsweise junge Männer und Frauen waren, die noch keine Kosmonautenausbildung besaßen, wurden diese Personen unter der Aufsicht einiger erfahrener Männer und Frauen, die auf Carrent-Fort

Lehrer geworden waren, als Personal provisorischer Kindertagesstätten eingesetzt. Zudem wurde den Eltern Gelegenheit eingeräumt, sich in ihren Freiwochen um die eigenen Sprösslinge zu kümmern. Zahlreiche Sektionen des Schiffs mussten aus Sicherheitsgründen zu Sperrzonen für Kinder erklärt werden.

Ein Teil der Kampfroboter wurde mit SENECAS Hilfe zweckentfremdet und zur Bewachung der gesperrten Bereiche eingesetzt. Ihre Waffen wurden deaktiviert und die Programmierungen für einen behutsamen Umgang mit den Kindern erweitert. Damit schien gewährleistet, dass der normale Bordbetrieb ungestört blieb und dass auch Kampfhandlungen keine internen Zwischenfälle auslösen würden.

Als Perry Rhodan nach zahlreichen Konferenzen in die Hauptzentrale der SZ-1 zurückkehrte, fühlte er sich zu seiner eigenen Verwundung ausgeglichen und gelöst wie seit langem nicht.

»Mir scheint, wir haben durch die Kinder sehr viel gewonnen«, wandte er sich an Deighton. »Die SOL wird mit ihnen von einem reinen Forschungs- und Kampfinstrument zu einer echten Raumstadt, in der es keine Sterilität mehr gibt, wie sie sonst auf Großraumschiffen herrscht.«

Galbraith Deighton nickte lächelnd. »Ja, Perry, endlich pulsiert richtiges Leben durch ein Großraumschiff. Es ist eine völlig andere Atmosphäre an Bord als früher; ich selbst fühle mich viel jünger.«

Rhodan drohte ihm scherzhaft mit dem Zeigefinger. »Aber nicht nur der Kinder wegen, Gal. Es ist mir nicht entgangen, dass du versucht hast, mit der schwarzhaarigen Tochter von Regelungstechniker Vaaron anzubündeln«

Deighton errötete leicht. »Das ist übertrieben, Perry.«

»Ach was, das ist alles nur menschlich. Jedenfalls wird mir erst klar, was ich bislang auf meinen Schiffen entbehrt habe. Dennoch sollten wir darauf dringen, dass jedes Paar vorerst nicht mehr als zwei Kinder in die Welt setzt...« Er blickte auf die Nabelschnur zwischen den Galaxien und wechselte das Thema. »Dieser Mahlstrom wirkt auf mich mehr denn je wie ein riesiges Laboratorium, in dem die Natur selbst die unwahrscheinlichsten Experimente durchführt.« Mit einer knappen Schaltung aktivierte er die direkte Verbindung zu SENECA. »Der Bericht über die Dunkelwolke liegt dir vor, SENECA«, fuhr er fort. »Wie beurteilst du die Wahrscheinlichkeit, dass diese Dunkelwolke ein Lebewesen gewesen sein könnte?«

Umgehend ertönte die Stimme der Bio-Hyperinpotronik. »Die betreffende Dunkelwolke war zweifellos ein Lebewesen im biologischen

Sinn, denn sie war befähigt, Energie in geordneter Weise umzuformen. Das ist eines der grundlegenden Kriterien alles Lebendigen. «

»Denkst du, dass Leben dieser Art sich wegen der extremen Verhältnisse im Mahlstrom auch in anderen Sektoren entwickelt haben könnte?«

»Zweifellos, Sir«, antwortete SENECA. »Wie Sie wissen, bilden sich aus den überall im Kosmos vorhandenen Elementen Moleküle organischer Verbindungen, und das planetare Leben verdankt seine Entstehung dem steten Partikelregen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich unter besonderen Bedingungen wie beispielsweise innerhalb des Mahlstroms die Moleküle zu gigantischen Organismen zusammenschließen, ist sehr groß. «

Perry Rhodan schaltete das Kommunikationsgerät aus und wandte sich wieder an Galbraith Deighton. »Du kennst inzwischen den Plan, uns der achtzehn in NATHAN gelagerten Hochenergiekonserven mit dem Grundwissen der Menschheit zu bemächtigen. Mich interessiert deine Meinung dazu. «

»Ich halte diese Aktion ebenfalls für unumgänglich, Perry. Obwohl in den Daten die Koordinaten unserer Milchstraße fehlen. «

Rhodan nickte. »Die Position mit dem SPARTAC-Teleskop neu zu ermitteln ist nur eine Zeitfrage. Ich werde also die Aktion anlaufen lassen. SENECA hat empfohlen, das als Meteorit getarnte siganesische Spezialraumschiff VULCAN einzusetzen und zudem das Transmitterschiff MARDER II loszuschicken. Voraussichtlich können die Siganesen mit der VULCAN auf Luna landen, da ihr Schiff bei einer Ortung wegen seiner Winzigkeit nur als Meteorit eingestuft werden dürfte. Aber der spätere Start wäre zum Scheitern verurteilt. Die Abwehrsysteme des Mondes können zwar einen abstürzenden Kleinkörper mit einem Meteoriten verwechseln, niemals aber eine noch so geringe Masse, die sich von der Oberfläche des Mondes erhebt. Folglich müssen die Siganesen mit den Speichern in die MARDER II übersetzen. «

Deighton runzelte die Stirn. »Mir gefällt nicht, dass die VULCAN aufgegeben werden soll. Wenn es dem Einsatzkommando gelänge, eine lunare Transmitteranlage in Betrieb zu nehmen und sich mit der VULCAN an Bord des Transmitterschiffs versetzen zu lassen, bliebe das wertvolle Spezialschiff erhalten. «

Perry Rhodan dachte eine Weile nach, dann sagte er: »In Ordnung, Gal. Ich werde die drei Siganesen, die SENECA für den Einsatz ausgesucht hat, bitten, nach Möglichkeit die VULCAN zurückzubringen. Aber sollte es zu gefährlich werden, müssen sie ihr Schiff im Stich lassen. «

Die Männer trugen schwere Kampfanzüge der Solaren Flotte. Kaddy Gonsten, Jiffer Springo und Dadno Welms waren graduierte Wissenschaftler der Robotik, Spezialgebiet Datenspeicherung. Und keiner von ihnen war größer als sechzehn Zentimeter.

Perry Rhodan salutierte vor den Siganesen. »Ich freue mich, Sie begrüßen zu können, meine Herren«, sagte er. »Hat General Dephin Sie unterrichtet, um was es geht?«

»Ja, Sir«, antwortete Kaddy Gonsten. »Die VULCAN wird startbereit gemacht. Wir sind ebenfalls bereit, wie Sie sehen.«

»Ausgezeichnet.« Rhodan lächelte. »Solarmarschall Deighton hat eingewendet, dass es Verschwendung wäre, die VULCAN auf dem Mond zurückzulassen.«

»Das wollten wir ebenfalls zur Sprache bringen, Sir«, unterbrach ihn Jiffer Springo. »Wir bitten darum, die VULCAN mit einem lunaren Transmitter in die MARDER II abstrahlen zu dürfen.«

»Einverstanden«, erwiderte Perry Rhodan. »Aber wichtiger als die VULCAN sind die achtzehn Hochenergiekonserven. Wenn es die Lage erfordert, müssen Sie auf die Rückführung der VULCAN verzichten. Doch diese Entscheidung überlasse ich Ihnen. Sie können sie erst an Ort und Stelle treffen.«

»Natürlich, Sir«, sagte Dadno Welms.

»Gut«, meinte Rhodan. »Hier ist noch der Kode, ohne den Sie nicht in das geheime Lager auf Luna eindringen könnten. Er heißt: *Masse ist eine grundlegende Eigenschaft der Materie, die sich darin äußert, dass die Materie jeder Veränderung ihrer Bewegungslage Widerstand entgegensetzt.*«

»Verstanden und gespeichert!« Kaddy Gonsten tippte sich an die Stirn. »Ich bin froh, dass wir endlich wieder an Bord eines Raumschiffs sind und nicht länger auf Carrent-Fort.«

»Hat es Ihnen auf dem Planeten nicht gefallen?«, erkundigte sich Deighton.

»Ach, Carrent-Fort war keine schlechte Welt. Aber auf Dauer ist es für echte Raumfahrer langweilig, nur auf einem Planeten herumzusitzen.«

»Das verstehe ich«, sagte Rhodan. »Wenn Sie keine weiteren Fragen haben, bleibt mir nur noch, Ihnen viel Erfolg für Ihre Mission und eine glückliche Rückkehr zu wünschen. - Die MARDER II wird mit der VULCAN in einer Stunde starten. Sie geht so nahe wie möglich an Luna heran, dann schleusen Sie aus. Die MARDER II wird auf Sie warten, egal wie lange. Sollte Ihre Mission fehlschlagen, müssen Sie unter allen Umständen ihr Leben schützen.«

»Wir tun, was wir können, Sir«, sagte Dadno Welms grinsend.

Perry Rhodan sah den Siganesen nach, bis sie die Hauptzentrale verlassen hatten, dann wandte er sich an Deighton: »Ich bewundere immer wieder, wie selbstverständlich gerade Siganesen eine Mission übernehmen, die eigentlich gar nicht gelingen kann.«

»Wie kommst du darauf, sie könnte misslingen?«, erkundigte sich Deighton verwundert.

Rhodan winkte ab. »Vergiss es, Gal«, erwiderte er. »Ich war einen Moment lang skeptisch. Dabei kann in unserer Lage nur ein Höchstmaß an Optimismus weiterhelfen. Die Siganesen werden es schon schaffen, immerhin wurde der Einsatzplan von SENECA ausgearbeitet.«

Er blickte auf die Wiedergabe des Mahlstroms, dann wandte er sich ab, um in seine Kabine zu gehen und sich auszuruhen. Sobald die Siganesen mit den Hochenergiespeichern zurückkehrten, würde es für ihn mehr zu tun geben, als ein normaler Mensch verkraften konnte.

»Das ist ein Riesending von Raumschiff.« Kaddy Gonsten schaute an der sechzig Meter durchmessenden MARDER II hoch. Sie war ein robotergesteuertes Transmitterschiff, eines der für spezielle Aufgaben vorgesehenen Beiboote, die in den Hangars der SOL standen.

»Kein Wunder«, erwiderte Jiffer Springo. »Die Terraner sind so groß gewachsen, dass ich auf der Stiefelsohle eines dieser Riesen mit meiner Tillia Tango tanzen könnte.«

Dadno Welms lachte leise.

»Warum lachst du?«, fragte Springo.

»Verrate ich nicht«, erklärte Welms. »Seht, dort wird die VULCAN hochgehievt!«

Die drei Siganesen, die auf Icho Tolots Schultern standen, blickten zu dem scheinbar verwitterten Felsbrocken hinüber, der von Traktorfeldern in einen Hangar der MARDER II transportiert wurde. Das Gebilde durchmaß etwa fünf Meter. Es handelte sich aber keineswegs um taubes Geröll, sondern um das Spezialraumschiff VULCAN.

»Ein herrliches Schiff!«, rief Jiffer Springo sarkastisch. »Direkt zum Verlieben.«

»Oder zum Hineinbeißen«, ergänzte Kaddy Gonsten.

Unter den Siganesen ging eine Erschütterung durch den Körper des Haluters. Icho Tolot knirschte mit seinem Raubtiergebiss, um ein Lachen zu unterdrücken. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten und platzte heraus.

Geistesgegenwärtig schlossen die Siganesen die Druckhelme ihrer Kampfpflanzüge. Aber das Beben, das Tolots Gelächter begleitete, schleuderte sie von seinen Schultern. Sie mussten ihre Antigravaggregate einschalten, um nicht unsanft auf den Boden zu stürzen.

»Es tut mir sehr Leid, meine Kleinen«, dröhnte Tolot, nachdem er seinen Heiterkeitsausbruch gestoppt hatte. »Aber die Vorstellung, dass einer von Ihnen in einen künstlichen Meteoriten reinbeißen würde, war zu lustig.«

»Haha«, machte Dadno Welms und landete wieder auf der Schulter des Haluters. »Für das Gebiss eines Siganesen wäre das aber gar nicht lustig. Vielleicht kosten Sie einmal von dem Brocken, Mr. Tolot.«

»Wenn Sie meinen«, erwiderte Icho Tolot und tat so, als wollte er es tatsächlich tun.

»Halt!«, zeterte Kaddy Gonsten. »Wir müssen schließlich noch mit dem Ding starten, Sir.«

»Dann sollten Sie sich beeilen, sonst kommen Sie nicht mehr an Bord«, sagte der Haluter.

»Also was ist, fliegen wir hinüber?«, erkundigte sich Gonsten bei seinen Gefährten.

Springo und Welms bestätigten. »Viel Glück, meine Kinder!«, rief Tolot den Siganesen nach, die mit Hilfe ihrer Flugaggregate zur MAR-
DER II schwebten.

»Danke, Papi!«, rief Kaddy Gonsten zurück. »Vielleicht finden wir auf dem Mond ein Souvenir, das wir Ihnen mitbringen können.«

»Witzbold«, knurrte der Haluter belustigt. »Wenn ich nicht wüsste, dass ihr schon einige Risikoeinsätze erfolgreich absolviert habt, würde ich daran zweifeln, dass drei Typen wie ihr auch nur ein Staubkorn vom Mond zurückbringen können.« Das hörten die Siganesen allerdings nicht mehr, denn inzwischen hatte sich die Mannschleuse der MAR-
DER II hinter ihnen geschlossen.

Sie schwebten durch das menschenleere Schiff und ließen sich in der Hauptzentrale nieder, die zwar vollautomatisch funktionierte, aber ebenso gut von einer menschlichen Besatzung übernommen werden konnte. Wortlos hatten die drei sich geeinigt, den Flug bis zur Warteposition der Korvette in der Hauptzentrale mitzumachen, denn in ihrer VULCAN blieben alle Aggregate vorerst abgeschaltet.

Allerdings waren sie so oder so zur Passivität verurteilt. Deshalb vertrieben sie sich die Zeit mit dem auf Siga sehr beliebten Tocco-Tan-Spiel, zu dem je Spieler ein Kästchen voller Glassitkugeln mit eingeschlossenen Howalgonium-Kristallen und das entsprechende Impuls-

Steuergerät gehörten. Gonsten, Springo und Welms waren zu verschiedenen Zeiten Planetarische Tocco-Tan-Meister gewesen und beherrschten jede Menge Tricks.

In ihr Spiel vertieft, bemerkten sie den Start der MARDER II überhaupt nicht. Erst als sie eine Pause einlegten, sahen sie, dass das Roboterschiff schon im Zwischenraum flog.

»Wenn das der Großadministrator wüsste, er würde uns für verrückt erklären«, bemerkte Jiffer Springo.

»Perry Rhodan ist nicht mehr Großadministrator«, berichtigte Dadno Welms.

»Ist doch egal«, sagte Kaddy »Crash« Gonsten. »Jedenfalls hast du vorhin geschummelt, Dadno.«

»Das stimmt nicht!«, protestierte Welms.

»Mich kannst du nicht hinters Licht führen«, erklärte Gonsten.

»Was ist das, hinters Licht führen?«, erkundigte sich Jiffer Springo.

»Bestimmt wieder so eine urtümliche terranische Redewendung«, sagte Dadno Welms. »Crash sammelt altterranische Sprüche wie andere Menschen Reiseandenken. Neulich sagte er sogar, der Großadministrator hätte die Aphiliker vor den Kopf gestoßen. Als ob ein einzelner Mann die Bevölkerung der ganzen Erde vor die Köpfe stoßen könnte.«

»Du hast nicht alle Tassen im Schrank!«, verteidigte sich Kaddy Gonsten.

»In meinem Schrank sind überhaupt keine Tassen«, erklärte Welms. »Ich trinke grundsätzlich aus Plastikbechern, zu feierlichen Anlässen auch einmal aus einem Glas.«

»Das war doch nur eine Redewendung.« Gonsten seufzte.

»Aha«, machte Springo. »Und was bedeutet sie im Klartext?«

Gonstens Gesicht lief dunkel an. »Ach, nichts«, erwiderte er lahm. »Ich schlage vor, wir achten mehr auf die MARDER II. Eben ist sie aus dem Linearraum gefallen.«

»Wie du das sagst, klingt es, als wäre der Linearraum ein Sieb«, spottete Dadno Welms.

Jiffer Springo blickte auf die Panoramagalerie und sah, dass das Schiff in der Nähe eines Riesenplaneten schwebte. Dessen Oberfläche glänzte und schillerte wie poliertes dunkelblaues Glas.

»Seht euch das an!«, rief er aus. »Am liebsten würde ich auf dieser Glaskugel landen. Sie muss so groß sein wie der solare Jupiter, und die glasartige Oberfläche ist bestimmt nicht natürlich entstanden.«

Seine Kollegen machten große Augen. »Das denke ich auch«, bestätigte Gonsten. »Wahrscheinlich haben intelligente Lebewesen das ge-

schaffen. Doch sie scheinen nicht mehr zu existieren, sonst würden sie auf die Anwesenheit eines Raumschiffs reagieren. «

Dadno Welms öffnete den Mund zu einer Bemerkung, aber in dem Moment beschleunigte die MARDER II wieder. Das Orientierungsmanöver war demnach abgeschlossen, und der Steuersektor des Schiffs bereitete das nächste Linearmanöver vor.

Nach dem erneuten Lineareintritt widmeten sich die drei Siganesen wieder dem Tocco-Tan. Sie spielten mit Hingabe und Konzentration, doch als das Schiff nach einer halben Stunde in den Normalraum zurückfiel, brachen sie die Partie sofort ab.

»An Sonderkommando VULCAN!«, ertönte es aus verborgenen Lautsprechern. »Hier spricht der Kommandosektor. Wir haben den zielnächsten Punkt erreicht. Sie können im Frontholo die Sonne Medaillon sehen.«

Die Siganesen starrten sich die Augen aus. Hinter dünnen Staubschleiern funkelten nur drei Sterne; einer davon musste Medaillon sein.

Ein Lichtstrahl markierte den Stern links, der nur undeutlich durch einen rötlichen Nebelschleier strahlte.

»Das also ist die Sonne«, seufzte Kaddy Gonsten. »Wie weit sind wir noch entfernt, Kommandosektor?«

»Die Taster haben eine Entfernung von eineinhalb Lichtwochen festgestellt«, antwortete der Kommandosektor des Robotschiffs. »Wegen der besonderen Effekte des Mahlstroms muss jedoch mit einer Fehler-toleranz von plus/minus dreißig Prozent gerechnet werden.«

»Kannst du näher herangehen?«, erkundigte sich Dadno Welms missmutig.

»Antwort negativ«, antwortete der Kommandosektor. »Bei weiterer Annäherung der MARDER II steigt das Risiko einer Entdeckung über das maximal zulässige Maß hinaus. Innerhalb einer normalen Galaxis wären wir nicht einmal bis auf zwei Lichtwochen herangekommen, ohne entdeckt zu werden. Nur die besonderen Effekte des Mahlstroms bewahren uns vor einer Ortung.«

»Na schön.« Jiffer Springo winkte jovial ab. »Dann gehen wir das Stückchen eben zu Fuß.«

»Das ist nicht möglich, da der Weltraum dem menschlichen Fuß keinen Widerstand bietet«, wandte die Automatik ein.

Kaddy Gonsten kicherte. »Nimm nicht alles wörtlich, Kommandosektor«, sagte er. »Jiffer meinte, dass wir für die Reststrecke unsere stolze VULCAN benutzen werden.«

»Verstanden«, bestätigte die mechanische Stimme.

»Du könntest uns wenigstens Glück wünschen«, platzte Dadno Welms heraus.

»Nicht verstanden. Ich bitte um Erklärung.«

»Später einmal«, sagte Gonsten. »Heute sind wir nicht dazu in der Stimmung.«

»Das war eine altterranische Redewendung, Crash«, behauptete Dadno Welms. »Habe ich Recht?«

»So Recht wie meine Urgroßmutter. Nun kommt schon! Unsere VULCAN wartet.«

Die Siganesen schwebten durch den Antigrafschacht in den Hangar, in dem die VULCAN mit Fesselfeldern verankert stand. Das Innere des »Meteoriten« war ein absolut perfektes Raumschiff, das sogar über ein Lineartriebwerk verfügte. Die kleinen grünen Männer von Siga begaben sich in die nur einen halben Meter durchmessende Zentrale. Ihre Schaltungen aktivierten die Schirme, die vorerst noch das Innere des Schleusenhangars zeigten.

Kaddy Gonsten schaltete eine Interkomverbindung: »VULCAN an MARDER II. Gib uns schon einen Tritt, damit wir frische Luft schnappen können! Wir warten.«

»MARDER II an VULCAN!«, ertönte die Antwort. »Wie ist der Befehl zu verstehen, Ihnen einen Tritt zu geben?«

Gonsten seufzte. »Hast du aber eine lange Leitung. Ich bitte darum, die VULCAN auszuschleusen!«

»Befehl verstanden. Wird ausgeführt.«

Das Hangarschott öffnete sich. Kurz darauf stießen die umgepolten Fesselfelder die VULCAN in den freien Raum hinaus.

Kaddy Gonsten aktivierte die Photonenstrahltriebwerke des »Meteoriten«, und bald war die MARDER II aus der optischen Bilderfassung verschwunden.

Zwei relativ kurze Linearmanöver hatten die VULCAN mit den drei Siganesen bis auf dreieinhalb Lichtstunden an das Terra-Luna-System herangebracht. Von da an war die VULCAN bis auf eine Anflugskorrektur sich selbst und den auf sie einwirkenden Schwerkrafteinflüssen überlassen worden. Es wäre undenkbar gewesen, bis dicht an Luna heranzufiegen, abzubremsen und dann erst den Absturz eines Meteoriten vorzutauschen. Auch ein nur fünf Meter durchmessender Materiebrocken wäre den hochwertigen Ortungssystemen der Erde und ihres Mondes nicht entgangen, und es wäre nur die Frage eines Sekunden-

bruchteils gewesen, bis die betreffenden Rechner aus der Eigenbewegung des Objekts seine Natur als Raumschiff erkannt hätten.

Deshalb musste die VULCAN sich vom Erdmond einfangen lassen, was eine genaue Kenntnis aller Schwerkraftlinien des Systems voraussetzte, damit die VULCAN Luna nicht verfehlte und womöglich in die Erdatmosphäre eintrat. Die Siganesen waren sicher, dass sie ihr Schiff in die richtige Position gebracht hatten. Von diesem Zeitpunkt an konnten sie nur noch abwarten und begannen deshalb eine neue Partie ihres Tocco-Tan-Spiels.

Die als Meteorit getarnte VULCAN näherte sich schnell dem Erdmond. Sie bekam sogar Gesellschaft in Form einiger erheblich kleinerer kosmischer Trümmerstücke, die ebenfalls von der lunaren Schwerkraft eingefangen worden waren. Das perfektionierte die Tarnung erfreulicherweise.

»Wir kommen genau ins Zielgebiet«, sagte Jiffer Springo, der den Mond mit dem Bordteleskop beobachtete.

Der Krater Harpalus nördlich des Sinus Iridum war von SENECA aus gutem Grund ausgewählt worden. Harpalus war tief genug, dass die VULCAN den Sturz in seinem Innern abbremsen konnte, während sie der direkten Beobachtung durch lunare Stationen bereits entzogen war. Außerdem befand sich in der benachbarten Regenbogenbucht, dem Sinus Iridum, eine Reihe von Terkonitstahlkuppeln mit Zugängen zur Inpotronik NATHAN. Andererseits gab es dort auch die Mondstadt Rainbow mit ihrer riesigen Kuppel und den Verteidigungsforts, sodass eine Annäherung mit allergrößter Vorsicht erfolgen musste.

Die drei Siganesen sahen den Dingen, die sie auf dem Mond erwarteten, noch mit großem Gleichmut entgegen. Sie spielten das letzte Tocco-Tan zu Ende, bevor sie sich auf die Landung konzentrierten. Wenn einer von ihnen unruhig war, so ließ er sich jedenfalls nichts anmerken. Es war denkbar, dass die aphilische Regierung die Anordnung aufgehoben hatte, dass Meteoriten bis zu einer gewissen Größe nur dann zu zerstrahlen waren, wenn sie beim Aufschlag Menschen oder Einrichtungen gefährdeten. Niemand war mehr an einer Analyse solcher kosmischer Trümmer interessiert. In dem Falle wäre die VULCAN verloren gewesen, da sie wegen der Ortungsgefahr keinen Schutzschirm aktivieren durfte.

Doch nichts geschah. Ungehindert raste die VULCAN der Mondoberfläche entgegen. Im Norden schien eine Explosion stattzufinden - es war nur ein Reflex der Panzertroplon-Kuppel von Rainbow, die das schräg einfallende Sonnenlicht spiegelte.

Innerhalb von Sekunden wuchs der tiefe Krater Harpalus zum

Schlund eines Ungeheuers. Er durchmaß fünfunddreißig Kilometer, und es grenzte beinahe an ein Wunder, dass die Berechnungen so genau waren, dass die VULCAN exakt ins Zentrum des Kraters stürzte.

»Tor!«, sagte Kaddy Gonsten trocken.

Im gleichen Augenblick schalteten die Photonenstrahltriebwerke auf vollen Bremsschuh, wurde der normalenergetische Schutzschirm aktiviert.

Der ungeheure Ruck, der durch das Schiff fuhr, war nur optisch auszumachen, denn die Andruckneutralisatoren verhinderten jede körperliche Beeinträchtigung. Die Photonenstrahlen der Triebwerke verbreiteten für Sekundenbruchteile grellweißes Licht. Am südlichen Krater rand schlug einer der echten Meteoriten auf, explodierte und überdeckte damit hoffentlich die energetischen Emissionen des Bremsmanövers.

Lächerliche eineinhalb Meter über dem Kraterboden kam die VULCAN zum Stillstand. Eine Schockwellenbombe simulierte den Aufprall eines fünf Meter durchmessenden Meteoriten. Gleichzeitig aktivierte Kaddy Gonsten die Desintegratorfräse und ließ das Schiff sich förmlich in die östliche Kraterwand hineinfressen.

Mit einer Geschwindigkeit von wenigen Metern pro Sekunde glitt die VULCAN durch zerstäubendes Felsgestein. Jiffer Springe brachte die äußeren fünfzig Meter des Stollens durch weiteren Waffeneinsatz zum Einsturz, dann begann erneut ein quälendes Warten.

Eine neue Runde Tocco-Tan... Als nach gut einer Stunde immer noch nichts geschehen war, ließ Kaddy Gonsten das Schiff den Rest des Kraterwalls durchbrechen und steuerte es nach Süden, näher an die Regenbogenbucht und damit an die Zugänge zur lunaren Inpotronik heran.

Inmitten eines weitläufigen Geröllfelds fuhr die VULCAN neun Spreizstützen aus und verankerte sich mechanisch so, dass der »Meteorit« einen halben Meter über das Niveau der Oberfläche ragte. Das Schiff konnte selbst einem aufmerksamen Beobachter nicht auffallen. Nur, falls jemand hoch empfindliche Ortungsgeräte auf die Stelle richtete - aber das war höchst unwahrscheinlich.

Gonsten lehnte sich entspannt in seinem Kontursessel zurück und sagte: »Dann wollen wir mal aussteigen und uns die Füße vertreten, Freunde.«

8.

Natürlich hatte Kaddy Gonsten seinen Ausspruch nicht wörtlich gemeint. Für die kleinen Siganesen wäre ein Fußmarsch bis zur nächsten Oberflächenkuppel NATHANS viel zu beschwerlich gewesen. Sie flogen deshalb mit Hilfe ihrer Antigravgeräte, wobei sie sich dicht über dem Boden hielten, um nicht von der Ortung des lunaren Verteidigungssystems erfasst zu werden.

Aufgrund der äußerst schwachen Antigravleistung hätten Messgeräte die minimale Streustrahlung höchstens bis zu einer Entfernung von wenigen hundert Metern anmessen können. Vorsichtshalber schalteten die Siganesen ihre Aggregate aber schon fünfhundert Meter vor der ersten Kuppel aus. Den Rest des Weges legten sie zu Fuß zurück, eine beachtliche Leistung, denn relativ zu Erdgeborenen waren das fünfeinhalb Kilometer. Außerdem bedeuteten Bodenerhebungen und Gesteinsbrocken, die ein Mensch nicht einmal bewusst wahrgenommen hätte, für die durchschnittlich sechzehn Zentimeter großen Männer echte Hindernisse. Andererseits bot das Geröll natürlich einen guten Sichtschutz für den Fall, dass jemand in der Kuppel die Umgebung beobachtete.

Obwohl alle drei die Kuppel erreichten, ohne dass jemand oder etwas auf ihre Annäherung reagiert hätte, begannen damit die Schwierigkeiten erst. Auf einem Planeten mit normaler Atmosphäre hätten sie versucht, mit ihren Desintegratoren eine Öffnung in die Kuppelwand zu schneiden. Auf dem Erdmond hätte das aber im Innern der Kuppel sofort zu einem messbaren Druckverlust und entsprechendem Alarm geführt. Deshalb blieb dem Einsatzkommando nichts anderes übrig, als zur nächsten Schleuse zu gehen und geduldig zu warten, bis sie geöffnet wurde, um jemanden oder ein Fahrzeug passieren zu lassen.

In unmittelbarer Nähe der Kuppel mit ihrer vielfältigen Streustrahlung durften die Siganesen ihre Deflektoren einschalten und sich unsichtbar machen. Sie mussten über sieben Stunden warten, bis die Schleuse endlich aufglitt und eine Schildkröte ins Freie rollte.

Schnell huschten sie neben den meterbreiten Gleisketten des Fahrzeugs in die Schleusenkammer. Damit waren sie aber erst halb in der Kuppel, denn das Innenschott der Schleusenkammer hatte sich geschlossen, bevor das Außenschott geöffnet worden war. Erneut wurden die kleinen Männer von Siga auf eine harte Geduldsprobe gestellt.

Es dauerte drei Stunden, bis die Schildkröte von ihrer Fahrt zurück-

kehrte. Diesmal verankerten sich die Siganesen mit Hilfe primitiver Saugnapfe an der Unterseite des Kettenfahrzeugs. So gelangten sie nicht nur in die Kuppel, sondern über einen Fahrzeuglift sogar bis in den tief unter der Oberfläche liegenden Hangar.

Sie warteten, bis die fünfköpfige Besatzung der Schildkröte ausgestiegen war und den Hangar verlassen hatte. Kaddy Gonsten klappte seinen Druckhelm zurück, atmete tief ein und sagte: »Die erste Sicherheitszone haben wir hinter uns.«

»Aber wir sind erst im Außenrandbezirk von NATHAN, Crash«, entgegnete Dadno Welms.

»General Dephin meinte, die von der Aphilie befallenen Wachmannschaften NATHANS wären so verwirrt, dass wir mit verminderter Aufmerksamkeit rechnen dürften«, sagte Gonsten.

»Warum sollten sie verwirrt sein?«, erkundigte sich Jiffer Springo. »Sie sind schon so lange aphilisch, dass sich ihre Psyche längst stabilisiert hat. Hier laufen bestimmt zahlreiche Wachen herum, die schon als Aphiliker geboren wurden. Für sie ist ihr Zustand absolut normal. Vielleicht war der General verwirrt.«

»Ein General ist niemals verwirrt«, erklärte Kaddy Gonsten lächelnd. »Abwarten und Tee trinken ist die Parole.«

»Und woher nehmen wir den Tee?«, wollte Springo wissen.

»Haha«, machte Welms. »Das war doch wieder nur ein altterranscher Spruch!«

»Richtig«, bestätigte Gonsten. »Er bedeutet so viel wie: gelassen bleiben und die Dinge an sich herankommen lassen. Diese Redewendungen haben viel Gutes. Sie sind sozusagen Kodewörter, mit denen sich oft umständliche Erklärungen in eine allgemein verständliche Kurzformbringen lassen.«

»Leider sind sie heute nicht mehr allgemein verständlich.« Jiffer Springo seufzte gequält. »Lassen wir also lieber das Beiboot im Hangar.«

»Was ebenfalls eine Redewendung ist, wenn auch eine neusiganesische«, behauptete Gonsten. »Früher sagte man auf Terra: Lassen wir die Kirche im Dorf. Die Bedeutung war die gleiche.«

»Das sind Kernspaltereien«, schimpfte Dadno Welms. »Ich schlage vor, wir schauen uns zuerst in diesem Sektor um. Vielleicht finden wir schnell einen Weg zu NATHAN.«

Kaddy Gonsten schaltete sein Flugaggregat ein, schwebte zur Öffnung der Klimaanlage empor und zwängte sich durch das Schutzgitter. Seine beiden Kollegen folgten ihm. Man hatte sich auf eine Weise ver-

ständig, die Außenstehenden befremdlich erschienen wäre, für das Dreierteam aber zur lieben Gewohnheit geworden war.

Nach etwa zehn Minuten gelangten sie an eine weitere Gitteröffnung. Sie schalteten ihre Tornisteraggregate ab und blickten in den unter ihnen liegenden Raum. Dort standen in Reih und Glied sechs desaktivierte Wartungsroboter, die auf Kontrolle und Reparatur der hyperinotropischen Sektionen von NATHAN spezialisiert waren. Es waren Ungetüme mit eiförmigen Körpern und jeweils neun Tentakelarmen.

»Beim gepulsten Protonenstrahl!«, entfuhr es Welms. »Mit solchen Robotern habe ich einmal ganz allein die Hauptpositronik des Ultraschlachtschiffs MARY ANNE repariert, nachdem sie von einem Desintegratortreffer praktisch durchgeschnitten worden war. In jedem dieser Körper ist genug Platz für fünf von unserer Sorte.«

»Wir sind aber nur drei«, platzte Jiffer Springo heraus.

»Dafür mit mehr Intelligenz als fünf Terraner«, behauptete Gonsten. »Die untere Wartungsöffnung ist groß genug, um uns durchzulassen. Wenn wir uns an die Überbrückungsschaltung der Funktionspositronik anschließen, können wir einen der Burschen steuern.«

Er wartete nicht erst auf die Zustimmung seiner Kollegen, sondern zwängte sich durch das Gitter, schaltete seinen Antigrav ein und sank zu Boden.

Das Dreierteam landete neben dem ersten Roboter. Welms machte sich daran, mit Hilfe seines kleinen Druck- und Zugstrahlprojektors die magnetisch verschlossene untere Rumpf-Wartungsöffnung aufzubrechen. Es gelang ihm beinahe auf Anhieb. Eine cirka zehn Zentimeter durchmessende kreisrunde Öffnung wurde sichtbar. Allerdings konnten die Siganesen die Verschlussplatte gerade noch auffangen, ehe sie klirrend den Boden berührt hätte. Sie flogen durch die Öffnung in den Rumpf des Roboters ein, und Welms hievte den Verschluss mit einem Zugstrahl wieder an seinen Platz.

Im Innern des Roboters waren die Siganesen auf die Scheinwerfer ihrer Kampfanzüge angewiesen. Behutsam arbeiteten sie sich durch die Fülle der Aggregate und Apparaturen bis zum Mittelteil des Rumpfes vor, in dem die Funktionspositronik untergebracht war. Im Kopf der Maschine gab es zusätzlich biologisch lebendes Plasma, das normalerweise mit Hilfe von Biotronblöcken mit der Positronik gekoppelt war. Da der Roboter sich in deaktiviertem Zustand befand, war dieses Plasma blind, taub und stumm; es konnte weder das Eindringen der Siganesen bemerken, noch hätte es etwas dagegen unternehmen können.

Als erfahrene Robotiker beherrschten die Siganesen die Überbrü-

ckungsschaltungen so gut, dass sie alle Systeme im Schlaf hätten demonstrieren und wieder zusammensetzen können. Sie kannten aber auch die Gefahren, sobald sie sich selbst in eine Überbrückungsschaltung integrierten. Die größte Bedrohung war die des totalen geistigen Verfalls, sobald der betreffende Roboter eine Notsituation bewältigen musste und dies nur durch höchste Aktivität seiner Positronik konnte. Sofern ein solcher Fall eintrat, würden die Siganesen ihre Persönlichkeit verlieren und mental unlösbar mit dem Robotergehirn verschmelzen.

Dennoch zögerten die drei Männer nicht einen Augenblick, als sie die Überbrückungsschaltung erreicht hatten. Sie isolierten die erforderlichen Anschlüsse, befestigten Howalgonium-Kristalle an deren Enden und »klebten« sich die so präparierten Kontakte mit Hilfe von Wundplasma an ihre Schädeldecken.

Danach schauten sie sich einen Moment lang schweigend an. Kaddy Gonsten griff nach seinem Druck- und Zugstrahler und schaltete ihn auf Druck.

»Alles klar, Freunde?«

»Alles klar!«, antworteten Springo und Welms wie aus einem Mund. Kaddy Gonsten richtete den Druckstrahler auf den Kontakthebel der Überbrückungsschaltung, der bei Ausfall des Plasmazusatzes automatisch durch ein Kraftfeld bewegt wurde. Knackend rasteten die Kontakte ein. Die Energieversorgung des Roboters ging von Leer- auf Leistungsschaltung, und das Positronengehirn erwachte zu seinem komplizierten anorganischen Leben. Nur war es infolge der Überbrückung nicht mit dem Zellplasma im Roboterschädel verbunden, sondern mit den Gehirnen der drei siganesischen Robotiker.

Sofort löste sich die Starre des Wartungsroboters. Er schritt zur Tür, die sich automatisch vor ihm öffnete.

Draußen lag ein langer Korridor, in dem eine Energiebarriere flimmerte...

Kerlott Percellar musterte gelangweilt die halbkreisförmig angeordneten Kontrollschirme und nippte an einem Becher Kaffee. Seine Stirn war sorgenumwölkt, und er hatte auch allen Grund dafür, sich Sorgen zu machen. Die Zusammenarbeit mit den anderen Robotikern im Sektor NATHAN wurde immer schwieriger.

Das war kein Wunder, denn alle anderen waren von der Aphilie betroffen - nur Kerlott Percellar nicht. Er besaß offenbar eine natürliche Immunität gegen den Waringer-Effekt. Anfangs hatte er das freudig be-

grüßt, aber im Laufe der Jahre war die Belastung, unter der er deshalb litt, extrem stark geworden. Heute wünschte er sich manchmal, ebenfalls ein Aphiliker zu sein.

Während der letzten Jahre hatte er mehrmals seinen Arbeitsplatz gewechselt, denn je länger er mit denselben Menschen zusammenarbeitete, desto größer wurde die Gefahr, dass sie seine Immunität entdeckten. Er gab sich zwar die größte Mühe, sich wie ein Aphiliker zu benehmen, aber hin und wieder kam es doch zu Fehlreaktionen.

Percellar dachte an die SOL, die mit Perry Rhodan und vielen Immunen vor wenigen Tagen gestartet war. Er wünschte sich, an Bord dieses Schiffs zu sein, unter Gleichartigen, vor denen er sich nicht verstellen musste.

Seufzend stellte er den Kaffeebecher auf das Schaltpult. Dabei fiel sein Blick auf den Schirm, der den Sektor ET-2479 zeigte, einen Korridor, der die Standplätze der Wartungsroboter des Typs ELOTH mit der Sektion T-2479 der Hyperinpotronik verband.

Percellar stutzte. Im ersten Augenblick erschien alles völlig normal. Ein ELOTH-Roboter marschierte durch den Korridor in Richtung der Sektion T-2479. Dennoch war das nicht normal, denn die Wartungsroboter aus diesem Sektor unterstanden dem Kontrollkreis, den Kerlott Percellar überwachte. Nur von seinem Schaltpult aus konnten die Roboter in Bewegung gesetzt werden.

Aber Percellar hatte keinen einzigen Roboter aktiviert. Es bestand kein Anlass dazu, denn in Sektion T-2479 arbeitete bereits eine Gruppe von Wartungsrobotern. Sie waren mit der normalen routinemäßigen Wartung von Bioponblöcken beauftragt und würden erst in zwei Tagen abgelöst werden.

Unter anderen Umständen hätte Percellar seine Beobachtung sofort an die Zentrale gemeldet. Doch gegenüber der aphilischen Menschheit empfand er keine Loyalität im gewohnten Sinn. Er beschloss daher, gegen die Dienstvorschriften zu verstoßen und sich die Sache persönlich anzusehen.

Als der Roboter die Energiebarriere passierte, strahlte er seinen Erkennungskode aus. Der Kode wurde im Kontrollraum sichtbar gemacht, deshalb wusste Percellar, mit welchem seiner Wartungsroboter er es zu tun hatte. Er befahl der Maschine, den nächsten Untersuchungsraum aufzusuchen und dort zu warten. Der Roboter reagierte nicht. Vielmehr setzte er seinen Weg ins Innere von NATHAN fort.

Das war einmalig. Der Befehl konnte von dem Roboter nicht ignoriert werden. Nicht einmal, falls jemand seine Positronik umprogram-

miert hatte. Die einzige denkbare Möglichkeit erschien Percellar so phantastisch, dass er einfach nicht daran glauben konnte. Wieder überlegte er, ob er seine Zentrale über den inzwischen höchst verdächtigen Vorfall unterrichten sollte - und erneut verwarf er den Gedanken.

Allerdings war er sich klar darüber, dass er den beeinflussten Roboter nicht tiefer in die Hyperinpotronik eindringen lassen durfte. Das Wissensgut von NATHAN war der kostbarste Schatz der Menschheit, und sie brauchte es gerade jetzt, in ihrer kritischen Phase, dringender denn je. Kerlott Percellar hätte niemals zugelassen, dass jemand die Menschheit dieses kostbaren Schatzes beraubte.

Er überlegte nur kurz, dann aktivierte er eine so genannte Wanderfalle, ein starkes hyperenergetisches Kraftfeld, das sich durch die Gänge und Hallen von NATHAN steuern ließ und jeden Eindringling einfangen konnte.

Ein Leuchtpunkt im betreffenden Kontrollholo zeigte dem Roboter die jeweilige Position der Wanderfalle, sodass er sie mühelos dirigieren konnte. Als der Roboter von dem unsichtbaren Kraftfeld eingeschlossen war, schaltete Percellar es auf Stabilisierung. Die Bewegungen des Roboters erstarben abrupt, als sei er übergangslos in einen durchsichtigen Plastikwürfel eingegossen worden. Da er unbewaffnet war, besaß er keine Möglichkeit, sich aus eigener Kraft aus dem Feld zu befreien.

Kerlott Percellar verzichtete darauf, den Roboter über eine normale Rundrufschaltung anzusprechen. Jemand hätte zufällig mithören können, und das wäre für ihn selbst gleichbedeutend mit einem Todesurteil gewesen. Stattdessen schaltete er seine Kontrollen auf Automatik, verließ den Raum und bestieg einen offenen kastenförmigen Schweber. Er brauchte nur Minuten, um den Roboter zu erreichen. Über abhörsicheren Richtfunk sprach er den Roboter an.

»Ich bin Kerlott Percellar. Wer hat Sie geschickt?« Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: »Ihr Schweigen ist sinnlos. Da der Roboter völlig regelwidrig gehandelt hat, muss sich jemand an seine Überbrückungsschaltung angeschlossen haben, um unerlaubt in NATHAN einzudringen. In dem Roboter aber hat kein normaler Mensch Platz - es sei denn, er wäre ein Siganese.«

Er hielt den linken Arm mit dem Multifunktionsarmband angewinkelt. Zwar erfolgte keine optische Übertragung, doch eine leise Stimme erklang: »Cäsar sagte, der Mensch sei hilfreich, edel und gut, aber er hat nichts davon gesagt, dass er auch schlau sein soll.«

Gegen seinen Willen musste Percellar lächeln. »Das hat nicht Cäsar

gesagt, sondern Goethe«, erwiderte er. »Was, zum Kuckuck, suchen Sie in NATHAN?«

»Moment, Moment«, ertönte es aufgeregt. »Wie war das? Sagten Sie: *Was, zum Kuckuck?* Und ist das eine altterranische Redewendung? Ich sammle so etwas, müssen Sie wissen. Auf der SOL pfeift das inzwischen jeder Signalgeber aus den Lautsprechern.«

Kerlott Percellar runzelte die Stirn. »Wenn Sie wirklich von der SOL kommen, hätten Sie mir das nicht verraten dürfen. Jeder Aphiliker ist verpflichtet, Immune anzuzeigen, die er entlarvt hat.«

»Ein Aphiliker würde niemals *was, zum Kuckuck* sagen, Mr. Percellar. Nur deshalb habe ich mich zu erkennen gegeben. Ein Immuner aber ist unser Verbündeter. Sie werden uns doch helfen, nicht wahr?«

»Sie sind also nicht allein?«, erkundigte sich Percellar.

»Natürlich nicht. Wir sind ein Dreierteam.«

Kerlott Percellar nickte. »Ich werde Ihnen helfen - unter einer Bedingung. Sie berichten mir alles über die SOL, über Perry Rhodan und über die Menschen auf seinem Raumschiff.«

»Mann, wir haben nicht so viel Zeit!«, protestierte der Siganese. »Perry Rhodan wartet im Leerraum auf uns.«

»Ihm kommt es bestimmt nicht auf eine Stunde mehr oder weniger an«, entgegnete der Robotiker. »Ich werde die Wanderfalle ausschalten und bitte Sie, mir in einen Untersuchungsraum zu folgen. Dort können wir uns ungestört unterhalten. Versuchen Sie aber nicht, mich zu überwältigen. Ich habe immer einen Finger auf dem Sensor des Alarmauslösers.«

»Na schön«, antwortete der Siganese resignierend. »Wer kann schon eine so freundliche Einladung ablehnen. Einverstanden, Mr. Kuckuck.«

Im nächsten Untersuchungsraum angekommen, öffnete Kerlott Percellar den unteren Rumpfverschluss des Wartungsroboters und leuchtete mit einer Handlampe ins Innere der Maschine, um sich davon zu überzeugen, dass tatsächlich drei Siganesen an die Überbrückungsschaltung angeschlossen waren. Erst als er auf den Kampfanzügen der Zwerge den Namen SOL mit der jeweiligen persönlichen Kodebezeichnung erkannt hatte, war er sicher, dass er es mit Freunden zu tun hatte, die der Menschheit nicht schaden wollten.

Dennoch bestand er weiterhin darauf, dass die Besucher alles berichten sollten, was auf der SOL in der kurzen Zeit seit dem Start von der Erde geschehen war. Er hörte aufmerksam zu und stellte hin und

wieder Zwischenfragen, wenn er etwas nicht richtig verstanden zu haben glaubte.

Als die Siganesen geendet hatten, sagte Percellar: »Sie denken sicher, ich hätte Sie aus egoistischen Motiven so lange aufgehalten, meine Herren Kollegen. Das stimmt aber nicht. Wissen Sie, ich habe ein sehr gutes Gedächtnis, und ich bin sicher, dass ich nichts von Ihrem Bericht vergessen werde. Ich werde alles behalten und dafür sorgen, dass andere Immune es ebenfalls erfahren. Das wird ihnen helfen, ihr schweres Schicksal zu ertragen, denn es stärkt die Hoffnung, dass Perry Rhodan eines Tages alle von der Aphilie befreien wird.«

»Wir bitten um Verzeihung, dass wir Sie falsch eingeschätzt haben«, erwiderte Kaddy Gonsten. »Ich hoffe, Sie helfen uns weiter, damit wir unsere Mission erfüllen können.«

»Ich werde alles für Sie tun, was mir möglich ist«, antwortete Percellar. »Aber zuerst müssen Sie mir sagen, welchen Auftrag Sie haben.«

Gonsten erklärte es ihm.

»Ich kenne das angesprochene Lager nicht«, erwiderte Kerlott Percellar.

»Es ist ja auch geheim«, sagte Gonsten. »Außerdem kann nur der eindringen, der den noch geheimeren Kode kennt. Wir befinden uns zurzeit cirka achthundert Meter über dem Lager und in horizontaler Linie noch dreihundertsiebzig Meter entfernt.«

Kerlott Percellar dachte nach, dann erklärte er zögernd: »Das Gebiet gehört nicht mehr zu meinem Kontrollbezirk. Wir müssen demnach den dort zuständigen Kontrolleur für eine Weile ausschalten. Diese Aufgabe übernehme ich. Außerdem stelle ich Ihnen fünf Wartungsroboter zur Verfügung, die beim Abtransport der Hochenergiekonserven helfen können. Sie kommen allerdings niemals mit den Konserven aus NATHAN hinaus, es sei denn mit Hilfe eines Materialtransmitters. Aber was wird dann aus dem Schiff, mit dem Sie auf Luna gelandet sind?«

»Das würden wir gern mitnehmen«, antwortete Kaddy Gonsten. »Gibt es auf der Mondoberfläche nicht Nottransmitter, mit denen im Katastrophenfall Menschen und Material in Sicherheit gebracht werden könnten?«

»Das schon. Aber diese Transmitter können nur an Ort und Stelle auf ein Ziel justiert werden, das zudem nicht auf dem Mond liegt, und dazu brauchte ich die Genehmigung meiner Zentrale.«

»Und wenn Sie etwas hereinholen wollen - beispielsweise in einen Materialtransmitter?«, erkundigte sich Gonsten.

Kerlott Percellar pfiff leise durch die Zähne. »Sie sind wirklich raffi-

niert, Kollege«, sagte er bewundernd. »Auf diesen Gedanken wäre ich nicht gekommen. Ja, so wäre es möglich. Wenn Sie es fertig bringen, Ihr Schiff in den nächsten Oberflächentransmitter zu steuern, kann ich es in den Materialtransmitter abrufen und von da aus ins Ziel abstrahlen.«

»Wir werden jedenfalls versuchen, unser Schiff zum nächsten Transmitter zu bringen«, sagte Gonsten. »Unsere Fernschaltung ist eine Spezialanfertigung, die mit besonders modulierten Hyperimpulsen arbeitet und nicht störanfällig ist. Aber was geschieht anschließend mit Ihnen? Ihre Vorgesetzten werden Sie verdächtigen, gemeinsame Sache mit uns gemacht zu haben. Wollen Sie also lieber mit uns kommen?«

»Wenn Sie mich das vor zwei Stunden gefragt hätten, hätte ich ohne Zögern zugesagt«, erklärte Percellar. »Aber inzwischen habe ich erkannt, wie wichtig es ist, mein Wissen über die Expeditionsvorbereitungen auf der SOL an alle Immunen weiterzugeben. Nein, ich darf Sie nicht begleiten. Es wird mir schon gelingen, meine Rolle in dem Spiel zu vertuschen.«

»Wir danken Ihnen, Kollege«, sagte Kaddy Gonsten bewegt. »Ich werde dafür sorgen, dass Ihre entscheidende Mitwirkung im Logbuch der SOL festgehalten wird, damit spätere Generationen erfahren, wem sie es verdanken, dass die Expedition der SOL ein Erfolg wurde.«

»Woher willst du wissen, ob die Expedition der SOL ein Erfolg werden wird, Crash?«, erkundigte sich Jiffer Springo.

»Ich bin eben ein Optimist«, antwortete Gonsten. »Fangen wir endlich an?«

»Wir fangen an«, sagte Percellar. »Aber Sie sollten wirklich den Tag nicht vor dem Abend loben, Kollege Gonsten,«

»Prachtvoll!«, rief Kaddy Gonsten. »Man mag über die alten Terraner sagen, was man will, auf jeden Fall waren sie Genies im Ausdenken von treffenden Sprüchen.«

Der Roboter mit den drei Siganesen wartete vor der Grenze zum Nachbarbezirk darauf, dass Kerlott Percellar ihm ungehinderten Zutritt verschaffte.

Percellar kehrte unterdessen in seinen Kontrollraum zurück und öffnete ein Geheimfach, in dem er seit langem seine Spezialausrüstung verwahrte. Sie lag für den Fall dort, dass ihn jemand als Immunen entlarven würde, und sollte ihm das Entkommen ermöglichen.

Kerlott Percellar hatte die eng anliegende schwarze Kombination mit den eingewebten Howalgoniumfäden aus einer Folie gebaut, die

der Abschirmung positronischer Störquellen diene. Sie war von ihm sozusagen in einen Deflektoranzug umfunktioniert worden, aber nicht in einen Deflektoranzug, der gegen optische Beobachtung schützte, sondern gegen jedwede Tasterortung. Da die Beobachtungssysteme innerhalb von NATHAN ausschließlich mit hochgespannten Tasterimpulsen arbeiteten, würde ihn sein Kollege im benachbarten Kontrollraum nicht in die Anzeige bekommen.

Er streifte sich den Anzug über und verstaute eine Anzahl kleiner *Geräte* in den Taschen, damit sie von dem Material ebenfalls abgeschirmt wurden. Ursprünglich hatte die eigene Sicht ein Problem dargestellt, bis Percellar eines Tages zwei durchsichtige Linsen aus dekristallisiertem Howalgonium in die Hände gefallen waren. Es handelte sich um Bauteile eines neuartigen Teleskops. Der Robotiker hatte dafür gesorgt, dass das halbfertig montierte Gerät bei einem Unfall, den ein fehlgeschalteter Roboter verursacht hatte, zerstört worden war. Bis heute war der Diebstahl der kostbaren Linsen nicht entdeckt worden. Sie waren in den Kopfteil seines Anzugs eingebettet, sodass er durch sie die Umgebung sehen konnte. Ihre dekristallisierte Struktur hatte zur Folge, dass die Linsen die Tasterumlenkschwingungen der Howalgoniumfäden ohne Widerstand passieren ließen, und damit entzogen sich auch die Linsen einer Ortung.

So ausgerüstet, verließ Kerlott Percellar seinen Kontrollbezirk. Unbemerkt drang er in den Nachbarbereich ein. Das Schott zum Kontrollraum seines aphilischen Kollegen stellte für ihn kein Hindernis dar. Allerdings gab es einen kritischen Moment, das war der Zeitpunkt, als er den Sender aus der Tasche ziehen musste, mit dem sich das Schott ohne gültigen Impulskodeschlüssel öffnen ließ.

In diesem Moment konnte das Gerät vom nächsten Beobachter registriert werden, und sein Kollege würde, wenn er wachsam war, auf einem Kontrollschirm ein silbriges, stabförmiges Ding sehen, das scheinbar von selbst durch die Luft schwebte.

Kerlott Percellar musste folglich so schnell handeln, dass sein Kollege keine Zeit fand, Alarm zu geben.

Als das Schott aufglitt, war es noch nicht zu spät. Der Wachhabende hatte gerade etwas in einer Bildsequenz entdeckt, war aber zu überrascht, um sofort folgerichtig zu reagieren - und bevor er zu einem Entschluss kam, wurde er vom Wirkungsfeld des Psychostrahlers erfasst, den Percellar auf ihn richtete.

»Es ist alles in Ordnung!«, sagte Percellar. »Dein höchster Vorgesetzter, Kommissar Rudo Parvo, hat dir befohlen, die Alarmsysteme

deines Bezirks zu deaktivieren, damit wichtige Reparaturarbeiten ungestört erfolgen können.«

»Ja, Sir«, bestätigte der Aphiliker und nahm die entsprechenden Schaltungen vor.

»Du wirst jetzt fünf Stunden tief schlafen!«, befahl Percellar. »Sobald du erwachst und gefragt wirst, was geschehen ist, berichtest du, dass Rudo Parvo persönlich bei dir war und du nur getan hast, was er dir befahl.«

»Das werde ich«, sagte der Mann stereotyp, legte die Arme verschränkt auf sein Schaltpult, ließ den Kopf darauf sinken und schlief ein.

Kerlott Percellar schaltete den Psychostrahler aus, wartete einige Minuten und zog dann die Augenlider seines Kollegen hoch. Zufrieden stellte er fest, dass der Mann sich in totaler hypnotischer Starre befand. Er würde nur dann vor Ablauf der fünf Stunden aufwachen, wenn man ihm Contraparan injizierte. Aussagen konnte er dennoch nur das, was ihm unter der Einwirkung des Psychostrahlers suggeriert worden war. Das aber würde Kommissar Rudo Parvo, der allein Percellar gefährlich werden konnte, in die Defensive treiben und weitgehend matt setzen.

Der Robotiker empfand keine Skrupel dabei, Parvo in Schwierigkeiten zu bringen. Rudo Parvo hatte vor kurzem eine immune Technikerin entlarvt und eigenhändig erschossen. Diese Handlungsweise war auch nicht durch die Aphilie zu entschuldigen, denn die Krankheit konnte niemanden zu brutalen Handlungen treiben, der nicht die entsprechende Veranlagung latent mit sich herumtrug.

Kerlott Percellar verließ den Kontrollraum und kehrte zu dem von den Siganesen kontrollierten Roboter zurück. »Alles klar«, sagte er. »Gehen Sie voraus. Ich werde die anderen fünf Wartungsmaschinen programmieren und Ihnen nachschicken, damit sie beim Abtransport der Hochenergiekonserven helfen.«

Er beschrieb den Siganesen noch die Lage des nächsten Materialtransmitters, dann verließ er sie wieder.

Das Dreierteam fand den Lagerraum ohne Schwierigkeiten, denn seine Lage war ihm von Perry Rhodan exakt beschrieben worden. Er war vorzüglich getarnt als versiegelter Behälter mit wartungsfreien Hyperimpulsaustauschern, die genau die gleiche Größe und Form hatten wie die achtzehn Datenspeicher. Da dieser »Hyperimpulsaustauscher« seine vorgetäuschte Funktion nicht erfüllen konnte, gehörte er zum letzten einer Reihe von Reserveaggregaten, die beim Ausfall des Hauptgeräts

einspringen sollten. Es war höchst unwahrscheinlich, dass irgendwann der Fall eintrat, dass alle Reservegeräte nacheinander ausfielen, sodass das letzte Gerät benötigt wurde. Aber das fand niemand verdächtig, denn in der lunaren Hyperinpotronik war alles mehrfach redundant, damit NATHAN auch in extremen Fällen hundertprozentig zuverlässig arbeitete.

»Wie hieß der Kode doch gleich?«, fragte Kaddy Gonsten.

»Es war irgendein Lehrsatz aus der Physik«, meinte Jiffer Springo.

»... und es hatte mit Materie zu tun«, warf Dadno Welms ein.

»Natürlich hat Physik mit Materie zu tun«, sagte Gonsten unwirsch.

»Ihr habt also den Kode vergessen?« Er seufzte tief.

»Nur teilweise«, erklärte Springo.

»Ja, nur teilweise«, nickte Welms eifrig.

»Dann lasst das hören, was ihr behalten habt!«, befahl Gonsten.

»Masse ist eine grundlegende Eigenschaft der Materie...«, sagte Jiffer Springo.

»... die sich darin äußert, dass jede Materie...«, fuhr Dadno Welms fort. »Weiter weiß ich es nicht.«

»... jeder Veränderungslage Widerstand entgegensetzt«, ergänzte Gonsten souverän.

Welms und Springo lächelten schief. Natürlich hatte keiner von ihnen auch nur eine Silbe des Kodes vergessen, aber das war eben die besondere Art, in der sie zu arbeiten pflegten.

Als der versiegelte Behälter sich nicht öffnete, schauten sie sich allerdings betroffen an.

»Es hat nicht funktioniert«, schimpfte Welms. »Rhodan muss uns den falschen Kode genannt haben.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Kaddy Gonsten. »Bei einer so wichtigen Sache würde Perry Rhodan sich niemals irren. Ich denke, den Fehlschlag haben wir dir zu verdanken, Dadno. Du hast gepfuscht.«

»Wieso ich?«, protestierte Welms. »Ich habe meinen Teil richtig ausgesagt.«

»Und außerdem deinen privaten Senf dazugegeben: *Weiter weiß ich es nicht*. Stimmt's?«

»Hm«, machte Dadno Welms nachdenklich.

»Man kann sich auf keinen Menschen mehr verlassen«, klagte Gonsten. »Alles muss man selbst machen. Nun darf ich sogar den ganzen Spruch aufsagen.« Er räusperte sich und begann: »Masse ist eine grundlegende Eigenschaft der Materie, die sich darin äußert, dass die Materie jeder Veränderung ihrer Bewegungslage Widerstand entgegensetzt.«

Gespannt beobachtete er durch das optische System des Roboters den Behälter. Aber nichts rührte sich.

»Ich möchte wissen, wo jetzt wieder der Hund begraben liegt«, sinnierte Kaddy Gonsten verbittert.

»Pfui!«, empörte sich Jiffer Springo. »Wie kann man nur derart unästhetische Sprüche von sich geben?«

»Und sie noch dazu von einem Roboter aussprechen lassen«, warf Dadno Welms ein.

»Von einem Roboter...«, wiederholte Gonsten grübelnd. »Warum fällt mir erst jetzt ein, dass in Wirklichkeit nicht wir mit unseren Stimmen gesprochen haben, sondern dass unsere Gedankenimpulse den Roboter veranlassen haben, sie über Funk abzustrahlen. Wir konnten unsere Worte zwar verstehen, weil sie auch vom Symbolempfänger des Roboters aufgenommen und in unsere Gehirne überspielt wurden, aber wenn das Impulssiegel des Behälters nur auf Worte in menschlicher Sprache reagiert, konnte es sich gar nicht öffnen.«

»Folglich müssen wir uns von der Überbrückungsschaltung lösen und aussteigen«, meinte Welms.

Kaddy Gonsten seufzte. »Mir bleibt schon gar nichts erspart«, klagte er. »Ich muss es wohl auf mich nehmen, allein auszusteigen. Ihr bleibt hier. Es genügt, wenn ein Mann den Kode aufsagt. Aber verliert nicht die Kontrolle über den Roboter!«

»Wir werden uns anstrengen, Crash«, versprach Welms.

»... und dir die Daumen drücken«, behauptete Springo.

»Übernehmt euch nur nicht«, murmelte Gonsten, während er sich die Anschlüsse vom Kopf riss, was wegen des fest haftenden Wundplasmas eine schmerzhafteste Prozedur war.

Endlich kletterte er zur Wartungsöffnung hinab, drückte den Verschluss mit Hilfe seines Druckstrahlers nach außen, schaltete das Flugaggregat an und flog ins Freie.

Gonsten schwebte vor dem Impulssiegel des Behälters, als er den Kode aufsagte. Diesmal reagierte das Siegel sofort. Der Behälter öffnete sich und gab den Blick auf achtzehn Zylinder aus rötlich schimmern-dem Ynketerk frei, die jeder zweieinhalb Meter hoch waren und 65 Zentimeter durchmaßen.

»Erstaunlich, dass das Grundwissen der Menschheit in achtzehn solchen Zylindern komprimiert ist«, sagte Gonsten bewundernd. »Wirklich eine erstaunliche Leistung.«

Er fuhr erschrocken herum, als stampfende Geräusche ertönten. Als er die fünf Wartungsroboter zusammen mit Kerlott Percellar erblickte,

atmete er auf. Doch da hatte Percellar den Siganesen ebenfalls entdeckt. »Sie müssen verschwinden!«, rief er in höchster Erregung. »Das Sicherheitskommando Luna hat entdeckt, dass der Meteorit, der im Krater Harpalus aufschlug und scheinbar explodierte, kein Meteorit war. Inzwischen wird nach Eindringlingen gesucht. Jeden Augenblick kann auch hier ein Suchkommando auftauchen.«

»Aber die Datenspeicher...«, erwiderte Gonsten, nachdem er den ersten Schreck überwunden hatte. »Sie müssen unbedingt abgestrahlt werden!«

»So viel Zeit bleibt uns nicht«, widersprach Percellar. »Verschließen Sie das Versteck, dann schicke ich Sie mit dem Materialtransmitter auf das Roboterschiff zurück!«

Kaddy Gonsten schüttelte den Kopf. »So schnell gebe ich mich nicht geschlagen«, sagte er bestimmt. »Meine Kollegen und ich werden NATHAN verlassen und die Suchmannschaften auf eine falsche Spur führen. Dadurch erhalten Sie Zeit, die Datenbehälter in den Transmitter zu schaffen und abzustrahlen.«

»Und Sie?«, fragte Percellar. »Wenn Sie versuchen sollten, mit Ihrem Raumschiff zu starten, werden die Abwehrforts Sie innerhalb weniger Sekunden abschießen.«

Der Siganese verzog die Mundwinkel. »Wir werden mit der VULCAN starten, aber nicht in den Weltraum«, erwiderte er. »Wir fliegen zum nächsten Außentransmitter, lassen uns von Ihnen in den Materialtransmitter holen und zu unserem Roboterschiff abstrahlen. Aber zuerst müssen die Datenspeicher in Sicherheit gebracht werden.«

»Ich weiß nicht, ob das klappen kann«, sagte Kerlott Percellar. »Aber ich werde tun, was in meinen Kräften steht. Beeilen Sie sich, damit die Suchtruppe nicht erst hierher kommen!«

»Wir sind schon so gut wie weg«, behauptete Kaddy Gonsten und winkte seinen Kollegen zu, die alles mitgehört und inzwischen den Roboter verlassen hatten.

Die drei Siganesen flogen mit größer Geschwindigkeit den Weg zurück, den sie unter vielen Mühen gekommen waren. Kerlott Percellar machte sich unverzüglich daran, die achtzehn Datenspeicher von seinen Wartungsrobotern abtransportieren zu lassen.

Das Dreierteam sah diesmal keine andere brauchbare Möglichkeit, die Oberflächenkuppel wieder zu verlassen, als mit den Desintegratoren ein Loch in die Terkonitstahlwandung zu schießen. Das war eine müh-

selige Aufgabe, denn die Desintegratorleistung der winzigen Waffen war im Verhältnis zur Wandstärke minimal. Da Siganesen andererseits nur ein »Mauseloch« brauchten, schafften sie es schließlich doch, die Kuppel vor dem Eintreffen des ersten Suchtrupps zu verlassen.

Die Flugaggregate auf Maximalleistung geschaltet, jagten sie dicht über der öden Mondoberfläche nach Süden. Natürlich zweifelten sie nicht daran, dass der Druckverlust in der Kuppel von den Verantwortlichen richtig gedeutet würde. Diese Leute dachten logisch, folglich wussten sie, dass jemand, der heimlich in ein Bauwerk eindringen wollte, das so tun würde, dass ein Alarm unterblieb. Musste er dagegen das Gebäude wieder verlassen - und hatte er es dabei auch noch eilig -, würde er zwangsläufig die Auslösung der Alarmanlage in Kauf nehmen.

Die Verantwortlichen würden also auf das sinnlos erscheinende Unterfangen verzichten, innerhalb der Kuppel oder innerhalb von NATHAN nach den Eindringlingen zu suchen, und ihre Suchtrupps auf die Mondoberfläche schicken. Das barg große Gefahren für die drei Männer, verschaffte Percellar aber hoffentlich Zeit genug, die achtzehn Datenspeicher in den Materialtransmitter zu transportieren und abstrahlen zu lassen.

Die Siganesen waren höchstens eineinhalb Kilometer weit geflogen, als über ihnen ein Gebilde erschien, das einer großen Suppenterrine ähnelte, aus deren Rändern blauweiße Glut waberte: eine Space-Jet, die - natürlich mit aktivierten Ortungen - nach dem vermeintlichen Fahrzeug suchte, mit dem die Eindringlinge geflohen waren.

Die Space-Jet raste mehrmals in höchstens fünf Kilometern Höhe über das Dreierteam hinweg, ohne jedoch anzugreifen oder anderweitig zu verraten, dass die Flüchtenden entdeckt worden waren.

Kaddy Gonsten schloss daraus, dass die Verantwortlichen noch nicht wussten, dass das Loch in der Kuppel lediglich zehn Zentimeter Durchmesser und dass die Eindringlinge demnach nur Siganesen sein konnten. Er machte sich allerdings keine Illusionen, dass dieser Zustand lange anhalten konnte. Sobald die Verantwortlichen erst einmal wussten, dass sie nach Zwergen zu suchen hatten, würden sie die Suchmannschaften anweisen, ihre Ortungsgeräte entsprechend zu justieren.

Als kurz darauf mehrere Flugpanzer Staub aufwirbelnd über die Mondwüste jagten, glaubte er diesen Zeitpunkt schon gekommen. Dennoch schenkte ihnen niemand Beachtung. Ein Shift rollte sogar wenige Meter an ihnen vorbei, ohne dass sie entdeckt wurden. Sie mussten vorübergehend landen und sich in kleinen Meteoriteneinschlägen verstecken.

Kaum war der Shift außer Sicht, als sie wieder aus ihren Löchern krochen und weiter nach Norden flogen. Endlich tauchte vor ihnen das Trümmerfeld auf, in dem sie die VULCAN zurückgelassen hatten. Es wurde auch höchste Zeit, denn über der Mondwüste kreisten unterdessen mindestens fünfzig Space-Jets, im Osten und Westen schwärmten Roboterdivisionen aus, und überall wirbelten die von Gleiskettenfahrzeugen erzeugten Staubwolken hoch. Die Suchaktion lief auf Hochtouren.

»Eigentlich hätten sie uns längst finden müssen«, sagte Dadno Welms verdrießlich.

Das leuchtete Kaddy Gonsten ein. Er überlegte einen Moment und meinte dann: »Wahrscheinlich halten sie sich absichtlich zurück, weil Aphiliker ihr Leben nicht unnötig in Gefahr bringen. Sie versuchen, uns durch ihre Bewegungen aufzuscheuchen und zu veranlassen, so schnell wie möglich zu starten. Dann könnten sie uns ohne Gefahr für sich selbst abschießen.«

Er aktivierte den Kodegeber, und am oberen Pol der als Meteorit getarnten VULCAN entstand eine Öffnung.

»Den Gefallen werden wir ihnen nicht tun«, sagte Jiffer Springo grinsend.

»Trotzdem wird es hart werden«, argwöhnte Gonsten. »Sobald die VULCAN abhebt, wird sie auf allen Ortungsschirmen der Suchfahrzeuge zu sehen sein. Dann genügen wenige Schüsse aus mittelschweren Impulskanonen, und wir erleben eine kostenlose Feuerbestattung.«

»Erleben ist gut«, gab Springo zurück.

»Warum geben wir ihnen nicht eine Materieprojektion zum Spielen?«, warf Dadno Welms ein. »Dann sind sie vorübergehend beschäftigt und achten vielleicht nicht auf den kleinen Felsbrocken, der über den Mond segelt.«

»Ein guter Gedanke«, pflichtete Gonsten bei. »Bekommst du mit unserem Gerät eine Space-Jet überzeugend hin, Dadno?«

»Willst du mich beleidigen, Crash?«, fragte Welms gekränkt. »Ich habe den Prototyp unseres Materieprojektors vor siebenunddreißig Jahren selbst konstruiert und kassiere für jedes Gerät, das gebaut wird, eine Stange Geld.«

»Ausbeuter!«, schimpfte Springo. »Der Kerl verdient auch noch an dem Gerät, das ihm das Leben rettet.«

»Pah«, machte Welms.

»Hört auf damit!«, befahl Kaddy Gonsten. »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold - und Arbeit macht das Leben süß. Also, an die Arbeit!«

»Ich werde mich bei SENECA über dich beschweren, Crash«, protestierte Dadno Welms, gehorchte aber.

Die drei Siganesen krochen in ihr Schiff, setzten sich vor die Kontrollen und nickten sich noch einmal zu, bevor jeder mit seiner Arbeit begann. In circa acht Kilometern Entfernung startete plötzlich eine Space-Jet aus einer Vertiefung der Mondoberfläche. Der Diskus raste im Tiefflug nach Norden, wurde beschossen, setzte aber seinen Weg unbeirrt fort.

»Ganz gut.« Gonsten grinste und startete die VULCAN mit minimaler Energieleistung.

Der vermeintliche Felsbrocken schien über den Mondboden zu rollen, und jemand, der nur flüchtig hinsah, hätte glauben können, da rollte tatsächlich nur ein größerer Stein über eine schiefe Ebene.

Wahrscheinlich waren die Besatzungen der Space-Jets und Flugpanzer so auf die Verfolgung der projizierten Space-Jet fixiert, dass sie den vermeintlichen Felsbrocken nicht einmal flüchtig anschauten. Anders ließ sich nicht erklären, dass die VULCAN schließlich unbehelligt zwischen den Abstrahlpolen des von Percellar bezeichneten Oberflächentransmitters landete.

Kaddy Gonsten sandte den vereinbarten Rafferimpuls aus - und im nächsten Moment verschwand die VULCAN.

Gleichzeitig verwehte die materielle Projektion der fliehenden Space-Jet.

Die Kommandanten der Diskusschiffe und Flugpanzer erkannten, dass sie genarrt worden waren - und in der Befehlszentrale des Sicherheitskommandos Luna wurde der Fehler ebenso registriert. Sofort erging der Befehl, das Gebiet, in dem sich die Eindringlinge mutmaßlich noch verborgen hielten, rücksichtslos zu bombardieren und zu beschießen.

Währenddessen war die VULCAN auf der großen Plattform des Materialtransmitters innerhalb von NATHAN rematerialisiert. Kaddy Gonsten erblickte Percellar und schaltete die Außenmikrofone und Außenlautsprecher des Spezialschiffs ein.

»Danke, Kollege«, sagte er. »Haben Sie die Datenspeicher abgestrahlt?«

»Alles erledigt«, berichtete Percellar. »Ich bin sehr froh, dass Sie entkommen konnten. Ich habe eine Internleitung angezapft und die Vorgänge draußen mitverfolgt. Sie benutzten einen Materieprojektor, nicht wahr?«

»Richtig geraten«, antwortete Kaddy Gonsten. »Aber, bitte, fragen

Sie uns nicht schon wieder Löcher in den Bauch. Uns brennen die Fußsohlen.«

Kerlott Percellar lächelte. »Ich schalte den Transmitter ein, Freunde«, sagte er. »Viel Glück für Sie und für alle Menschen an Bord der SOL - und viele Grüße an Perry Rhodan!«

»Danke, mein Freund«, erwiderte Gonsten gerührt. »Auch Ihnen alles Glück dieser Welt!«

Percellar winkte, trat an sein Schaltpult und aktivierte den auf das Roboterschiff justierten Transmitter. Als die VULCAN verschwunden war, ging er langsam in seinen Kontrollraum zurück, zog den schwarzen Anzug aus und verstaute ihn wieder im Geheimfach. Er wusste, wie er es anstellen konnte, nicht verdächtigt zu werden. Dennoch nahm er sich vor, nach einer gewissen Zeit seine Versetzung auf die Erde zu beantragen, wo er als Immuner sicherer sein würde als auf dem Mond.

Kerlott Percellar setzte sich vor sein Kontrollpult, legte die Arme auf die Konsole und ließ den Kopf darauf sinken. Er versetzte sich durch Autosuggestion in den gleichen Zustand, in den er seinen Kollegen mit Hilfe eines Psychostrahlers versetzt hatte. So stellte er sicher, dass er sogar beim Psycholatorverhör nur das aussagen würde, was auch sein Kollege berichten musste. Seine Erinnerungen würde er aber behalten.

»Und das ist das Ende dieses Kapitels, Sir«, sagte Sergio Percellar zu Roi Danton.

Über dem Regenwald Borneos wich die Dunkelheit der Nacht dem Schein des neuen Tages.

Roi Danton nickte. »Es war viel, was Sie mir berichtet haben, Sergio. Kerlott Percellar ist Ihr Vater, nicht wahr?«

»Ja, und er erzählte mir die Geschichte so oft, bis sie sich mir unauslöschbareingeprägthatte.«

»Danke«, sagte Danton. Er stand auf, reckte sich und blickte über das Lager der Immunen. »Damit steht fest, dass mein Vater mit der SOL den großen Sprung in die Freiheit geschafft hat. Niemand von uns kann freilich wissen, wohin es ihn verschlagen hat. Aber wo auch immer er heute ist, er wird die Menschheit und die Erde nicht vergessen. Ich glaube fest daran, dass es eines Tages ein Wiedersehen geben wird.«

»Das hoffen wir auch«, sagte Sergio Percellar sehnsüchtig und legte den Arm um Sylvia Demmisters Schultern.

9.

Melbourne, 3580 alter Zeitrechnung

Trotz der Klimakontrolle herrschte gegen Mittag brütende Hitze in den Straßenschluchten von Melbourne. Nur wenige Menschen schlichen träge und lustlos durch die trockene Wärme und waren froh, wenn sie den Schatten der Hochhäuser ausnutzen konnten, in dem es ein wenig kühler war.

Am wolkenlosen Himmel stand die rote Sonne Medaillon. Sie gab der Erde Wärme und Licht, aber sie hatte ihren Bewohnern die Liebe genommen. Kervin M. Caughens entsann sich nur noch dunkel an den goldgelben Schein der Sonne Sol, als die Erde noch um die Heimatsonne kreiste. Damals war er ein junger Mann gewesen, knapp dreißig Jahre alt. Dann waren die Laren gekommen, übermächtig und nicht zu besiegen. Der Großadministrator des Solaren Imperiums, der inzwischen seit vierzig Jahren verschollene Perry Rhodan, hatte ein kühnes Experiment gewagt und die Erde versetzt, aber sie war in einem unbekannten Teil des Universums rematerialisiert...

... und hatte eine neue Sonne erhalten.

Kervin war nun ein alter Mann. Er hatte die Veränderung fast aller Menschen miterlebt. Auch er selbst konnte keine Liebe und Zuneigung mehr empfinden, und er verlangte derartige Gefühle ebenso wenig von den anderen. Zwar gab es Ausnahmen, aber die lebten verborgen im Untergrund.

Liebe war bei Todesstrafe verboten.

Er saß nahe am Fenster und schaute hinab auf die Straße. Vor wenigen Tagen hatten sie ihm den Trivid-Empfänger weggenommen. Er sei alt und brauche ihn jetzt nicht mehr, hatten sie zu ihm gesagt.

Kervin hatte sich nie sonderlich für die staatlich zensierten Programme interessiert, gleichwohl boten sie die einzige Abwechslung in seinem eintönig gewordenen Lebensabend. Das Fenster ersetzte nun das Bildgerät, und er hatte vom vierzigsten Stockwerk aus eine gute Übersicht. Viel gab es jedoch nicht zu sehen, denn das Leben spielte sich meist in den gewaltigen Betonblöcken ab, die durch Tunnelröhren miteinander verbunden waren.

Auch er selbst verließ seine kleine, bescheidene Wohnung nur selten und begnügte sich mit den geringen Altersrationen, die ihm geliefert wurden. Sehnsucht nach anderen Menschen kannte er nicht, und seine

Verwandten hatte er längst vergessen, so, wie sie ihn ebenfalls vergessen hatten.

Körperlich war er nie besonders kräftig gewesen, im Vergleich zu anderen Männern seines Alters wirkte er kränklich und verbraucht - viel zu früh verbraucht. Deshalb hatte er sein Leben lang im Hintergrund gestanden und nie einen einflussreichen Posten bekleidet. Bis zum Verwaltungsbeamten war er aufgestiegen, und das sicherte ihm die Altersration und die kleine Rente, die ihm der Staat zubilligte.

Er wurde allein mit sich fertig, er brauchte niemanden. Wenn er das Bedürfnis hatte, konnte er mit dem Lift hinabfahren und auf die Straße gehen. Das war der letzte Hauch von Freiheit, der ihm geblieben war und der ihn aufrecht hielt, wenn er sich einsam fühlte, was in letzter Zeit hin und wieder der Fall war - sehr zu seinem Befremden übrigens.

Was seine letzte Frau machte, wusste er nicht. Sie hatte ihn fast grußlos verlassen, als der Ehevertrag abgelaufen war. Er hatte nie wieder von ihr gehört. Vielleicht hatte sie einen jüngeren Mann gefunden.

Einmal in den vergangenen fünf Jahren hatte ihn sein Bruder besucht, aber nur um sich zu erkundigen, wann er endlich die Aufforderung erhielt, sich im Stummhaus zu melden. Kervin erinnerte sich noch gut an das nur wenige Minuten dauernde Gespräch. Falls er wirklich einen Funken unterschwelliger Emotion verspürt hatte, so war dieser schon bei der formlosen Begrüßung und der taktlosen Frage erloschen.

»Ich glaube, es wird noch eine Weile dauern«, hatte er damals stockend hervorgebracht.

»Das glaube ich nicht, Kervin. Du bist alt genug, und die Wohnungen werden gebraucht. Im Stummhaus bist du sicher gut aufgehoben.«

»Sage doch gleich, dass ich im Totenhaus gut aufgehoben bin!«

»Vertraust du etwa diesen wilden Gerüchten?«

»Wer sagt dir, dass es nur Gerüchte sind?«

Sein Bruder hatte sich vorgebeugt und ihn forschend angesehen. »Soso, Kervin, du gehörst also zu jenen, die sich gegen die Staatsordnung auflehnen? Ich werde der zuständigen Behörde Mitteilung machen. Menschen wie du sind eine Zumutung für unsere Gesellschaft.«

Kervin hatte zur Tür gedeutet. »Es ist besser, du gehst! Ich will meine Ruhe haben.«

»Die kannst du bald haben, Kervin. Im Stummhaus.« Mit dem Satz auf den Lippen war sein Bruder gegangen und hatte sich nie mehr blicken lassen.

Das war vor zwei Jahren gewesen. Vielleicht hatte er ihn, Kervin, wirklich angezeigt, vielleicht auch nicht. Jedenfalls war er bisher nicht

aufgefordert worden, sich bei einem der Stummhäuser zu melden. Sie waren der drohende Schatten, der über allen alternden Menschen schwebte. Niemand wusste genau, was sie eigentlich waren und wozu es sie gab, außer dass sie die Alten aufnahmen, aber nie wieder hergaben. Niemals war ein Mensch wieder gesehen worden, hinter dem sich die stählernen Pforten eines Stummhauses geschlossen hatten.

Kervin hatte Angst vor dem Stummhaus und wusste, dass es für ihn die Endstation sein würde. So recht konnte er nicht daran glauben, dass man ihn und die anderen, die sein Schicksal teilten, töten würde. Aber die heimlichen Gerüchte sprachen davon. In einer Welt ohne Liebe bedeuteten die Alten nur unnötigen Ballast.

Die Stummhäuser waren riesige Gebäudekomplexe, umgeben von hohen Mauern. Niemand konnte ahnen, was hinter diesen Mauern geschah. Etwas Gutes schien es jedenfalls nicht zu sein.

Kervin seufzte und beschloss, nicht länger über seine trostlose Zukunft nachzudenken. Er hatte sein Leben gelebt, so gut es eben ging. Wenn er nun seine bescheidene Wohnung mit einem Stummhaus vertauschen musste, hatte er sich damit abzufinden.

Aber bis dahin war noch Zeit. Die alte Kathleen Toaklander, die ihm gegenüber in einer ärmlichen Wohnung hauste, war mit hundertdrei- undfünfzig fünf Jahre älter als er, und sie hatte die gefürchtete Aufforderung noch nicht erhalten. Sie musste zuerst an die Reihe kommen, wenn es gerecht zugeht.

Was war in dieser Welt noch gerecht...?

Kervin zuckte zusammen, als der Summer ertönte und das grüne Licht über dem Empfängerkästchen aufleuchtete. Etwas war für ihn angekommen. Erleichtert atmete er auf, als ihm die Tagesration einfiel. Ein wenig mühsam stand er auf und schlurfte zu dem Fach, öffnete es und nahm den Plastikbehälter heraus, der seine Nahrungsmittel für die nächsten vierundzwanzig Stunden enthielt. Die Tür schloss sich automatisch, das Licht erlosch.

Es waren die üblichen Konzentrate, eine Flasche mit synthetischer Milch, eine Ration Kaffee und etwas Zucker.

Er erschrak, als es an der Tür klopfte. Seit zwei Jahren hatte niemand mehr an seine Tür geklopft. Vorsichtig öffnete er. Vor ihm stand Kathleen Toaklander in ihrem alten Kleid, das sie lieber trug als die üblichen Hosen. Ihr Gesicht drückte Verwirrung und Angst aus.

»Kann ich reinkommen, Kervin? Es ist etwas passiert.«

Er ließ sie ein und schloss die Tür. »Setz dich, Kathleen, und beruhige dich. Was ist denn passiert?«

Sie wartete, bis er ihr gegenüber Platz genommen hatte, dann zog sie eine bedruckte Chipkarte aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. »Wir haben schon oft darüber gesprochen, Kervin, und nun ist es Wirklichkeit geworden. Weißt du, was das ist?«

Obwohl Caughens die Wahrheit ahnte, schüttelte er den Kopf. »Nein. Woher soll ich das wissen?«

»Es ist die Vorladung fürs Stummhaus Nr. 23 in Melbourne, nicht weit von hier. Ich soll mich in zwei Tagen dort melden - und ich darf nichts mitbringen. Hörst du? *Nichts!*«

Kervin versuchte ruhig zu bleiben. »Vielleicht braucht man dort nichts, weil alles vorhanden ist. Ich würde mir deshalb keine Sorgen machen, Kathleen ...«

»Keine Sorgen? Du wirst anders reden, sobald sie dich holen kommen.«

»Dich holt auch niemand. Du kannst dich frei bewegen und hingehen.«

»Oder auch nicht«, sagte sie mit eigenartiger Betonung.

Kervin blickte die Frau forschend an, dann schüttelte er den Kopf. »Keine Dummheiten, Kathleen! Du kannst die Aufforderung nicht einfach ignorieren. Dann würden sie dich wirklich abholen, und wer weiß, was sie dann mit dir machen. Auch ich werde diese Einladung eines Tages erhalten, früher oder später. Bedauerlich nur, dass wir uns trennen müssen. Ich hatte sonst keinen Menschen, mit dem ich sprechen konnte.«

So war es in der Tat. Außer der Tatsache, dass sie Nachbarn und alt waren, verband sie nichts. Aber sie sprachen miteinander, wenn es bisher auch immer Kervin gewesen war, der sie besuchte. Heute war Kathleen erstmals zu ihm gekommen.

»Ich werde verschwinden«, sagte sie entschlossen und überhörte seine Warnung. »Im Norden und Nordwesten gibt es noch immer weite Landstriche, die wenig bevölkert sind, und im Nordosten sind die Berge. Dort kann ich mich verstecken. Lieber hause ich in einer Höhle, bevor ich in dieses Stummhaus gehe.«

»Warum hast du solche Angst, Kathleen? Was weißt du über die Stummhäuser?«

»Nur was man sich erzählt. Es sind riesige Gräber, in denen wir verschwinden werden. Niemals kehrte jemand aus ihnen zurück. Es weiß auch keiner, wer in ihnen arbeitet oder für die Insassen sorgt. Früher, vor knapp vierzig Jahren, bestand das Personal noch aus Robotern, aber sie wurden entfernt. Man flüstert sich zu, dass sie zu menschlich gefühlt hätten. Sie stammten noch aus der alten Zeit - du erinnerst dich?«

»Als Sol noch unsere Sonne war - ja, ich erinnere mich.«

»Und als es noch Perry Rhodan gab, Kervin!«

Er nickte. Mehr wusste er auch nicht zu sagen, außerdem war ihm im Grunde seines Herzens die alte Frau gleichgültig. Er würde in Zukunft eben ganz allein sein - das war es, was ihn bedrückte.

»Rhodan ging auf eine Expedition und kam nicht zurück. Das ist ebenfalls vierzig Jahre her. Niemand weiß, wo er geblieben ist. Vielleicht ist er schon lange tot. Er kann uns auch nicht helfen, denn vielleicht würde er ebenso werden wie Reginald Bull, der uns regiert. Nein, Kathleen, ich kann dir nur den einen Rat geben, dich in zwei Tagen beim Stummhaus zu melden. Ich hoffe, wir sehen uns wieder.«

Sie stand auf. »Das glaube ich nicht, Kervin.«

Als er wieder allein war, starrte Caughens auf die Straße hinab. Zwei Tage blieben also, sobald jemand die gefürchtete Vorladung erhielt. Und man durfte nichts mitnehmen, was einem gehörte. Man ging hin und verschwand für immer hinter den hohen Mauern.

Zwei verdammt kurze Tage letzter Freiheit...

Er schüttelte den Gedanken von sich ab. Wenn alles mit rechten Dingen zugging, hatte er jetzt noch fünf Jahre Zeit, ehe er an der Reihe war.

Als die Sonne unterging, aß Kervin eine Kleinigkeit und legte sich halb ausgezogen auf sein Bett. Kathleen hatte sich nicht mehr gemeldet.

Als der Empfänger am nächsten Vormittag zur ungewohnten Zeit das Eintreffen einer Sendung ankündigte, wusste Kervin, dass er umsonst gehofft hatte. Er blieb ganz ruhig, als er die Chipkarte aus dem Behälter nahm und die Botschaft las.

Ebenfalls das 23. Stummhaus und bereits morgen. Zur gleichen Zeit wie Kathleen Toaklander.

Gestern noch fest entschlossen, der Aufforderung Folge zu leisten, dachte er plötzlich ganz anders. Er schob es auf die Tatsache, dass man ihm nur noch eine Nacht ließ, keine zwei.

Seit langer Zeit verließ er wieder sein Zimmer, die Vorladung in der Hand, und klopfte an Kathleens Tür. Sie öffnete, sah das Stück Plastik in seiner Hand und winkte ihn zu sich herein.

»Endlich können wir sachlich miteinander reden«, begann sie, als er sich gesetzt hatte. »Du bist in der gleichen Lage wie ich, da kannst du objektiver urteilen. Gehst du mit mir? Ich breche noch heute Abend auf. Lebensmittel habe ich für einige Zeit, denn ich habe mir immer etwas zurückgelegt. Verhungern werden wir also nicht gleich.«

»Glaubst du wirklich, dass es einen Sinn hat, ihnen entkommen zu wollen?«

Kathleen schüttelte energisch den Kopf. »Es wird zumindest den Sinn haben, dass wir uns nicht in ein vorprogrammiertes Schicksal ergeben und einige Tage lang wirklich frei sind. Vielleicht kümmert sich auch keiner um uns - wer weiß?«

»Es haben schon manche versucht, dem Stummhaus zu entfliehen. Sie wurden alle gefangen.«

»Nicht alle, Kervin! Ich weiß, dass viele für immer in der Steppe untertauchen. Und hast du nie von den Immunen gehört?«

Er nickte zögernd. »Wer hat nicht von ihnen gehört, Kathleen. Aber sie haben mehr zu tun, als sich um die Alten zu kümmern, die vor dem Stummhaus davonlaufen. Sie kennen Liebe und Zuneigung und handeln nach Emotionen, nicht nur nach den Gesetzen der Logik, so wie wir. Ich bedauere sie.«

»Aber sie können uns helfen, Kervin, vergiss das nicht.«

»Du willst noch heute aufbrechen?«, fragte er.

»Morgen ist es zu spät. Wenn wir nicht beim Stummhaus eintreffen, werden sie uns suchen. Dann müssen wir schon weit fort sein.«

»Ich habe keine Lebensmittel gehortet.«

»Meine reichen für mehrere Tage. Außerdem besitze ich ein wenig Geld, das uns weiterhelfen wird. Draußen gibt es einsame Siedlungen, und für Geld bekommst du alles.«

»Auch ich habe gespart.«

Kathleen Toaklander lächelte müde. »Na also, dann brechen wir auf, sobald die Sonne untergegangen ist. Jeder wird glauben, wir unternehmen einen Spaziergang. Vielleicht nimmt uns auch einer der vielen Transporter mit, die nach Norden fahren. Die Männer in ihnen stellen keine Fragen.«

»Woher weißt du das alles, Kathleen?«

»Weißt du, Kervin, ich rechne schon lange mit dem Stummhaus und habe mich erkundigt. Wenn du mich wochenlang nicht gesehen hast, war ich unterwegs. Ein Bruder von mir nahm die Tagesration in Empfang und aß sie auf. Immerhin fiel so meine Abwesenheit nicht auf, denn wir Alten werden nicht so kontrolliert wie die anderen, die noch arbeiten. Ich kenne die Steppe, einige Siedlungen und ebenso die Berge. Sobald wir die Höhlen finden, sind wir in Sicherheit.«

»Du bist eine kluge Frau«, erkannte er an.

»Vor allem bin ich eine logisch denkende Frau«, versicherte sie und deutete zur Tür. »Und nun verschwinde in deine Wohnung und

lass dir nichts anmerken. Nimm noch deine Tagesration in Empfang und die Rente, die heute eintrifft. Wir brechen zur angegebenen Zeit auf.«

Nur wenig später verließ Kervin den Wohnsilo und machte einen Spaziergang. Sein Ziel war das Stummhaus Nr. 23 und dessen nähere Umgebung. Er wollte sich alles ansehen.

Ein Schauer packte ihn beim Anblick der hohen grauen Mauern, die den fensterlosen Komplex umgaben. Nur ein breites, fest verschlossenes Tor führte in die Anlage hinein. Es gab keinen Wächter, wie er es fast erwartet hatte. Stumm und düster lag der Betonblock da, als berge er nicht die geringste Spur von Leben.

Vielleicht gab es wirklich kein Leben darin ...

Kervin kehrte zum Wohnsilo zurück. Sein Entschluss stand fest. Niemals würde er freiwillig in das Stummhaus gehen. Lieber wollte er in der Steppe verhungern oder verdursten. Aber das würde nicht geschehen, denn er ging mit Kathleen. Und auch im Norden und Osten gab es Menschen, die den Wert des Geldes kannten.

Später saß er wieder am Fenster und nahm noch einmal das Bild in sich auf, das er schon lange kannte. Da waren die grauen, nüchternen Wände der Hochhäuser, deren Fenster wie Wabeneingänge wirkten, die Straße mit den Leitschienen, auf denen nur ab und zu ein tropfenförmiger Wagen fuhr, die Fußgängerstreifen mit den fast leeren Laufbändern und weit im Hintergrund, gerade noch erkennbar, die Skyline der eigentlichen City. Und ihm fast gegenüber, unten neben der Straße, das einzige kleine Kramgeschäft, das noch existierte.

Blutrot ging die Sonne unter.

Kervin M. Caughens nahm sein Erspartes und stopfte die Scheine in die Hosentasche. Den Rest seiner heutigen Ration packte er ein, dann sah er sich um und überlegte, was er möglicherweise vergessen hatte. Viel durfte er nicht mitnehmen, hatte Kathleen angeordnet, denn er musste ihr helfen, die Vorräte zu tragen. Das Messer vielleicht, das er einmal unten im Laden erstanden hatte. Es war ein sehr praktisches Messer mit vielen kleinen Werkzeugen. Er schob es ebenfalls in die Tasche. Dann ging er zu Kathleen, die ihn schon erwartet hatte.

»Fein siehst du aus«, lobte sie. »So fällst du überhaupt nicht auf. Ich habe dir hier einige meiner Lebensmittel eingepackt, die du tragen kannst. Wir machen einen Ausflug zu Verwandten, die im Norden wohnen - das ist nicht verboten. Und niemand weiß, dass wir die Aufforde-

nung erhalten haben. Ein Glück, dass ich schon oft unterwegs gewesen bin.«

»Ganz wohl ist mir nicht dabei ...«

»Rede keinen Unsinn, Kervin! Wenn du schon jetzt den Mut verlierst, kommen wir bestimmt nicht weit. Außerdem musst du immer daran denken, dass wir eigentlich überhaupt kein Risiko eingehen. Was kann uns denn noch passieren? Ins Stummhaus kommen wir auf jeden Fall, ob wir freiwillig gehen oder ob man uns erwischt. Wir haben also nichts zu verlieren - aber alles zu gewinnen.«

Das sah Kervin ein. Sein Gefühl der Unsicherheit wich einer gewissen Gleichgültigkeit. Außerdem wusste er, dass er sich auf Kathleen verlassen konnte. Sie war ihm in vielen Dingen überlegen.

Erst als es völlig dunkel geworden war, verließen sie ihre Wohnungen, die sie sorgfältig verschlossen. Morgen würden keine Rationen mehr eintreffen, denn sie sollten dann bereits im Stummhaus sein. Vielleicht kamen morgen aber auch schon die neuen Besitzer beider Wohnungen. Dann würde man Verdacht schöpfen. Aber bis dahin, so versicherte Kathleen, waren sie schon weit fort...

Sie begegneten niemandem, als sie über den Gang gingen. Und wennschon, sie kannten keinen, der mit ihnen im Haus wohnte. Man würde sich nicht einmal grüßen.

Auf der Straße war kaum Verkehr. Die Wohnsilos lagen außerhalb der Stadt. Ein Laufband brachte sie noch weiter hinaus, und bald verschwanden die Hochhäuser und machten Siedlungen Platz. Nachdem sie die Endstation erreicht hatten, mussten sie zu Fuß weitergehen.

Kervin begann wieder nervös zu werden. »Wenn eine Streife auftaucht und uns anhält?«, fragte er.

»Was denn für eine Streife? Die Polizei kümmert sich nicht um uns Alte, weil sie dafür nicht zuständig ist. Und wie Verbrecher sehen wir nicht gerade aus. Mach dir keine Sorgen, Kervin.«

In der Tat fuhr ein Streifenwagen langsam an ihnen vorbei, ohne anzuhalten. Das gleichgültige Gesicht eines Uniformierten sah sie zwar an, wandte sich aber gleich wieder ab.

Als die Häuser aufhörten, gab es nur noch die breite Straße mit den Leitschienen, die nach Norden führte. Von den Seiten mündeten die Umgehungsstraßen, und die ersten schweren Fahrzeuge tauchten auf. Zwar wurden Transporte über größere Entfernungen fast nur noch auf dem Luftweg mit Lastgleitern durchgeführt, aber es hatte sich als rationeller erwiesen, Frachten über kürzere Strecken auf den Straßen zu transportieren. So gab es lange Wagenzüge, die von einem Leitfahrzeug

gezogen wurden, das auf der Schiene lief. Eigentlich wäre eine Besatzung überflüssig gewesen, aber in letzter Zeit häuften sich räuberische Überfälle, die einen Begleitschutz erforderlich machten.

»So ein Ding willst du anhalten?«, erkundigte sich Kervin skeptisch.

»Wir werden es jedenfalls versuchen - etwas später. Mich hat man schon mehr als einmal mitgenommen, ohne dass ich fragen musste. Die sind alle scharf auf Geld.«

»Und wenn sie uns alles abnehmen?«

Kathleen schüttelte den Kopf. »Das tun sie nicht, weil sie meist vom Staat angestellt sind. Jeder würde die Altersration aufs Spiel setzen - und wahrscheinlich käme der Betreffende dann früher ins Stummhaus, als ihm lieb wäre. Und im Übrigen werden wir marschieren, falls niemand hält.«

Sie blieben dicht am Straßenrand. Zwei alte Leute, die einen Ausflug in die nächste Siedlung unternahmen - das gab es.

Hinter ihnen spannte sich eine schimmernde Leuchtkuppel über den Horizont. Das war Melbourne, die Stadt, die sie nun für immer verlassen wollten. Sie wies ihnen den Weg, denn sie lag genau im Süden, und sie wollten erst nach Norden, um später nach Osten oder Westen abzubiegen. Das hing von den Umständen ab.

Kervin gewöhnte es sich ab, ständig nach hinten zu sehen, wenn sich ein Transporter näherte. Kathleen kümmerte sich überhaupt nicht um sie und tat, als gäbe es sie gar nicht. Sie redete, um ihn abzulenken, und berichtete von Dingen aus ihrer Vergangenheit, die ihn nicht interessierten.

Nach Mitternacht hörten sie, dass einer der Transporter sein Tempo herabsetzte, und als sie zur Seite blickten, hielt das Fahrzeug an. Automatisch glitt das Seitenfenster der Kabine herab. Ein Kopf kam heraus, das Gesicht war kaum zu erkennen.

»Ziemlich spät für einen Spaziergang, was ...?«

Kathleen blieb stehen. »Ist kein Spaziergang. Wir wollen zu Verwandten. Terence, wenn Sie das Kaff kennen.«

»Warum nehmen Sie nicht den öffentlichen Gleiter?«

Kathleen Toaklander hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken.

»Ich nehme Sie mit, wenn Sie etwas Geld haben.«

»Haben wir, und das Laufen sind wir schon leid. Fahren Sie überhaupt nach Terence?«

»Wir kommen da vorbei und setzen Sie ab. Wie viel zahlt ihr?«

Kathleen wurde mit dem Mann nach kurzem Feilschen handelseinig-

Sie und Kervin durften in die hintere Kabine klettern, in der sogar ein schmales Bett stand. Die beiden Transportbegleiter kassierten ihren Lohn und ließen den Transporter wieder anlaufen.

Eine Glasscheibe trennte die Kabinen.

»So, das hätten wir geschafft, und teuer war es auch nicht. Immerhin sind wir in wenigen Stunden mehr als zweihundert Kilometer von Melbourne entfernt.«

Kervin versuchte, Kathleens Optimismus zu verstehen. »Leg dich hin und schlaf ein wenig«, sagte er.

»Ich habe nichts gegen ein Nickerchen, Kervin. Aber es ist Platz genug. Du kannst dich ebenfalls hinlegen. Auf dumme Gedanken wirst du wohl kaum noch kommen.«

Caughens grinste schwach und war froh, die Augen schließen zu können. Er hatte an einem Tag mehr erlebt als in den vergangenen zwanzig Jahren. Das machte müde.

Das gleichmäßige Geräusch des fahrenden Trucks ließ ihn einschlafen.

Es kostete die Männer einige Überwindung, gleichgültig zu bleiben, als das Mädchen sie in einer dunklen Gasse Melbournes ansprach: »Sie wünschen sexuelle Befriedigung, meine Herren ...?«

Sie war hübsch, aber die staatliche Programmierung hatte ihr wohl diesen Job aufgezwungen. Trotzdem sagte der eine der beiden Männer unvorsichtig: »Wie wäre es zudem mit ein bisschen Liebe, Schwester?«

Das Mädchen starrte ihn an, als sei er verrückt. Doch dann entspannte sich ihr Gesicht in einem nachsichtigen Lächeln. »Gehörst zu den Altmodischen, was?«

»Wir haben keine Zeit«, wandte der zweite Mann ein und schob seinen Gefährten weiter. »Und Geld haben wir auch nicht.«

»Dann zieht weiter«, empfahl sie und verschwand in einem Hauseingang.

Ein Stück weiter sagte der Mann, der zuletzt gesprochen hatte: »Das war unvorsichtig, Vester. Wie kannst du nur dieses Wort erwähnen, das uns allen so heilig ist?«

»Es rutschte mir heraus, Harst. Soll nicht wieder vorkommen.«

»Das darf es auch nicht, oder sie schnappen uns schnell. Es ist ohnehin verdammt schwer, den Aphiliker zu mimen. Aber wir sind trainiert, vergiss das nicht. Und wir haben einen Auftrag.«

»Schon gut, Harst, ich vergesse es nicht. Trotzdem, das Mädchen war ziemlich nett. Schade um sie. Wir könnten sie bei uns brauchen.«

»Wir können nur Immune brauchen, Vester. Komm schon und vergiss die Kleine. Wir müssen ein Hotel finden.«

Sie befanden sich am Rand der City, und hier gab es genug mittelklassige Hotels. Ihre positronischen Ausweise waren in Ordnung. Dafür sorgte schon die Organisation Guter Nachbar, kurz OGN genannt. Ihr Sitz war auf Borneo, wo es auch im Jahr 3580 noch dichte Urwälder und unübersichtliche Gebiete gab.

Der Chef der Organisation war kein anderer als Roi Danton, Perry Rhodans Sohn. Sein Zellaktivator schützte ihn vor der Aphilie, aber es gab noch genug andere Menschen, die immun geblieben waren.

Vester Brackjon und Harst Den Vol hatten den Auftrag erhalten, Sinn und Zweck der Stummhäuser herauszufinden, in denen alle alten Menschen spurlos verschwanden. Die OGN hatte sich zum Ziel gesetzt, die Verbrechen der Aphiliker gegen die Gesetze der Menschlichkeit zu registrieren und möglichst zu verhindern.

Es war für Immune nicht einfach, sich unter der lieblos gewordenen Menschheit zu bewegen, ohne aufzufallen. Ihre Emotionen konnten sie jeden Augenblick verraten. Die aphilische Allgemeinheit duldete keine Nächstenliebe mehr, und Immune waren ihre Todfeinde.

»Da vorn ist ein Hotel.« Vester deutete auf eine Leuchtschrift. »Sieht nicht besonders vornehm aus.«

»Also genau das Richtige für uns, Vester. Aber halte dich an die Instruktionen und vergiss deine Lehren nicht, sonst sind wir bald erledigt. Überlass das Reden am besten mir.«

»Ich rede sowieso nicht gern«, knurrte Vester.

Harst grinste und betrat als Erster die kleine Empfangshalle mit dem Robotportier. Ohne zu zögern, legte er die Ausweise vor. Sie waren in Ordnung.

»Zimmer Nummer zwölf im zweiten Stock.« Der Roboter gab die Ausweise zurück. »Ich justiere das Schloss auf Ihren Retina-Scan.«

Mit erstaunlicher Routine untersuchte Harst Minuten später den Raum nach Abhöranlagen, wurde aber nicht fündig. Es schien ohnehin unwahrscheinlich, dass sich die Behörden um derartige Absteigen kümmerten.

»Hier sind wir sicher«, vermutete Vester. »Nun müssen wir nur herausfinden, wo das nächste Stummhaus liegt.«

»Fragen können wir kaum danach.« Harst machte es sich auf einem der beiden Betten bequem. »Aber sie sind fast alle im gleichen Stil erbaut und von hohen Mauern umgeben, doch das sind gewisse Fabrika-

tionsstätten auch. Na, überlassen wir es dem Zufall. Ich bin erst mal müde.«

»Dann mach die Augen zu«, riet Vester und gähnte. »Ich nehme zuerst ein Bad.«

»Mach, was du willst, du Reinlichkeitsfanatiker. Und schlaf nicht im Wasser ein.«

Vester grunzte und verschwand im Badezimmer.

Harst schlief bereits Minuten später so fest, als befände er sich nicht in einer der aphilischen Metropolen, sondern im sicheren Lager der Immunen auf Borneo.

Am nächsten Tag streiften sie durch die Stadt, wobei sie es vermieden, die eigentliche City zu betreten. Dort waren die Kontrollen häufiger und strenger.

Die Wohnsilos erregten vor allem Vesters Abscheu. »Schrecklich, wie die Menschen hausen. Da haben wir es im Urwald besser, selbst wenn wir ständig den Standort wechseln müssen. Sie sind zusammengepfercht wie die Tiere - und so leben sie auch.«

»Wir suchen ein Stummhaus«, erinnerte ihn Harst ruhig.

Nicht weit von ihnen entfernt überquerte ein älterer Mann die Straße. Er ging an einem Stock und bewegte sich äußerst unsicher. Niemand war da, der ihm geholfen hätte, obwohl es in seiner Nähe genügend Passanten gab. Bevor der Alte die erste Leitschiene erreichte, sah Harst ein Fahrzeug heranbrausen. Es hätte zwar bremsen, aber nicht ausweichen können - doch es bremste nicht.

Vester sah es nun ebenfalls. Ehe er eine Unvorsichtigkeit begehen konnte, hielt Harst ihn am Arm fest.

»Ganz ruhig bleiben, Vester, auch wenn es schwer fällt. Wir würden uns sofort verraten, wenn wir dem alten Mann helfen. Niemand kümmert sich um ihn, und in wenigen Sekunden wird er wahrscheinlich tot sein. Weitergehen, Vester, als würde nichts geschehen. Vergiss nicht: Wir kennen keine Nächstenliebe mehr. Die anderen sind uns gleichgültig. Wir denken und leben nur für uns.«

Vester Brackjon nahm sich zusammen, obwohl er am liebsten laut aufgeschrien hätte.

Das Fahrzeug riss den alten Mann nieder, schleuderte ihn zur Seite und verschwand um eine Kurve. Viele Passanten hatten den Unfall beobachtet, aber nicht einer kümmerte sich um den Alten, der reglos auf der Straße lag. Minuten später, als Vester und Harst die Unfallstelle er-

reicht hatten und scheinbar gefühllos weitergingen, raste ein Kastenwagen heran, zwei Männer sprangen heraus, schoben den alten Mann in die fensterlose Kabine - und fuhren davon.

»Wieder einer weniger«, murmelte Harst bitter. »Du bist ja fürchterlich blass geworden, Vester.«

»Es ist widerlich!«

»Eben deshalb gibt es die OGN. Eines Tages werden alle wieder Menschlichkeit empfinden wie früher. Diesem Ziel gilt unser Kampf.«

Bedrückt und von dem Vorfall erschüttert, bogen sie in die nächste Seitenstraße ein. Ihr eingetriggtes Orientierungsvermögen sorgte dafür, dass sie die Richtung nicht verloren. Jederzeit hätten sie zu ihrem Hotel zurückfinden können. Auch das gehörte zu ihrer Ausbildung.

Die Bauart der Häuser veränderte sich. Nicht, dass sie ansprecherischer geworden wären, aber es handelte sich um ältere Gebäude. Ein Hauch längst vergangener Romantik ging von ihnen aus.

»Dort drüben ist eine Mauer«, flüsterte Vester und deutete nach vorne. »Eine Mauer bedeutet...«

»... das muss nicht sein«, unterbrach ihn Harst ebenso leise, obwohl niemand in unmittelbarer Nähe zu sehen war. »In den Instruktionen heißt es, dass Stummhäuser von Mauern umgeben sind, das ist ein untrügliches Zeichen. Aber es gibt auch Gefängnisse, Fabriken und andere Gebäude, die durch Mauern gesichert sind. Die Menschen sind missbrauchter geworden. Sehen wir es uns trotzdem an.«

»Fällt es nicht auf, wenn wir untätig herumschlendern?«

»Vergiss nicht, dass auf unserem Ausweis ein Urlaub bescheinigt wird, den wir in Melbourne zu verbringen haben. Wir können also tun und lassen, was wir wollen, ohne Verdacht zu erregen. Nur dürfen wir nicht unvorsichtig werden. Los, weiter!«

Sie gingen an der hohen grauen Mauer vorbei, bogen um eine Ecke - und sahen das Tor. Die hohen Metallflügel wirkten wie für alle Zeit fest verschlossen. Beider geschulte Augen entdeckten einen winzigen Datensensor. Nur für den, der einen zugehörigen Chip bei sich trug, öffnete sich das Tor, für niemanden sonst.

Aber wer würde schon versuchen, freiwillig und ohne Aufforderung in ein Stummhaus zu gelangen, *wenn* es ein Stummhaus war.

Während Vester und Harst noch überlegten, wie sie das herausfinden sollten, näherten sich auf der anderen Straßenseite zwei alte Frauen. Sie kamen aus der Richtung der Wohnsilos und gingen sehr, sehr langsam. Vor dem Tor blieben sie stehen. Schweigend blickten sie auf die grauen Betonmauern und die stählerne Fläche des verschlossenen Eingangs.

Dann griff die eine in ihre Tasche und holte - soweit die Beobachter das erkennenkonnten - eine nur wenige Zentimeter große Karte hervor. Sie nickte ihrer Begleiterin zu, die ihrem Beispiel folgte.

Vester und Harst hatten sich in einen Hauseingang zurückgezogen. Um keinen Verdacht zu erregen, blätterte einer von ihnen in einem Notizbuch, als suche er nach einer Adresse. So konnten sie unauffällig beobachten.

In dem Tor öffnete sich eine normal große Tür. Ein Mann in dunkler Uniform erschien und winkte den Frauen zu. Sein Gesicht wirkte finster und mürrisch. Er trat zur Seite, als die Frauen passierten, dann folgte er ihnen, und das Tor schloss sich wieder.

Das war alles.

»Es *muss* ein Stummhaus sein«, flüsterte Vester bedrückt. »Dennoch wissen wir nicht mehr als vorher.«

Sie gingen weiter.

»Wir wissen zumindest, wo ein Stummhaus ist, Vester. Hast du die Zahl auf der Stahltür beachtet? Nummer 23, wenn ich richtig gelesen habe. Eines Tages wird sich uns die Gelegenheit bieten, es von innen zu sehen.«

»Wie willst du das anstellen?«

»Du hast ja gesehen, wie die Frauen hineinkamen. Einer von uns wird sich fünfzig Jahre älter machen, die Mittel dazu haben wir bald. Und dann nehmen wir einem alten Mann die Aufforderung ab.«

Vester nickte zögernd. »Das hört sich recht einfach an. Aber wie will derjenige von uns, der das Wagnis auf sich nimmt, wieder aus dem verdammten Stummhaus herauskommen? Das ist bisher keinem gelungen, wenn die Berichte stimmen.«

»Einer von uns bleibt draußen. Er wird über Funk informiert.«

»Damit hast du meine Frage nicht beantwortet.«

»Es gibt keine Antwort darauf. Lassen wir das Los entscheiden, wer hineingeht?«

Die Information war wichtig, nicht das Leben des Einzelnen. Sie änderten ihre Absicht, das Hotel zu wechseln, denn es lag nicht weit vom Stummhaus Nr. 23 entfernt. Auch war der Robotportier ein Typ älteren Datums und konnte unter Umständen getäuscht werden.

Abermals durchsuchten sie ihr Zimmer, konnten aber keine Veränderung feststellen. Harst sagte: »Wir haben Zeit und werden nichts überstürzen. Was wir für das Unternehmen benötigen, erhalten wir von unserem Gewährsmann in Melbourne. Ich werde ihn morgen aufsuchen und die Sachen holen. Du bleibst hier und beobachtest das

Stummhaus. Wir müssen auf jede Kleinigkeit achten, um uns später nicht zu verraten. Studiere die Alten, die hineingelassen werden, ihre Reaktionen vorher, na, du kennst das ja.«

»Wenn ich sie schon studiere, dann werde ich auch derjenige sein, der Maske macht und hineingeht«, erwiderte Vester entschlossen.

Harst warf ihm einen erstaunten Blick zu. »Warum denn das? Ich sagte doch, das Los entscheidet. Es ist so gut wie ein Todesurteil.«

»Trotzdem werde ich gehen.« Vester grinste schwach. »Schon aus Neugierde.«

Harst schüttelte den Kopf. »Du hast einen makabren Ehrgeiz, Vester. Wir reden später darüber. Jedenfalls stehen unsere Aufgaben für morgen fest. Achte auch darauf, ob die Alten freiwillig kommen oder ob man einige gewaltsam herbeischaffen muss. Das ist wichtig für die Gesamtanalyse des später zu beurteilenden Verbrechens.«

»Und wie schlagen wir heute den Nachmittag tot?«

Harst gähnte. »Was mich angeht, ich schlafe ein wenig. Du kannst dich draußen umsehen, wenn du Lust dazu hast.«

»Vielleicht entdecke ich ein gutes Restaurant.«

Vester schlenderte an den ersten Geschäften vorbei, die den Beginn der City verrieten. Ältere Leute bemerkte er kaum, aber viele Frauen, die ihre Einkäufe tätigten. Sie schienen mit den Rationen nicht auszukommen, die ihnen täglich ins Haus geliefert wurden. Oder sie hatten Extrawünsche.

Niemand beachtete ihn, und niemand kümmerte sich um den anderen. Jeder ging seinen eigenen Angelegenheiten nach, das war eine Selbstverständlichkeit. Und wenn sich zufällig zwei Bekannte trafen, berichtete jeder nur von sich selbst. Die Sorgen des anderen interessierten nicht.

Vester durchquerte einen Park und setzte sich auf eine Bank. Er sah hier mehr ältere Leute, die im Schein der roten Sonne saßen und die Wärme genossen, die ihnen von den Menschen nicht mehr entgegengebracht wurde. Dafür hatte diese Sonne ihnen aber auch alles genommen, was sie von ihrer Jugend her noch kannten: die Liebe. Sie selbst konnten ebenfalls nicht mehr lieben, besaßen aber noch ihre Erinnerungen.

Ein Mann in seinem Alter näherte sich, zögerte einen Augenblick und fragte schließlich, ob der Platz auf der Bank noch frei sei. Vester hatte eine solche Höflichkeit nicht erwartet und gab ein wenig verwirrt seine Zustimmung.

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht.«

»Überhaupt nicht.«

»Ausgezeichnet, dann will ich Ihnen sagen, dass ich viel verdiene und es mir gut geht. Ich habe schon das dritte Kind gezeugt und einen Vertrag mit meiner vierten Frau. Meine Firma gab mir einen leitenden Posten und ...«

»Mir geht es ebenfalls nicht schlecht«, unterbrach Vester, der dem Fremden am liebsten gesagt hätte, er solle sich zum Teufel scheren, auf der anderen Seite aber hoffte, vielleicht doch Wissenswertes zu erfahren. Also passte er sich den Gewohnheiten der Aphiliker an. »Leider habe ich keine Frau, aber ich brauche auch keine. Mein Gehalt gehört mir ganz allein.«

»Ich denke genauso, doch auf Dauer kommen die Freudenhäuser zu teuer, wesentlich teurer als eine eigene Frau. Besonders teuer wird es, wenn man sich die Mädchen ins Haus kommen lässt.«

»Das ist allerdings Luxus«, bestätigte Vester. Überraschend fügte er hinzu: »Haben Sie noch einen Vater?«

Der andere war einen Augenblick lang verwirrt, dann zuckte er die Schultern. »Ich weiß nicht - vielleicht lebt er noch. Oder sie haben ihn ins Stummhaus gebracht. Ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen und nie Kontakt mit ihm gehabt.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie ist schon lange tot - zum Glück. Sie war eine Last für mich, denn sie sprach ständig von den alten Zeiten. Ich bin froh, dass ich sie los bin.«

Vester erschrak über die Gefühlskälte des anderen. »Mein Vater ist im Stummhaus, da ist er gut aufgehoben«, log er. »Trotzdem möchte ich manchmal wissen, ob er noch lebt und was er dort tut. Man hört nichts darüber...«

»Eine ganze Menge hört man. Schließlich interessiert es mich, weil ich selbst eines Tages das Stummhaus betreten muss. Ich will vorher wissen, was dann geschieht.«

»Darum habe ich mich noch nie gekümmert, und es ist mir auch egal.«

Der Fremde lächelte kalt. »Sie haben noch Zeit, nicht wahr? Ich glaube, den Alten geht es im Stummhaus recht gut, vielleicht zu gut. Man lässt sie nur deshalb nicht mehr heraus, weil ihr Geschwätz die jüngeren Menschen beeinflussen könnte.«

»Das wäre ein plausibler Grund.«

»Es gibt auch andere Gerüchte, aber von denen werden Sie schon ge-

hört haben. Ich halte sie für baren Unsinn. Kein Mensch denkt daran, die Alten umzubringen. Lebendig bringen sie mehr Nutzen.«

»Welchen Nutzen?«, erkundigte sich Vester beiläufig. »Meiner Meinung nach sind sie unnütze Esser.« Er sagte es so kalt und gefühllos, dass er sich vor sich selbst schämte. Aber sein Gegenüber nickte zustimmend.

»Ganz meiner Meinung, nur wer kennt schon die Pläne der Regierung? Das Licht der Vernunft wird Gründe haben, einen Schleier der Ungewissheit über die Stummhäuser zu legen. Vielleicht gibt es sie nur, bis die alte Generation mit ihren Erinnerungen ausgestorben ist. Im Übrigen ist mir das alles ziemlich egal. Ich bin noch jung und habe Zeit; es geht mir gut, und ich bekleide einen einflussreichen Posten in meiner Firma. Was will ich mehr?«

Liebe!, hätte Vester am liebsten gesagt, aber er nickte nur und hielt den Mund.

Der Fremde blieb noch eine Weile wortlos sitzen, dann ging er wortlos.

Vester sah, dass er zwei alte Männer brutal zur Seite stieß, die auf dem Parkweg standen und miteinander plauderten. Der eine verlor den Halt und fiel hin. Der Fremde drehte sich nicht einmal um, und selbst der Gesprächspartner des Alten blieb tatenlos stehen und wartete, bis sich der Gestürzte aus eigener Kraft erhoben hatte. Dann setzten sie ihr Gespräch fort, als sei nichts geschehen.

Vester brach ebenfalls auf und verließ den Park. Er hatte Hunger und entdeckte in der Nähe des Hotels ein Restaurant, in dem er gut essen konnte. Beim Heimweg machte er einen Abstecher zum Stummhäuser Nr. 23, aber da rührte sich nichts. Endlich gelangte er ins Hotel und fand Harst im Badezimmer.

»Ausgeschlafen?«

»Wie man es nimmt.« Harst streifte sein Hemd über. »Du wirst es nicht glauben, aber ich hatte Besuch.«

Vester setzte sich aufs Bett. »Besuch? Von wem?«

»Von der hübschen Dame nebenan. Sie kam herein und bot sich mir ohne viele Worte an.«

»Und du?«

»Sie verspürte ein sexuelles Verlangen, ich war nicht abgeneigt. Sie ist die Frau eines Geschäftsmanns.«

»Eine verrückte Welt!«

»Das gab es früher ebenso, doch meist betrogen die Menschen aus Zuneigung und Liebe zu einem anderen. Aber lassen wir das. Jedenfalls konnte ich einiges in Erfahrung bringen.«

»Was hast du herausgefunden?«, fragte Vester ungeduldig.

»Ihre Eltern kamen vor einigen Tagen ins Stummhaus. Es hat sie zwar nicht berührt, aber mir war sofort, als hätte sie mit ihnen bis zuletzt noch Kontakt gehabt. Nun sind sie tot - für sie wenigstens.«

»Das ist alles?«

»Nein. Sie hat einen Bruder - er arbeitet in einem Stummhaus. Das hat sie nicht direkt gesagt, aber in einigen Bemerkungen schwang es mit. Da sie auch mit ihm Kontakt pflegt, hört sie manches.«

»Was?«

Harst hatte sich mittlerweile angezogen. »Die Stummhäuser sind den medizinischen Instituten unterstellt.«

Vester starrte seinen Kollegen verständnislos an. »Na und, warum auch nicht? Irgendwie muss für die Alten gesorgt werden. Ich finde daran nichts Verwerfliches. Im Gegenteil. Das zeigt wenigstens einen Rest von Menschlichkeit.«

»Oder auch nicht. Vergiss nicht, dass nie jemand aus einem Stummhaus zurückkam.«

Vester nickte zögernd, und Harst fragte übergangslos: »Hast du ein Restaurant gefunden?«

»Zwei Straßen weiter. Das Essen ist gut, durchaus zu empfehlen. Diesmal bleibe ich hier und schlafe.«

Harst ging zur Tür und drehte sich noch einmal um. »Willst du die Dame im Nebenzimmer besuchen?«

Vester wehrte ab, denn sie interessierte ihn nicht. Mit geschlossenen Augen lag er auf dem Bett und dachte nach.

Was geschah *wirklich* mit den alten Leuten im Stummhaus?

Am anderen Tag blieb Vester allein zurück, während Harst in die Stadt fuhr und den Gewährsmann der OGN aufsuchte.

Ein ausgeklügeltes System sorgte dafür, dass Verrat so gut wie unmöglich war, abgesehen davon, dass Roi Danton die Immunen selbst überprüfte. Aber auch für die Sicherheit der Gewährs- und Verbindungsleute war Sorge getragen worden. Alle besaßen ausgezeichnete Papiere und Ausweise, die sie als rechtschaffene Aphiliker identifizierten. Außerdem bekleideten sie meist einflussreiche Posten und saßen an wichtigen Stellen. Sie waren stets gut informiert und arbeiteten bei Ämtern oder in Geschäften mit hoher Kundenfrequenz.

Harst fuhr mit dem Lift in den siebzigsten Stock und ging den Korridor entlang, bis er die richtige Tür fand. Er trat ein, ohne anzuklopfen. Eine Sekretärin blickte ihm entgegen.

Donnerwetter, dachte Harst, *sie haben noch richtige Sekretärinnen.*

»Sie wünschen?«

»Den Chef«, erwiderte er unpersönlich. »Bartinger.«

Die Frau warf ihm einen gar nicht so unpersönlichen Blick zu. »Darf ich ihm etwas ausrichten?«

Harst zögerte. Bei Bartinger sollte er sich melden und das Kodewort nennen. An sich war es so harmlos, dass er es auch genauso gut seiner Sekretärin als Anmeldung ausrichten konnte. Das würde die Sache vereinfachen.

»Sagen Sie ihm, die Aktien von Werft siebzehn wären stark gefallen. Das genügt.«

Sie lächelte. »So, die Aktien sind also gefallen? Das wird Bartinger aber gar nicht interessieren, mich dafür umso mehr, mein Freund. Wo wohnen Sie?«

Harst wurde ärgerlich. »Nun machen Sie schon, ich habe es eilig. Melden Sie mich bei Bartinger.«

Die Sekretärin musterte ihn eindringlich, ehe sie sagte: »Das Wetter in Borneo ist gut.«

Er starrte sie an und stammelte: »Sie sind ... Sie ...?«

»Was dachten Sie denn? Woher sollte mir das Erkennungszeichen sonst bekannt sein? Geben Sie mir Ihre Anschrift! Ich werde noch heute Abend zu Ihnen kommen.«

Er hatte seine Überraschung überwunden. Schnell schrieb er die Anschrift des Hotels auf und reichte ihr den Zettel. »Bringen Sie Nummer drei mit«, sagte er und lächelte zurück. Seit langer Zeit begegnete er wieder einem Menschen mit Gefühl. Das tat gut.

Harst ließ sich Zeit für den Rückweg. Vester würde ohnehin beim Stummhaus herumlungern. Die grauen, hohen Mauern waren unüberwindbar.

Er besuchte noch das Restaurant, bevor er schließlich zurück ins Hotel ging. Vester war bereits da, konnte aber nichts Neues berichten.

»Heute Abend kommt der Gewährsmann«, erklärte Harst. »Es ist eine junge, sehr hübsche Dame. Sie bringt einen Koffer mit, in dem sich alle Utensilien für deine Verwandlung befinden. Nun müssen wir nur noch dafür sorgen, dass wir eine Einweisung ins Stummhaus Nr. 23 ergattern. Ich hoffe, unser Besuch kann uns dabei behilflich sein.«

»Das wird überflüssig sein«, sagte Vester eifrig. »Glaubst du, ich hätte den ganzen Tag verschlafen? Ich war in der Umgebung von Stummhaus 23 tätig und unterhielt mich mit einem alten Mann, der die Auffor-

derung erhalten hat, sich übermorgen zu melden. Ich weiß auch, wo er wohnt - wir brauchen ihm nur die Einweisung abzunehmen.«

Harst hatte sich gesetzt. »Ausgezeichnet«, lobte er seinen Mitarbeiter »Gut gemacht. Die Frage ist nur, ob er uns die Einweisung freiwillig gibt.«

»Das wird er natürlich nicht tun. Wir müssen sie ihm mit List und Tücke abnehmen. Es gibt genug Mittelchen. Er wird zwei Tage schlafen.«

Harst schloss die Augen und nickte. »Schön, das wäre möglich. Und nun möchte ich mich auf den Besuch unserer Freundin vorbereiten. Warst du doch nebenan?«

»Nein, und ich werde auch nicht gehen. Die junge Sekretärin interessiert mich viel mehr. Sie kann Liebe empfinden, denn sie ist ja eine von uns ...«

»Optimist«, knurrte Harst belustigt. »Vergiss die Regeln nicht: keine intimen Beziehungen zwischen Agenten!«

»Und wenn sie sich in mich verliebt?«

»Bestimmt nicht mehr, sobald du dich in einen alten Mann verwandelt hast.«

»Scheusal!«, zischte Vester und verschwand im Baderaum.

Der Robotportier ließ die Agentin passieren, als sie die Namen der beiden Mieter nannte.

Sie trat ins Zimmer und warf den Koffer auf eines der Betten. »Sie sind von der *Zentrale*?«, fragte sie und setzte sich. »Ich hatte lange keinen direkten Kontakt mehr.«

»Aber Sie wussten doch, dass jemand kommen und das Stichwort nennen würde?«

»Damit rechne ich immer. Welchen Auftrag haben Sie?«

»*Müssen* Sie das wissen?«

»Nein, aber es könnte sein, dass Sie Hilfe brauchen. Schließlich lebe ich schon drei Jahre in Melbourne, immer unter diesen Aphilikern.«

»Wir sollen herausfinden, was es mit den Stummhäusern auf sich hat.«

»Die Stummhäuser ...? Darüber weiß niemand etwas. Gerüchte sind genug im Umlauf, aber damit werden Sie kaum etwas anfangen können.«

»Die kennen wir«, seufzte Harst. »Aber wir wollen die Wahrheit, und wir werden sie herausfinden. Haben Sie den richtigen Koffer mitgebracht?«

»Nummer drei, wie Sie angaben. Jemand von Ihnen möchte sich in einen alten Mann verwandeln ... Ah, jetzt verstehe ich.« Sie starrte Vester und Harst an. »Sie sind verrückt geworden!«

»Auftrag ist Auftrag, meine Liebe. Sobald alles vorbei ist, melden wir uns noch einmal bei Ihnen.« Harst ging zur Tür. »Es ist vielleicht besser, wenn Sie jetzt gehen. Wir danken Ihnen und wünschen Ihnen weiterhin viel Glück.«

»Das werden Sie nötiger haben als ich«, erwiderte sie.

Vester, der kein Wort gesagt hatte, wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte. »Warum hast du sie weggeschickt?«, schimpfte er dann. »Sie war doch sehr reizend.«

»Eben deshalb.« Harst deutete auf den Koffer. »Fangen wir besser damit an. Ich hoffe nur, der Robot unten in der Empfangshalle hat kein fotografisches Gedächtnis und reagiert nur auf die positronischen Impulse der Ausweise.«

Vier Stunden später war Vester Brackjon ein alter Mann geworden.

10.

Jasmin Grender war der Verzweiflung nahe. Einsam und ohne Freunde lebte sie in einem der riesigen Häuserblocks nahe am Stadtrand und erwartete ihr Kind. Da sie eine Halbaphilikerin war, kannte sie sowohl Gefühle als auch Nächstenliebe. Natürlich verbarg sie diese Tatsache vor ihrer Umgebung, denn sie hätte ihr Verhängnis bedeutet. Einmal nur, vor fast neun Monaten, hätte sie sich beinahe verraten. Sie hatte damals einen jungen Mann kennen gelernt und sich sofort in ihn verliebt. Um keinen Verdacht zu erregen, hatte sie lediglich sexuelles Verlangen geheuchelt, womit sie seinen Absichten entgegengekommen war. Niemals würde sie jene Nacht vergessen, die ihr zwar keine Erfüllung schenkte, wohl aber den Keim des neuen Lebens.

Und genau das war so schrecklich. Denn sie würde ihr Kind nicht sehen dürfen und, sobald sie das verlangte, sich selbst entlarven.

Das Gesetz war ebenso logisch wie grausam, wenigstens für jemand, der noch Liebe empfinden konnte. Es gab die so genannten Wärmekapseln. Sie waren nichts anderes als Zuchtanstalten, in denen Neugeborene heranwuchsen, die später den staatlichen Kinderschulen übergeben wurden.

Jasmin wusste nicht mehr, was sie tun sollte. Ihr Leben lang hatte sie sich nach einem Kind geseht, aber wie sollte sie, ohne sich verdächtig zu machen, ihren gefühllosen Mitmenschen erklären, dass sie ihr Kind behalten wollte?

Sie saß in der Nähe des Fensters, die Hände über dem Bauch verschränkt. Sie spürte das neue Leben. Seit Wochen bewegte es sich deutlicher, und bald würde es so weit sein.

Sie hatte ihren Zustand nicht geheim halten können. Schon vor einem Monat war die Aufforderung eingetroffen, und spätestens morgen musste sie sich in der nächstgelegenen Wärmekapsel einfinden, damit man ihr das Kind abnahm. Es war ohnehin ungewöhnlich, dass jemand seine »Frucht« noch voll austrug, aber es war nicht verboten. Die meisten Mütter ließen sich ihr Kind vorzeitig abnehmen, um die Unbequemlichkeiten und Schmerzen einer natürlichen Geburt zu umgehen.

Nein! Jasmin würde der Aufforderung nicht Folge leisten. Sie wollte ihr Kind behalten, denn sie besaß sonst niemanden. Lieber würde sie sterben, als den Sohn für immer zu verlieren.

Aber wohin sollte sie? Sie kannte niemanden, und den Vater des Kindes hatte sie nach dem flüchtigen Abenteuer nie wiedergesehen. Nach Nordosten, zu den Siedlungen? Würde man sie aufnehmen, eine geflohene Mutter, die ihr Kind nicht dem Staat überließ? Jeder, der so etwas tat, machte sich im höchsten Maße strafbar.

Trotzdem wollte sie es versuchen. Gerüchte besagten, dass sich viele Flüchtlinge in den Weiten des Landes verbargen. Es gab auch Menschen wie sie, Jasmin, die noch nicht völlig aphilisch geworden waren. Sobald sie welche traf, war sie gerettet.

Jasmin Grender packte hastig alles Notwendige zusammen, denn sie durfte keinen Tag länger warten. Das Kind würde sie hoffentlich allein gebären können. Ihre Zeit als Arzthelferin lag zwar schon lange zurück, aber so etwas verlernte man nicht. Und wenn ihr noch jemand dabei half, umso besser.

Jasmin war nach wie vor eine schöne Frau. Es fiel ihr nicht schwer, wenigstens für kurze Zeit ihren Zustand zu verbergen. Sie wickelte sich eine dünne Decke um den Leib und zog ein Kleid darüber. Prüfend betrachtete sie sich im Spiegel und rückte hier und da einiges zurecht, bis sie zufrieden war. Dann schaute sie wieder aus dem Fenster.

Es war später Nachmittag. Mit Beginn der Dunkelheit wollte sie gehen. Das würde nicht auffallen, denn sie ging oft abends spazieren, und da sie kein Gepäck mitnahm, würde niemand Verdacht schöpfen - vorausgesetzt, es interessierte sich überhaupt jemand für sie und ihr Tun.

Sie nahm ihre reichlich bemessene Tagesration in Empfang, die jeder arbeitende Mensch erhielt, aß sich satt und packte den Rest ein. Etwas Geld hatte sie auch, damit würde sie die ersten Wochen überstehen.

Der Lift brachte sie nach unten, als es dunkel geworden war. Die Leute, denen sie begegnete, schenkten ihr keine Beachtung. Ihr ganzes Leben lang war es ihr schwer gefallen, die Nachbarn nicht zu grüßen oder sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, wie sie es noch von ihren Eltern her kannte, die schon lange in einem Stummhaus lebten. Das heißt, sie hoffte, dass sie noch lebten, aber sie wagte es nicht, sich zu erkundigen. Ein solches Interesse hätte verraten, dass sie keine vollständige Aphilikerin war.

Auf den Straßen herrschte noch dichter Verkehr, aber Jasmin musste das Viertel der Wohnsilos durchqueren, um an den Stadtrand zu gelangen. Das Gehen fiel ihr schwer, und die Schmerzen wurden allmählich unerträglich. Hatte sie sich verschätzt? Ihr war, als setzten die Wehen bereits ein.

Verzweifelt sah sie sich um, aber sie wusste, dass sie niemanden um Hilfe bitten durfte. Die Häuserwände waren wie endlose Mauern, die sich im Abendhimmel verloren. Sie strahlten eine Kälte aus, die Jasmin schauern ließ. Die Häuser waren genauso lieblos wie die Menschen, die in ihnen lebten.

Sie quälte sich weiter, immer nach Norden. Die Wohnsilos waren zu Ende, die Häuser wurden niedriger. Nur noch einige Blocks, dann erreichte sie die Ausfallstraße. Mit den Händen stützte sie sich an der grauen Mauer ab, an der sie entlangging. Erst als sie das stählerne Tor passierte, wurde ihr bewusst, wo sie sich befand.

Ein Stummhaus!

Vielleicht das Stummhaus, in das man ihre Eltern gebracht hatte ...?

Ihr blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie musste weiter, wenn sie nicht hier in der Stadt zusammenbrechen wollte. Draußen, wo weniger Menschen lebten, konnte sie sich ausschlafen. Dann würden auch die Wehen nachlassen. Sie wusste jetzt, dass es die Wehen waren. Die Geburt stand kurz bevor.

Als die Schmerzen immer unerträglicher wurden, hielt sie endlich inne. Auf der anderen Straßenseite standen zwei Männer und beobachteten sie neugierig. Der eine war jung, der andere schon alt.

Sie winkte ihnen mit letzter Kraft zu. »Helft mir!«, hauchte sie erschöpft und verzweifelt. Inzwischen war ihr alles egal, wenn nur die Schmerzen endlich aufhörten.

Ihr wurde schwarz vor Augen, dann brach sie bewusstlos zusammen. Sie spürte nicht mehr, dass sie Sekunden später aufgehoben und davongetragen wurde.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!« Vester und Harst betrachteten die sich vor Schmerzen krümmende junge Frau und fühlten sich wie hilflose Kinder. Vester, nun ein alter Mann, hatte sich den Einweisungsschein für das Stummhaus Nr. 23 besorgt und musste sich morgen dort melden. Aber nun war das mit der Schwangeren dazwischengekommen. Sie hatten die Frau auf der Straße zusammenbrechen sehen, und trotz der damit verbundenen Gefahr waren sie ihr zu Hilfe geeilt. Anstandslos hatte der Portier sie passieren lassen. Ein Robot kannte wahrscheinlich keinen Unterschied zwischen einer Schwangeren und einem Freudenmädchen.

»Menschenskind, was machen wir nun?« Vester schlug sich gegen die Stirn. »Die bekommt ein Kind!«

»Das gibt es«, sagte Harst trocken und untersuchte Jasmin. »Sie wird gleich zu sich kommen. Eigentlich müsste sie längst in einer der Wärmekapseln sein.«

»Vielleicht wollte sie nicht?«, vermutete Vester.

»Das ist anzunehmen. Aber wenn es so ist, ist sie keine absolute Aphilikerin. Wir müssen das herausfinden.«

Es war eine der Hauptaufgaben der OGN, Immune und Halbaphiliker zu finden und in Sicherheit zu bringen. Oft genug geschah das unter extremen Bedingungen und in Lebensgefahr. Die Immunen, die keinen Kontakt zur Organisation besaßen, lebten mitten unter den gefühlskalten Menschen und mussten sich tarnen, um nicht entdeckt zu werden. Das machte ihr Auffinden schwierig.

»Was wird sie denken, wenn sie mich sieht?«, fragte Vester besorgt.

Harst betrachtete ihn unwillig. »Ich glaube, darüber solltest du dir keine Sorgen machen. Die Frau wird anderes im Kopf haben, als mit uns zu flirten. Hast du schon mal bei einer Geburt geholfen?«

Vester strich sich durch die grauen Strähnen. »Ehrlich gesagt - nein. Wie geht das vor sich?«

»Wie in Urzeiten, wenigstens diesmal. Medikamente gibt es keine für einen solchen Fall, denn alle Kinder werden in diesen verfluchten Brutanstalten zur Welt gebracht. Aber wir haben heißes Wasser. Das braucht man dazu. Und in unserer Ausrüstung befindet sich ein schmerzstillendes Arzneimittel. Damit müssen wir auskommen.«

»Wir sollten sie in die nächste Krankenstation bringen, damit ihr nichts passiert...«

Harst fuhr ihn an: »Bist du verrückt geworden? Dann hätten sie uns, und zwar endgültig. Nein, wir müssen die Sache durchstehen, und wenn unser ganzer Plan dabei zum Teufel geht. Aber das geht er nicht. Du meldest dich eben einen Tag später.«

»Ausgeschlossen, Harst. Morgen soll sich der Alte im Stummhaus melden. Wenn er nicht aufkreuzt, wird man ihn in seiner Wohnung suchen und finden. Man wird das Medikament feststellen und Verdacht schöpfen. Ich kann mich dann nicht mehr in dieser Maske sehen lassen.«

»Dann machen wir es eben anders, Vester. Mensch, nimm dich zusammen! Sieh dir die junge Frau an - willst du sie opfern?«

Vester zuckte mit den Schultern. »Verdammt, nein! Aber ich will endlich wissen, was in den Stummhäusern mit den Alten geschieht. Schließlich sind wir deshalb hier, nicht um Geburtshelfer zu spielen.«

Die Schwangere wälzte sich stöhnend von einer Seite auf die andere, dann auf den Rücken. Als sie schreien wollte, hielt Harst ihr den Mund zu. »Bleiben Sie ruhig, bitte! Sie bringen sonst uns, sich selbst und Ihr Kind in Gefahr. Wir geben Ihnen ein schmerzstillendes Mittel, danach werden Sie schlafen können.«

Sie schlug die Augen auf und starrte die beiden so ungleichen Männer an. »Wo bin ich?«, fragte sie.

»In Sicherheit. In unserem Hotelzimmer. Wir sahen Sie ohnmächtig werden und brachten Sie hierher. Niemand hat uns gesehen. Wer sind Sie?«

»Warum helfen Sie mir?«

»Gegenfrage«, sagte Harst kühl, aber freundlich. »Warum sind Sie auf der Flucht, und warum wollen Sie Ihr Kind nicht nach Vorschrift in der Wärmekapsel zur Welt bringen?«

Die Frau starrte ihn hilflos und voller Furcht an, aber schon nach Sekunden entspannten sich ihre Züge. »Ich heiße Jasmin Grender. Mein Kind ... Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen ... ich wollte, dass es bei mir bleibt. Ich liebe das Baby, ich fühle ja längst, wie es sich bewegt. Ich werde es nicht hergeben.«

Erschöpft und am Ende ihrer Kräfte, sank sie in die Kissen zurück. Ihr Schicksal lag allein in den Händen der Fremden.

Vester sah Harst fragend an, bis dieser nickte. Er war damit einverstanden, dass sie die Maske fallen ließen.

Vorsichtig strich Vester über Jasmins Haar. »Sie können unbesorgt

sein«, sagte er. »Wir sind keine Aphiliker, sondern Immune. Deshalb helfen wir Ihnen, und wir werden auch weiterhin alles für Sie tun. Sie sind nur eine halbe Aphilikerin, denn Sie haben Liebe für Ihr Kind gezeigt. Sie werden es hier bei uns gebären, und dann bringen wir Sie beide in Sicherheit. Glauben Sie, dass wir - Sie, mein Freund und ich - es schaffen?«

»Sie meinen die Geburt? Oh ja, das schaffen wir; ich werde Ihnen sagen, was Sie tun müssen.« Sie krümmte sich und stöhnte qualvoll. Dann holte sie tief Luft. »Ich glaube, es ist bald so weit. Stopfen Sie mir etwas in den Mund, auf das ich beißen kann.«

Vester zögerte, aber Harst versetzte ihm einen Stoß. Sie zerrissen ein Unterhemd und stopften einen Teil davon Jasmin zwischen die Zähne. Vorher gaben sie ihr das schmerzstillende Mittel. Injektionen hatten sie nicht dabei.

Dann ging alles sehr schnell. Während Harst die erschöpfte Mutter wusch, halbwegs wieder anzog und ihr ein Schlafpulver gab, kümmerte sich Vester um das Baby, einen kräftigen Jungen. Er hielt den Kleinen an den Beinen hoch, gab ihm ein paar Klapse aufs Hinterteil und wickelte ihn schließlich. Dann legte er ihn der Mutter auf den Bauch.

»Mann, das habe ich auch noch nie erlebt«, sagte er, als er im Badezimmer unter der Dusche stand. »Aber alles scheint gut gegangen zu sein.«

»Sieht so aus, zumindest geht es dem Jungen gut.«

»Der Mutter nicht?«

»Sie schläft, Vester, trotzdem mache ich mir Sorgen. Sie hat viel Blut verloren und, ist völlig entkräftet. Bei mangelnder Pflege wird sie das nicht durchstehen.«

»Ihr Sohn wird ihr Mut und Kraft geben.«

»Hoffentlich.«

Vester kam aus dem Badezimmer zurück. »Einer von uns muss auf dem Boden schlafen«, stellte er wie beiläufig fest.

Harst musterte ihn forschend. »Ich würde dir raten, die Maske wieder abzulegen. Sie nützt uns jetzt nichts mehr. Wir verschieben den Plan um einige Tage. Auf keinen Fall können wir Jasmin allein lassen.«

Sie wachten abwechselnd, sodass niemand auf dem Boden schlafen musste. Jasmin hatte kaum Milch für ihr Baby, aber am Tag würden sie etwas kaufen, was der Säugling vertrug, selbst wenn es keine richtige Milch war.

Als der Morgen endlich graute, atmete Jasmin ruhiger und gleichmäßiger. Das Baby schlief. Alles schien gut zu werden.

Kervin und Kathleen wachten auf, als der Transporter anhielt. Der eine Fahrer ließ die Trennscheibe herunter. »Das Kaff hier ist Terence. Endstation. Sie können aussteigen.«

Kathleen rieb sich die Augen. Draußen dämmerte der neue Tag. Sie wühlte sich unter den Decken hervor, nachdem Kervin aufgestanden war.

Terence war nur ein kleines Dorf mit wenigen hundert Einwohnern. Die Leute hier lebten von allem und nichts, darunter auch Viehzucht und Landwirtschaft. Außerdem gab es eine Instandsetzungswerkstatt für Arbeitsroboter.

»Danke«, sagte Kathleen zu dem Fahrer und kletterte aus der Kabine. Anschließend half sie Kervin ins Freie. Der Transporter fuhr weiter.

»Das ist also Terence?« Kervin ließ seinen Blick über die kleinen, wohnlich aussehenden Häuser schweifen, die entlang der Hauptstraße standen. »Sieht ganz nett aus.«

»Der Eindruck täuscht«, erklärte Kathleen. »Die Menschen sind hier nicht anders als in Melbourne. Sie haben die Häuser nur übernommen und nichts an ihnen verändert - das ist alles. Aber ich kenne hier jemanden. Er verkauft richtiges Fleisch und sogar Gemüse. Bei ihm werden wir uns eindecken, bevor wir weiterwandern.«

»Du glaubst, niemand wird uns Fragen stellen?«

»Warum sollten sie?«

Da es noch sehr früh war, gingen sie ein Stück über die Felder. Der Sonnenaufgang war ein wunderbarer Anblick, der längst erloschene Gedanken in ihnen weckte. Die Erinnerungen stiegen jedoch nicht bis zur Oberfläche ihres Bewusstseins empor. Sie warteten nur deshalb, weil das Dorf noch schlief.

Als sie die ersten Menschen sahen, gingen sie zu dem Haus, das Kathleen kannte. Unterwegs begegneten ihnen Männer und Frauen, aber keine Kinder. Niemand kümmerte sich um sie, niemand grüßte sie. Allerdings stellte auch niemand neugierige Fragen.

Der Händler erkannte Kathleen wieder, aber wenn er sich freute, so nur des zu erwartenden Geschäftes wegen.

»Sie besuchen Ihre Verwandten in Yoxter? Wollen Sie Fleisch? Kartoffeln? Bei uns gibt es noch alles. Sogar Brot können Sie haben, wenn Sie Geld besitzen.«

»Bis jetzt habe ich immer bezahlt«, erinnerte Kathleen.

Er packte die Sachen ein und nahm die Geldscheine in Empfang. »Ich wundere mich, dass Sie beide noch nicht ins Stummhaus müssen«, sagte er, bevor sie das Haus verließen.

Kathleen blieb stehen und drehte sich langsam um. »Es gibt Ausnahmen, das sollten Sie wissen. Aber sicher wird es nicht mehr lange dauern. Deshalb unternehmen wir diesen Ausflug.«

Der Händler nickte. »Das würde ich wahrscheinlich auch tun, bevor ich mich umbringen lasse«, sagte er ohne jede Betonung.

Sie schlugen die Richtung nach Osten ein, und als sie das Dorf hinter sich gelassen hatten, fragte Kervin: »Ob der etwas gemerkt hat? Ich meine, er hat so komisch geredet.«

»Ach was, was soll er denn gemerkt haben, Kervin? Du musst nicht so ängstlich sein und jedem misstrauen. Er war neugierig, das ist alles. Geh schneller, wir müssen heute noch die Steppe erreichen.«

»Gibt es noch Steppe?«

»Genug, um sich darin wochenlang zu verstecken. Sie wird dir gefallen, Kervin, und mit unseren Vorräten kommen wir lange genug aus. Dann besorgen wir uns neue.«

Sie marschierten den ganzen Tag, obwohl es gegen Mittag sehr heiß wurde. Nach einer kurzen Pause trieb Kathleen ihren Begleiter von neuem an. Straßen gab es nicht, nur Trampelpfade, die nicht erkennen ließen, ob sie von Menschen oder Tieren stammten. Das Gras wuchs hoch, und manchmal spendeten niedrige Buschwälder ein wenig Schatten.

Fern am östlichen Horizont zog ein dunkler Streifen auf. »Sieht nach Regen aus«, vermutete Kervin unsicher.

Kathleen lachte. »Regen kann es gelegentlich geben, wenn die Wetterkontrolle das für richtig hält. Aber was du dort siehst, sind keine Wolken. Es ist das Gebirge.«

»Das Gebirge mit den Höhlen?«

»... von dem ich dir erzählte. Ich war als junge Frau einmal dort, und es hat mich sehr beeindruckt. Damals wurden Führungen durch einige erforschte Höhlen angeboten, aber ich weiß, dass es viel mehr unerforschte gibt, die noch nie ein Mensch betreten hat. Wer sollte sich auch dafür interessieren? Sie bringen keinen Nutzen.«

Kervin druckte eine Weile herum, dann sagte er: »Wir haben eigentlich noch nicht darüber gesprochen, Kathleen, weil wir beide so Angst vor dem Stummhaus hatten. Darum war uns auch alles egal. Ich bin mit dir gegangen, weil du erfahrener bist als ich - und weit mehr herumgekommen. Aber kannst du mir sagen, was wir in den Höhlen sollen? Glaubst du, dass sie besser sind als das Stummhaus?«

Kathleen verhielt ihre Schritte. »Kervin, du kannst jederzeit umkehren. Ich werde dich nicht halten. Und später kannst du mir dann erzäh-

len, ob das Stummhaus oder die Freiheit besser ist. Mir jedenfalls ist die Freiheit in der Wildnis lieber als das Gefängnis - oder gar der Tod.«

»Es war nur eine Frage, Kathleen. Ich muss mich erst an den Gedanken gewöhnen, für immer hier draußen leben zu müssen. Ohne die Rationen und ohne die Wohnung.«

»Beides hättest du im Stummhaus wahrscheinlich auch nicht gehabt.«

»Du meinst wirklich, dass sie uns umgebracht hätten?«

»Es gibt Leute, die das behaupten. So, und nun geh weiter, wenn du mitkommen willst. Ich möchte vor dem Dunkelwerden die letzte Siedlung vor den Bergen erreichen.«

Gehorsam trottete Kervin hinter der Frau her und versuchte Schritt zu halten. Kathleen hatte eine erstaunliche Ausdauer. Sie war nicht nur klüger als er, sondern auch stärker. In jeder Hinsicht.

Als die Sonne unterging, lag die Siedlung vor ihnen. Die Häuser standen dicht gedrängt an einem Fluss, der aus den nahen Bergen kam. Solche einsamen Siedlungen gab es nur noch vereinzelt auf der überbevölkerten Erde.

»Kennst du dort jemanden, Kathleen?«

»Ich habe einen Sohn, den ich zum ersten Mal sah, als er fast vierzig war. Er gab mir Quartier und Essen für einen Tag. Dann schickte er mich weiter. Er wird uns aufnehmen. Aber er darf nicht erfahren, dass wir auf der Flucht sind. Er ist der Polizeichef der Siedlung.«

»Bist du wahnsinnig, Kathleen? Er wird uns nach Melbourne zurückschicken. Sie haben Listen von jedem, der vor dem Stummhaus geflohen ist. Wir sind nicht die Einzigen.«

»Sie haben Listen *von jedem*, der verdächtig ist, ich weiß. Wir müssen es trotzdem versuchen. Der Polizeichef wird nicht auf den Gedanken kommen, ausgerechnet meinen Namen auf der Liste zu suchen.«

Kervin folgte ihr den Abhang hinab. Als sie die ersten Häuser erreichten, trafen sie zwar einige neugierige Blicke, aber niemand stellte eine Frage. Kathleen steuerte zielsicher auf ein flaches Gebäude mit zwei vergitterten Fenstern zu, klopfte gegen die hölzerne Tür und trat ein. Kervin folgte ihr in den halbdunklen Raum dahinter.

Ein Mann mit dunklem Bart sah ihnen entgegen, dann glitt so etwas wie Erkennen über seine Züge, aber keine Freude. »Du, Kathleen? Wieder auf der Wanderschaft?«

»Eine letzte Wanderschaft, Ben, bevor ich ins Stummhaus muss. Ich wollte mir die Gegend noch einmal ansehen.«

»Und wer ist dein Begleiter?«

»Ihm ergeht es ähnlich. Ich hoffe, wir können hier schlafen.«

Der Bärtige nickte. »Beide Zellen sind frei, etwas anderes kann ich dir nicht anbieten. Ich würde Ärger kriegen, wenn jemand erfährt, dass ich meine Mutter beherberge. Ich nehme euch für eine Nacht in Haft, das ist die beste Lösung.«

»Vielleicht hast du Recht, Ben. Morgen ziehen wir weiter, am Gebirge entlang nach Süden, bis wir wieder in Melbourne sind. Hast du auch was zu essen?«

»Die übliche Ration für Gefangene. Dort ist die Tür. Ich werde euch nicht einsperren.«

Als sie gingen, bemerkte Kervin Kathleens verstohlene Blicke hinüber zum Waffenschränk, der an der Wand neben dem Schreibtisch hing. Der Polizeichef besaß drei Gewehre uralter Bauart und einige Pistolen. Bei Letzteren handelte es sich allerdings um Energiewaffen.

Ein Wärter brachte das Essen und verschwand wortlos. Die beiden Alten schliefen in dieser Nacht getrennt, und am anderen Morgen kam Ben, um sie zu wecken. Es war noch sehr früh.

»Macht euch auf den Weg, bevor die anderen euch sehen und Fragen stellen. Ich weiß selbst nicht, warum ich euch helfe, aber nun verschwindet. Ich mag keine Schwierigkeiten. Lasst euch nicht wieder hierblicken.«

Als die Siedlung hinter ihnen lag und das Gebirge vor ihnen immer größer wurde, sagte Kathleen: »Hast du die Waffen gesehen? Ich glaube, wir werden ein Gewehr bald nötig haben, oder kannst du mit deinem Messer Kaninchen erlegen?«

»Meinst du, dein Sohn würde uns eins schenken?«

»Natürlich nicht. Wir müssen es stehlen. Aber das hat noch Zeit. Weiter jetzt, Kervin! Vielleicht finden wir noch heute die Höhle.«

Wieder marschierten sie den ganzen Tag, legten aber mehr Pausen ein als gestern. Auch Kathleens Kräfte ließen nach. Mit hundertdreißig Jahren war man kein junges Mädchen mehr.

Der Weg wurde beschwerlich. Oft ging es steil bergan, dann kam wieder ein Stück Steppe oder ein Tal. Menschen oder Siedlungen sahen sie nicht mehr. Dafür wurden die nahen Berge immer größer und höher.

Sie liefen durch ein enges Tal, in dem ein Bach floss. Das Gras wuchs dicht und saftig, und Losung verriet, dass es sogar Wild gab. Vielleicht war das Gebiet einmal ein Naturschutzpark gewesen, früher ...

Am Ausgang des Tals begann erneut eine anstrengende Kletterpartie. Total erschöpft erreichten die beiden ein von Baumgruppen und Felswänden fast eingeschlossenes Plateau. Mitten hindurch plätscherte der kleine Bach.

Kathleen ließ sich stöhnend auf einen Stein sinken. »Das war anstrengend. Oft möchte ich den Weg nicht mehr machen.«

Kervin setzte sich einfach in das hohe Gras. »Ich auch nicht, Kathleen«, pflichtete er schwer atmend bei. »Sind wir am Ziel?«

»Gefällt es dir nicht? Wir haben ein kleines Paradies, ganz für uns allein. Dort drüben, hinter dem Wald, müsste eine Höhle sein, wenigstens wurde mir der Ort so beschrieben.«

»Von wem?«

Sie seufzte. »Manchmal gehst du mir mit deiner Fragerei wirklich auf die Nerven. Sei froh, dass wir hier sind. Ein besseres Versteck kann es nicht geben, und niemand wird uns finden. Wasser haben wir auch genug.«

Nach einer Verschnaufpause machte sich Kathleen auf den Weg zur Höhle. Furchtlos durchquerte sie den kleinen und lichten Wald, dann stand sie vor einer steil nach oben strebenden Felswand. Nur wenige Meter über dem Plateau gähnte düster der Höhleneingang.

Er war nicht besonders groß, aber mit einer kleinen Terrasse davor, von der aus sich eine gute Aussicht bot. Kathleens Augen suchten die angekündigten Stufen - und fanden sie. Insgesamt waren es nur fünf, aber sie genügten, die Höhle zu erreichen.

Erleichtert kehrte sie zum schon ungeduldig wartenden Kervin zurück.

»Auf! Bewege deine müden Knochen, wir haben ein Zuhause.«

»Du hast sie gefunden?«

»Natürlich, was sonst? Komm endlich!«

Es war nicht schwer, die Einkerbungen, die mit einem primitiven Instrument aus dem Fels gehauen worden waren, als Stufen zu benutzen. Dann standen sie auf dem kleinen Felsvorsprung und sahen vor sich das Halbdunkel der Höhle. Erst nach einer Weile, als sich ihre Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, konnten sie Einzelheiten erkennen.

Die Höhle bestand aus zwei durch eine meterhohe Steinwand getrennten Kammern. Im Hintergrund gab es eine Feuerstelle, darüber einen Felsspalt, durch den der Rauch abziehen konnte.

Vertrocknetes Gras bedeckte den Boden, und neben der Feuerstelle war ein Lager aus Holzspänen zu erkennen. Und darauf...

»Was ist das?«, stieß Kervin entsetzt hervor, als er das menschliche Gerippe auf dem Lager entdeckte.

»Dumme Frage, ein Skelett. Das muss mein Mann sein.« Kathleen Toaklander sagte das ohne Emotion, etwa so, als rede sie lediglich vom Wetter. Kervin wich jäh ein Stück zurück und wäre fast von der Terrasse gefallen.

»Dein Mann?«, ächzte er.

»Natürlich, der Vater von Ben. Von ihm weiß ich, dass es hier die Höhle gibt. Er hatte rechtzeitig vorgesorgt und war geflohen, ehe man ihn ins Stummhaus stecken konnte. Schließlich war er zwanzig Jahre älter als ich. Immerhin hat er mir sein Geheimnis verraten.«

Die ersten Tage wurden überaus anstrengend. Die beiden Alten arbeiteten von morgens bis abends, um sich ihr neues Heim herzurichten. Kathleens Mann begruben sie im Wald.

Kervin schnitt mit dem Messer Gras und dünne Zweige ab, um seinen Teil der Höhle häuslich einzurichten. Dann sammelte er Brennholz, von dem es mehr als genug gab. Er war froh, einen Zünder mitgenommen zu haben, sie würden also immer Feuer haben.

Als sie abends vor dem Feuer saßen, sagte Kathleen: »Morgen wirst du in die Siedlung gehen und Ben ein Gewehr stehlen. Du weißt, dass die Tür unverschlossen ist, also dürfte es nicht schwer sein. Lass dich nur nicht erwischen.«

Kervin blieb der Bissen im Hals stecken. »Ich soll allein ...? Kathleen, das kannst du nicht von mir verlangen. Außerdem brauchen wir kein Gewehr.«

»Heute noch nicht, aber bald. Du hast dich erholt und schaffst den Weg in einem Tag. Übermorgen kannst du wieder zurück sein. Nimm das Gewehr mit dem Schalldämpfer, es ist das in der Mitte.«

Sie diskutierten noch eine halbe Stunde, dann sah Kervin ein, dass er Kathleen nicht umstimmen konnte. Er rollte sich auf seinem Lager zusammen und versuchte zu schlafen.

In dieser Nacht hatte er schreckliche Träume, und als er am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich wie gerädert. Aber das half ihm nichts. Kathleen schickte ihn erbarmungslos auf den gefährlichen Weg.

Gegen Abend erreichte er die Siedlung und versteckte sich, bis es dunkel geworden war. Erst als alle im Dorf zu schlafen schienen, schlich er zum Gefängnis. Die Fenster waren dunkel, die Tür allerdings verschlossen.

Das war eine herbe Enttäuschung, denn er hatte Kathleen sein Messer gelassen. Wie sollte er das Schloss aufbrechen?

Das Fenster! Natürlich, das war einfacher, wenn er auch noch nie in seinem Leben ein Fenster mutwillig eingeschlagen hatte. Er nahm einen Stein von der Straße und näherte sich abermals dem Gefängnis. Vorsichtig drückte er den Stein gegen die Scheibe, die noch aus Glas bestand. In Melbourne gab es unzerbrechlichen Kunststoff.

Als er fester drückte, klirrte die Scheibe in den Raum dahinter, und Kervin fürchtete, dass jeder in der Siedlung von dem Krach aufwachen musste. Er lauschte, aber nichts rührte sich. Schließlich nahm er allen Mut zusammen und kletterte durch die entstandene Öffnung in das Büro des Polizeichefs. Mit ausgestreckten Händen tastete er sich vor, bis seine Finger eins der Gewehre berührten.

Er nahm das mittlere und begann mit dem Rückzug, der ein jähes Ende fand, als das Licht aufflammte und Ben mit der Waffe in der Hand durch die Tür trat.

»Der alte Mann«, sagte er verwundert. »Was machst du hier? Ah, ein Gewehr wolltest du stehlen? Wen willst du umbringen?«

Kervin war so verdattert, dass er seine Beute auf den Tisch legte. »Ich will niemanden töten, wirklich nicht. Ich brauche nur das Gewehr. Ich habe kein Geld, mir eins zu kaufen.«

Ben hatte das Klirren der Fensterscheibe gehört und war sofort wach gewesen. Er hatte im ersten Stock geschlafen. Die Störung ärgerte ihn.

»Der nächste Transport nach Melbourne kommt in drei Tagen hier durch. Der nimmt dich mit. Du bist ohnehin reif fürs Stummhaus. Wo ist die alte Frau geblieben, die bei dir war?«

»Sie meinen, Ihre Mutter?«

»Ja, die Alte. Sie steckt mit dir unter einer Decke.«

Kervin nahm seinen ganzen Mut zusammen. »Sie werden nie erfahren, wo sie ist. Aus mir bekommen Sie kein Wort mehr heraus.«

»Möglich, aber die in Melbourne werden es können, die haben andere Methoden als ich. Los, geh schon vor! In die rechte Zelle. Nur werde ich heute abschließen.«

Als Kervin ruhelos auf der Pritsche lag, wusste er, dass alles umsonst gewesen war.

»Es geht ihr schlechter, was sollen wir tun?« Vester hatte Jasmins Puls gefühlt und legte ihre Hand aufs Bettlaken zurück. Die Frau hatte hohes Fieber, aber sie besaßen nicht die richtigen Medikamente dagegen.

»Bleibe bei ihr, ich nehme Verbindung mit unserer Kollegin auf. Vielleicht weiß sie einen Rat.«

»Beeil dich! Sie hält nicht mehr lange durch. Und denke an das Baby! Es wird bald Hunger haben und brüllen wie am Spieß.«

Harst nickte und ging. Vester betrachtete das zusehends blasser werdende Gesicht Jasmins. So viel verstand er von Medizin, um zu ahnen, dass jede Hilfe zu spät kam. Die junge Frau würde ihre Mutterliebe mit

dem Leben bezahlen. Die Anstrengungen waren zu groß für sie gewesen. Dazu die ständige Angst vor Entdeckung.

Wenn wenigstens der Säugling durchkam. Der Junge schlief. Er hatte sich satt getrunken und war zufrieden. Aber wenn Jasmin starb ... Vester versuchte, sich die Reaktion der OGN vorzustellen, wenn er und Harst statt mit den gewünschten Informationen mit einem Baby im Arm zurückkamen. Wenigstens war das Kind immun - das war fast immer so, sobald ein Elternteil immun oder nur halb aphilisch war. Solche Kinder mussten gerettet werden.

Zwei Stunden später erschien Harst, ein kleines Päckchen unter dem Arm. »Nahrung für den Jungen«, sagte er, »nur mit Wasser anzurühren. Und Medikamente für Jasmin. Wie geht es ihr?«

»Schlecht. Ich fürchte, dass sie nicht durchkommt.«

»Sie muss es schaffen. Unsere Agentin hat bessere Medikamente besorgt. Sie hat auch die Zentrale von unseren Schwierigkeiten informiert. Wir sollen Mutter und Kind in Sicherheit bringen, aber zugleich alles über die Stummhäuser herausfinden. Ich fürchte, das schaffen wir nicht alles.«

Sie brauchten Jasmin nicht zu wecken, denn sie erwachte von selbst. Harst gab ihr sofort eine belebende Injektion und ein Stärkungsmittel. Dann lag sie ruhig in den Kissen, ihren Sohn in den Armen.

»Ich werde sterben, das fühle ich«, flüsterte die junge Frau. »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Sie haben versucht, mir zu helfen, und brachten sich selbst damit in Gefahr. Wenn ich sterbe, was wird dann aus meinem Kind?«

»Wir werden für den Jungen sorgen, Jasmin. Mein Freund Vester und ich bringen ihn zu unseren Leuten. Dort wächst er unter Menschen auf, die man noch Menschen nennen darf. Aber Sie werden ebenfalls leben, Jasmin. Sie werden sehen, die Medikamente wirken bald.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Sie meinen es gut und wollen mich trösten, aber ich weiß, dass ich nur noch Stunden zu leben habe. Werden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Jeden, Jasmin.«

Sie lächelte voller Erleichterung. »Taufen Sie meinen Sohn, jetzt und hier. Nennen Sie ihn zur Erinnerung und Mahnung Perry. Ja, Sie haben richtig gehört. Ich möchte, dass mein Sohn den Namen des Mannes trägt, der seit vierzig Jahren verschollen ist und der, so hoffe ich, eines Tages zurückkommen wird, um die Aphiliker für ihre Untaten und ihre Unmenschlichkeit zu bestrafen. Nennen Sie meinen Sohn Perry Grender.«

Vester sah Harst unsicher an, ehe er versprach: »Gut, Jasmin, wir

werden Ihren Sohn auf den Namen Perry taufen, und bei uns soll er auch so heißen, bis er eines Tages alt genug sein wird, sich seines Namens würdig zu erweisen.«

»Danke«, hauchte sie und schloss erschöpft die Augen. Sekunden später schlief sie wieder.

Harst und Vester hatten Perry Rhodan nie persönlich kennen gelernt. Für sie war er schon so etwas wie eine Legende mit historischem Hintergrund, aber wie alle Immunen hofften sie auf eine Rückkehr des einstigen Großadministrators. Wenn er kam, würde er ein Mittel gegen die Aphilie mitbringen, und wenn er der Erde wieder eine neue Sonne geben musste.

Harst fütterte den Säugling. Jasmin wurde nicht einmal wach, als er den Jungen aus ihren Armen nahm. Sie schlief tief und fest, aber ihr Gesicht war noch blasser geworden. Das Fieber stieg.

»Sie stirbt«, sagte Vester, während Harst das Kind wickelte und ins Bett zurücklegte. »Ich sehe doch, dass sie stirbt.«

»Wir haben alles getan, was unter den Umständen möglich war. Mehr konnten wir nicht tun, ohne die Organisation zu gefährden. Falls Jasmin stirbt, müssen wir umgehend das Hotel verlassen. Sie bleibt zurück.«

»Du sprichst, als wäre sie schon tot.«

Harst nickte. »Du hast selbst gesagt, dass sie stirbt.«

Jasmin Grender erwachte noch einmal und drückte ihren Sohn an sich. »Es dauert nicht mehr lange«, hauchte sie, als wolle sie den Männern sagen, dass sie ihnen bald nicht mehr zur Last fiel. »Ich vertraue Ihnen meinen Sohn an, Ihnen und den anderen Immunen. Wie schade, dass ich sie niemals kennen lerne.«

»Ruhig bleiben, Jasmin«, sagte Vester fast zärtlich und legte ihr seine Hand auf die fiebernde Stirn. »Wir werden für den kleinen Perry sorgen. Wenn er erwachsen ist, wird die Welt wieder anders aussehen, und er wird uns dabei helfen, sie zu verändern. Wir werden ihm erzählen, wer seine Mutter war und wie tapfer sie gewesen ist. Aber nun versuchen Sie zu schlafen.«

Jasmin Grender lächelte ihm zu. »Danke, Vester. Auch Ihnen, Harst. Sie waren gut zu mir. Und nun will ich schlafen, auch wenn ich weiß, dass ich nie mehr aufwachen werde. Lebt wohl, meine Freunde ... und lebe wohl, Perry ...«

Sie drückte das Kind noch einmal an sich, dann schloss sie die Augen.

Sie schloss sie für immer.

Nur mit Mühe unterdrückte Vester seine Trauer und den Zorn, als die Frau gestorben war.

»Ich werde es ihnen heimzahlen, diesen Aphilikern! Bringe das Kind in Sicherheit, Harst, und warte nicht auf mich. Noch heute Nacht werde ich ins Stummhaus eindringen.«

Harst legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du darfst die Beherrschung nicht verlieren, Vester. Zu viel steht auf dem Spiel, vergiss das nicht! Wir haben eine Aufgabe und benötigen Informationen, keine toten Aphiliker. Außerdem konnten wir feststellen, dass nachts keine alten Leute aufgenommen werden. Du musst also bis morgen früh warten.«

»Aber dann brauche ich eine neue Einweisung; die erste ist wertlos geworden.«

»Du wirst dir schon eine beschaffen.«

In dem einen Bett lag die tote Jasmin Grender, im anderen das Baby.

»Wir werden auf dem Boden schlafen, oder ziehst du die Badewanne vor, Harst?«

»Ich lege mich zu dem Kind. Der Junge braucht die Wärme eines Menschen.«

»Dann mache ich noch einen Spaziergang. Vielleicht finde ich etwas Neues heraus.«

»Sei vorsichtig«, warnte Harst und zog sich aus. »Und komm nicht zu spät wieder. Du musst noch die Maske anlegen.«

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Vester und ging.

Wahllos streifte er durch die fast leeren Vorstadtstraßen und musste plötzlich erkennen, dass er unwillkürlich vor den Mauern des Stummhauses Nr. 23 angelangt war. Er sah, wie sich das Türchen in dem großen Tor öffnete und zwei uniformierte Männer heraustraten.

Die beiden kamen näher und unterhielten sich. Vester wich ein Stück zurück, bis er einen Hauseingang fand, in dem er sich verbergen konnte. Die Männer, vermutlich Angestellte des Stummhauses, mussten an ihm vorbeikommen, sofern sie nicht die Richtung änderten.

Sie sprachen so laut, dass er ihrer Unterhaltung folgen konnte.

»... wieder so einer, der sich drücken wollte. Aber sie haben ihn geschnappt. In zwei Tagen bringen sie ihn und die Alte sicher auch, die er mitgenommen hat.«

»Wie heißt der Kerl?«

»Caughens oder so ähnlich. Er erhielt die Einweisung und floh in die Berge. Heute haben sie ihn in Terence ins Gefängnis gesteckt, weil kein direkter Transport von dem Kaff aus ging, in dem sie ihn fingen.«

»Warte doch mal«, sagte der eine und blieb stehen, nur wenige Meter von Vesters Versteck entfernt. »Wie, sagtest du, hieß der Alte?«

»Kervin Caughens, glaube ich. Warum?«

»Den kenne ich, wohnt ganz in meiner Nähe. Habe schon immer darauf gewartet, dass er endlich bei uns eintrifft. Na, dem werde ich die Hölle heiß machen, darauf kannst du dich verlassen ...«

Sie waren weitergegangen. Ihre Stimmen verklangen in der Dunkelheit. Vester stand wie erstarrt im Hauseingang. Terence, das war eine Siedlung, kaum zweihundert Kilometer von Melbourne entfernt, mitten in der Steppe. Er hatte zwei Tage Zeit, die Identität mit dem Alten zu tauschen. Dabei kam es weniger auf das Aussehen als auf den Einweisungsbefehl an. Sobald er den hatte, würde niemand Fragen stellen. Er wusste nur noch nicht, wie er an die für ihn so wichtige Chipkarte herankommen sollte.

Vester eilte ins Hotel zurück.

»Ich muss fort, Harst, und zwar schnellstens. Kann mir unsere Kollegin einen Gleiter besorgen, der mich nach Terence bringt?«

»Nach Terence? Im Norden?«

»Ich kenne kein anderes Terence.« Hastig erklärte er Harst, um was es ging. »Ich werde diese Chance nutzen. Tut mir Leid, aber unsere Wege trennen sich. Bring du das Kind in Sicherheit, ich decke das Geheimnis der Stummhäuser auf.«

»Das überlebst du nicht, Vester. Überlege es dir!«

»Schon geschehen, mein Freund. Her mit dem Verwandlungszeug, ich verschwinde ...«

»Du legst dich erst einmal schlafen, Vester! Morgen früh gehe ich zu unserer Kollegin und organisiere den Gleiter. Du wirst kaum Erfolg haben, wenn du müde bist.«

Das sah Vester ein, den ein fast heiliger Eifer gepackt hatte. Er nahm Bettzeug und bereitete sich ein Lager auf dem Fußboden.

Minuten später war er eingeschlafen.

11.

Kervin verriet Kathleens Versteck nicht, obwohl ihm versprochen wurde, seine Einweisung ins Stummhaus um ein oder zwei Jahre hinauszuschieben. Ben ließ ihn nach Terence bringen, wo er übermorgen abgeholt werden sollte.

In der engen Zelle begriff Kervin auf einmal, was Kathleen gemeint hatte, als sie von »Paradies und Freiheit in der Wildnis« gesprochen hatte. Die rauchige Höhle erschien ihm plötzlich wie eine Luxusvilla; und er hätte Jahre seines Lebens dafür gegeben, wieder dort sein zu dürfen – wenn seine Jahre noch zählten.

In dieser Nacht schlief er kaum, denn alle Stunden kam jemand, weckte ihn auf und fragte ihn nach Kathleen Toaklanders Versteck. Er schüttelte nur den Kopf und schwieg. Um keinen Preis würde er Kathleen verraten, lieber starb er gleich. In erster Linie ging es ihm darum, das Versteck geheim zu halten, das nach seinen Enthüllungen keines mehr sein würde. In ihm war noch die irre Hoffnung, seinen Häschern und damit dem Stummhaus entfliehen zu können.

Der nächste Tag brachte keine Abwechslung, und gegen Abend hörten die Fragen dann auf. Endlich hatte er seine Ruhe und konnte schlafen. Morgen kam der Transporter.

Doch auch diesmal täuschte er sich.

Mitten in der Nacht wurde er vorsichtig geweckt. Eine Hand legte sich auf seinen Mund und hinderte ihn am Schreien. Eine heisere Stimme flüsterte: »Kein Wort, Kervin Caughens. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Haben Sie noch Ihre Einweisung ins Stummhaus Nr. 23?«

Der alte Mann glaubte an einen neuen Trick seiner Bewacher und rührte sich nicht. Er gab auch keine Antwort, sondern schwieg einfach.

Vester versuchte es noch einmal: »Ich versichere Ihnen, dass ich Ihnen nur helfen will. Ich gehöre zu einer Organisation, die das Geheimnis der Stummhäuser aufdecken wird. Sie geben mir die Einweisung, dafür übernehme ich Ihren Platz. Sie aber sind frei und können in Ihr Versteck zurückgehen. Haben Sie das verstanden?«

Langsam nickte Kervin, obwohl er überhaupt nichts begriffen hatte. Klar, sie wollten ihn zum Schein freilassen, um so das Versteck zu finden. Oder stimmte das mit der Organisation? Er fragte: »Wie sind Sie hereingekommen?«

»Meine Sache, Kervin. Also, was ist?«

»Wenn es stimmt, was Sie behaupten, wird man schon morgen den Betrug merken. Sie sind alles andere als mein Zwillingsbruder.«

»Ich werde bald so aussehen. In dem kleinen Koffer habe ich alles, was für eine perfekte Verwandlung benötigt wird.«

Kervin trug die Einweisung noch bei sich. Er gab sie Vester, der sofort mit der Maske begann. Keine Stunde später sah der Agent der OGN Kervin M. Caughens zum Verwechseln ähnlich. Außerdem würde niemand so genau darauf achten, denn wer kam schon auf die irrsinnige Idee, freiwillig mit jemandem zu tauschen, der ins Stummhaus gehen musste?

»Alles schläft, Kervin. Die Zellentür steht offen, und die Wachen rühren sich vorerst nicht, dafür habe ich gesorgt. Verschwinden Sie - und grüßen Sie die alte Frau, die auf Sie wartet.«

»Warum tun Sie das alles?«

»Das sagte ich Ihnen schon.«

»Und wenn ich Sie verrate? Vielleicht muss ich dann nicht ins Stummhaus ...«

»Den Gedanken würde ich an Ihrer Stelle vergessen, Kervin. Wenn Sie tun, was ich Ihnen sage, haben Sie mehr Vorteile. Gehen Sie, ehe die Wachen wieder munter werden. Viel Glück.«

Vester war klar, dass er ein enormes Risiko einging, denn ein richtiger Aphiliker empfand keine Dankbarkeit. Aber dem Alten ging es in erster Linie um sich selbst.

Kervin erreichte den Ausgang, verschloss ihn leise und ging davon. Vester sah ihm nach, bis er in der dunklen Straße verschwand, dann kehrte er in die Zelle zurück und verriegelte sie sorgfältig. Den kleinen Koffer überschüttete er mit einer Lösung, die seine Moleküle auflöste, sodass keine Spur mehr von ihm übrig blieb.

Dann erst legte er sich auf die Pritsche und versuchte zu schlafen. Einmal weckte ihn ein Geräusch. Jemand öffnete die Tür und schaute zu ihm in die Zelle. Geräuschvoll wurde die Tür wieder geschlossen.

Am anderen Morgen erhielt er ein karges Frühstück, dann holte man ihn. Der Transporter wartete. Ein finsterer Kerl, wahrscheinlich der Polizeichef von Terence, deutete auf den Wagen mit den vergitterten Fenstern.

»Du kannst es dir noch überlegen, Kervin Caughens. Wo steckt Kathleen Toaklander? Du musst nicht in den Transporter, wenn du es mir sagst.«

Wahrheitsgemäß erwiderte Vester-Caughens: »Ich weiß nicht, wo

Kathleen jetzt ist. Ich bin nicht zu ihr zurückgekehrt, also weiß sie, dass man mich einfing. Sie werden keine Spur von ihr finden.«

»Wie du willst, dann eben nicht. Steig ein - und viel Spaß im Stummhaus, Alter...«

Es saßen noch andere Personen in dem Kastenwagen, der nur zwei kleine, vergitterte Fenster hatte. Die Tür wurde verschlossen, der Transporter setzte sich in Bewegung. Vester betrachtete seine Mitgefangenen.

Da waren einige ältere Männer und Frauen, die wohl ebenfalls versucht hatten, dem Stummhaus zu entrinnen. Aber es gab auch Jugendliche, die sich bewusst absonderten und Vester keines Blickes würdigten. Auch die Alten stellten keine Fragen. Jeder hatte genug mit sich selbst und seinem eigenen Schicksal zu tun.

Vester war das nur recht. In seiner Tasche steckte die Einweisung für Stummhaus Nr. 23 in Melbourne. Mehr hatte er nicht gewollt, und nun brachten sie ihn sogar kostenlos hinein.

Er fragte sich, ob Harst und der kleine Perry Grender Melbourne schon verlassen hatten.

Das graue Stahltor schwang auf, als der Transporter sich dem Stummhaus näherte. Die jugendlichen Straftäter waren inzwischen bei der Polizei abgeliefert worden, im Wagen saßen außer Vester nur noch vier Personen.

Zwei Uniformierte rissen die hintere Wagentür auf und befahlen den Alten barsch, herauszuklettern. Vester sah gerade noch, wie sich das Tor schloss, dann stand er neben seinen Leidensgenossen auf dem kalten Betonboden eines von hohen Wänden eingeschlossenen Hofes.

»Los, kommt schon!«, herrschte sie einer der Wärter an. »Später könnt ihr euch ausruhen, solange ihr wollt.«

Vester schauderte zusammen, als er die Doppeldeutigkeit der Bemerkung erfasste. Aber er ließ sich nichts anmerken und folgte den anderen, deren Gleichmut er bewunderte. Einige Bemerkungen während der Fahrt hatten ihm verraten, dass sie keine Flüchtlinge waren, sondern regulär Eingelieferte, die erst vor zwei oder drei Tagen die Einweisung erhalten hatten.

Er begann sich zu fragen, warum man ihn nicht absonderte, sondern wie die anderen behandelte. Hatte man es aufgegeben, ihn nach Kathleens Versteck zu fragen?

Zu seiner Verblüffung wurden sie in einen Waschraum geführt. Sie

mussten ihre Kleidung ablegen, konnten baden und erhielten graue Anstaltswäsche. Nun sahen sie alle gleich aus.

Über den Hof gelangten sie in ein anderes Gebäude. Der Wärter, der sie einließ, sagte, bevor er hinter ihnen abschloss: »Wenn ihr keinen Ärger wollt, lest die Hausordnung genau durch und haltet euch daran. Frauen auf der linken Seite, die Männer rechts. Es gibt noch genug freie Betten. Alles Weitere erfahrt ihr noch früh genug.«

Dann waren sie allein. Sie standen am Beginn eines langen, völlig kahlen Korridors, in den von beiden Seiten schmale Gänge mündeten. Verschlussene Türen reihten sich hintereinander. Eine von ihnen öffnete sich, ein alter Mann streckte den Kopf heraus. »Ah, Neue!«, rief er heiser. »Na, kommt schon her! Sicher wollt ihr wissen, was los ist...«

An seinen vier Leidensgenossen vorbei ging Vester auf den Mann zu und blieb vor ihm stehen. »Man sagte uns etwas von einer Hausordnung. Wo ist sie?«

Der Alte lachte. »Hausordnung? Die kann ich euch in drei Sätzen verraten. Ihr sucht euch ein Bett und lasst euch durch einen Sensor registrieren. Anschließend bekommt ihr eure tägliche Ration. Hier im Haus kann sich jeder frei bewegen, denn ein Fluchtversuch ist zwecklos. Das ist alles.«

»Sonst nichts?«

Der Alte dachte nach, dann fiel es ihm wieder ein. »Streit ist verboten. Als Strafe wird die Ration entzogen. Ich glaube, weiter vorn sind noch Betten frei. Hier ist alles belegt.« Er verschwand so hastig, wie er erschienen war.

Zögernd ging Vester weiter, von den anderen vier gefolgt. Ziemlich am Ende des Korridors öffnete er eine der Türen auf der rechten Seite und blickte hinein. Er begegnete den gleichgültigen Gesichtern von einem Dutzend alter Männer, die auf ihren Betten oder an Tischen saßen. Fenster schien es keine zu geben, denn das Licht brannte. Es war ein helles, ungemütliches Licht, das aus der Decke kam.

Außer den Betten, den Tischen und den Stühlen gab es nichts. Vester betrat den Raum und setzte sich auf einen Stuhl.

»Ich bin neu, wurde eben erst eingeliefert. Welches Bett kann ich haben?«

Einer der Alten zuckte die Schultern. »Da sind genug. Nimm dir eins.«

Vester sah sich um. Die Betten standen einzeln. An jedem Kopfende befand sich ein Empfangskasten für den Transmitter, der sicherlich von der Kontrollstelle aus gesteuert wurde. Hier wurden die Rationen und

wahrscheinlich auch Nachrichten für den Insassen des Bettes übermittelt. Darüber hing ein einfaches Regal. Das war alles.

Zwei der anderen vier Männer hatten den Raum ebenfalls betreten und sich ein Bett gesucht. Niemand kümmerte sich um sie und Vester, der die harte Matratze prüfte. Die Alten saßen an den Tischen oder lagen in ihren Betten und brüteten dumpf vor sich hin.

Woraufwarten sie?, dachte Vester. Aufden Tod?

Die Umgebung war unmenschlich, aber immer noch besser als der Tod. Oder war der Tod trotzdem vorzuziehen ...? Vester Brackjon beschloss, noch keine Fragen zu stellen. Das hatte Zeit bis später. Wichtig war, dass er sich einlebte und die Verhältnisse kennen lernte. Dann konnte er Erkundigungen einziehen. Er streckte sich auf dem Bett aus, und als er sich unbeobachtet fühlte, fuhr er mit der Zunge vorsichtig über den präparierten Zahn und schaltete das winzige Funkgerät ein. Unter der Decke flüsterte er: »Harst, ich bin drin - und ich lebe. Kannst du mich empfangen?«

Vergeblich wartete er auf eine Antwort, die Leitung vom Zahn zum Gehirn blieb stumm. Vester versuchte es noch einmal, mit demselben Ergebnis. Trotzdem fuhr er fort: »Ich weiß nicht, ob du mich empfangen kannst, Harst. Ich werde dir laufend Informationen geben, bis der Sender geortet ist. Ende.«

Stunden später - er konnte die Zeit nicht abschätzen - leuchtete das grüne Licht seines Empfangstransmitters auf. Die anderen im Raum hatten ihre Rationen bereits erhalten und verzehrt.

Neben dem Behälter mit der Ration lag eine schriftliche Mitteilung: »Medizinische Untersuchung nach dem nächsten Rationsempfang. Sie haben sich an der Eingangstür bereitzuhalten. Kleidung ist nicht mitzubringen.«

Vester blieb im Bett liegen und dachte darüber nach. Das Gerücht, dass die Alten sofort nach ihrer Einlieferung ins Stummhaus getötet würden, stimmte also nicht. Es war ein Ammenmärchen, nichts weiter. Aber warum gab es dann überhaupt diese Einrichtung? Weshalb ließ der Staat die Alten nicht in ihren Wohnungen sterben, sobald ihre Zeit gekommen war? Warum das Stummhaus?

Später kroch er aus dem Bett, wusch sich im gemeinsamen Baderaum und kehrte ins Zimmer zurück. Er setzte sich an den Tisch und fragte nach einiger Zeit einen der Alten: »Ich bin neu und möchte etwas wissen. Wollen Sie mir antworten?«

Der alte Mann, zahnlos und mindestens schon 160 Jahre alt, nickte. »Ich werde antworten, wenn ich es kann.«

»Wozu die ärztliche Untersuchung? Wurden Sie auch untersucht?«

Das zahnlose Nicken hatte etwas von einer Grimasse, die Stimme war schwer verständlich. »Wir werden in regelmäßigen Abständen untersucht. Man will, dass wir gesund sind.«

»Ist das der einzige Grund?«

»Ich kenne keinen anderen.«

Vester ging zum Bett zurück und setzte sich. Es hatte wenig Sinn, mit den Alten zu reden. Sie lebten dumpf vor sich hin, empfangen und aßen ihre Rationen - und warteten.

Worauf warteten sie? Ihr Leben hatte jeden Sinn verloren, denn wer einmal im Stummhaus war, verließ es nie mehr wieder. Aber Vester hatte noch von keinem Gerücht gehört, das besagt hätte, aus einem Stummhaus wäre eine Leiche abtransportiert worden. Wo also blieben die Alten, sobald der Tod sie erlöste?

Er deckte sich zu und versuchte zu schlafen. Da es still war und kaum jemand sprach, fiel ihm das nicht schwer. Morgen würde er mehr wissen. Vielleicht.

Drei Frauen und vier Männer warteten bereits an der Ausgangstür des Gebäudes, als Vester eintraf. Ein Wärter fuhr ihn an: »Das nächste Mal beeile dich gefälligst! Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen.«

Er führte die acht Personen quer über den Hof zu einer anderen Tür, die sich erst nach einem komplizierten Verfahren öffnete. Dahinter lagen blitzsaubere Gänge mit einem Geruch nach Krankenhaus.

Hätte Vester nicht gewusst, dass bisher alle Alten die medizinische Untersuchung überlebt hatten, wären ihm schreckliche Gedanken gekommen. Aber dazu gab es keine Veranlassung mehr. Dennoch blieb die Frage: Wozu das alles?

Der Wärter ließ sie allein in einem Warteraum mit Bänken. Er schloss die Tür hinter sich ab. Aber da war noch eine zweite Tür, die sich Augenblicke später öffnete.

»Hored Fagula«, sagte eine grimmig dreinblickende Frau in weißem Kittel. »Kommen Sie!«

Einer der alten Männer erhob sich mühsam und verschwand im angrenzenden Raum.

Eine halbe Stunde verging, und Vester begann sich auszurechnen, dass er den ganzen Tag hier sitzen würde, falls er zuletzt an die Reihe käme.

Nach anderthalb Stunden wurde eine der Frauen aufgerufen und da-

nach er. Leicht gebeugt schlurfte er an der Frau in Weiß vorbei und gelangte in eine Art Empfangsbüro. Hinter einem Tisch saß ein Arzt, wenigstens deutete der weiße Kittel darauf hin. Er sah ihm gleichgültig entgegen.

»Setzen Sie sich. Ich habe einige Fragen an Sie.«

Vester wunderte sich über den ungewohnt höflichen Ton und setzte sich. Der Arzt las ein Formular durch, dann sah er auf. »Sie wollten also fliehen, Kervin Caughens? Man hat Sie erwischt, damit ist alles beim Alten. Kommen wir zur Sache. Sind Sie krank gewesen? Hatten Sie schwerwiegende Leiden? Berichten Sie, es erleichtert uns unsere Aufgabe, und Sie sind schneller fertig. Wurden Ihre Organe schon einmal ausgetauscht? Versuchen Sie, sich an alles zu erinnern.«

Vester wusste zwar nicht, was die Fragen bedeuteten, aber er schüttelte den Kopf. »Eigentlich war ich immer gesund, und einen Organ-tausch hatte ich nie nötig. Ich fühle mich auch heute noch gesund.«

»Na schön, das hört sich gut an. Also wirklich keine Krankheiten?«

»Keine, an die ich mich erinnere.«

»Gut, die Untersuchung wird zeigen, ob Sie die Wahrheit sagen.«

»Warum sollte ich lügen?«

»Es gibt genug Gründe. Gehen Sie in den nächsten Raum durch und warten Sie, bis Sie aufgerufen werden.«

Vester nickte dem Mann im weißen Kittel zu, erhielt aber keine Gegenreaktion. Der nächste Raum war ebenfalls ein Wartezimmer, doch außer ihm befand sich niemand darin. Eine halbe Stunde später wurde er abgeholt.

Eine gründliche medizinische Untersuchung mit den modernsten Geräten folgte. Sie dauerte länger als drei Stunden und hätte selbst in einem der besten staatlichen Hospitäler nicht intensiver und genauer sein können. Vester fragte sich, warum mit den Alten solch ein Aufwand betrieben wurde und wie die furchtbaren Gerüchte entstanden sein konnten, in den Stummhäusern würde Euthanasie betrieben. Das war schlicht falsch, denn in seinem Wohnraum lebten genug Männer, die seit Jahren das Dasein von Gefangenen fristeten.

Auf der einen Seite war Vester beruhigt, denn nun bestand auch für ihn keine unmittelbare Lebensgefahr mehr. Andererseits wurde das Problem immer akuter, wie er hier wieder herauskommen sollte.

Seine Verwandlung war so echt, dass die künstliche Alterung seiner Zellen und Organe verborgen blieb. Immerhin bescheinigten ihm die Tests eine für sein angebliches Alter ausgezeichnete Verfassung. Vester merkte es, als er nach Beendigung der Untersuchung dem Chefarzt vor-

geführt wurde, der den Bericht mit gerunzelter Stirn zur Seite legte und ihn forschend musterte.

»Wir konnten keinen organischen Defekt an Ihnen feststellen, Cau-ghens. Sie sind 148 Jahre alt?«

»Das stimmt.«

»Wirklich äußerst erstaunlich. Aber auch gut für Sie. Wir müssen dafür sorgen, dass es so bleibt. Zusammen mit Ihrer Tagesration erhalten Sie Medikamente und Regenerierungspräparate. Nehmen Sie alles vorschriftsmäßig ein, dann wird Ihre Ration bald erhöht werden. Wir wollen, dass Sie eines Tages gesund sterben.«

Nach diesem reichlich rätselhaften Ausspruch wurde Vester in das Wohngebäude zurückgeführt und sich selbst überlassen. Zwei oder drei seiner Mitbewohner empfingen ihn mit neugierigen Blicken. Zum ersten Mal bemerkte Vester so etwas wie Interesse in den Augen der alten Männer.

»Nun, was haben sie gesagt?«, fragte einer.

Vester setzte sich und berichtete. Er schloss: »Welches Interesse haben sie daran, dass wir gesund sind - und dass wir gesund sterben? Wer stirbt schon, solange er gesund ist?«

Einer der Alten grinste mit seinen Zahnlücken vor sich hin. »Jeder von uns hat etwas, das für die Jungen noch wertvoll sein kann, und darauf sind sie geradezu versessen. Kannst du dir nicht denken, was das ist?«

»Keine Ahnung. Was?«

»Zum Beispiel dein Herz oder deine Leber oder die Nieren und andere Organe. Transplantation! Es gibt zwar künstliche Organe, aber die echten sind begehrt. Weißt du nun, warum es die Stummhäuser gibt?«

Vester starrte ihn an, von neuem erschüttert und entsetzt. »Willst du behaupten, dass man uns umbringt und die Organe verkauft?«

»Aber nein, so schlimm ist es nicht. Niemand bringt uns um. Ich lebe schon seit zehn Jahren hier und warte. Eines Tages werde ich sterben, einfach so. Dann erst wird man mir die gesunden Organe entnehmen und zur Organbank schaffen. Was ist denn schon dabei? Das Einzige, worauf ich verzichten muss, ist ein altertümliches Begräbnis. Das, was von mir übrig bleibt, wird in den Reaktor der städtischen Energieversorgung gebracht. Das ist meine Gegenleistung für die Jahre, in denen ich hier im Stummhaus gepflegt und betreut wurde. Und dir ergeht es genauso.«

Vester nickte wortlos. Angezogen, wie er war, legte er sich auf sein Bett. Mit einem ungewissen Gefühl der Erleichterung startete er an die

Decke. Er kannte nun das Geheimnis der Stummhäuser, und es war schrecklich genug. Die Alten wurden wie Gefangene gehalten, sie sahen die Welt nicht mehr, sie hatten keine Verbindung zu anderen Menschen mehr - und warteten ergeben auf den Tod.

Auf ihren natürlichen Tod.

Trotzdem war das System unmenschlich und gegen alle Gesetze der Humanität. Jeder Mensch, besonders der alte, hatte ein Recht darauf, seinen Lebensabend zu genießen, dafür hatte er von Jugend an gearbeitet und gelebt. Die Welt der Aphiliker war jedoch eine gefühllose Welt, und ihre Maßnahme war absolut logisch und wirtschaftlich.

Vester Brackjon kroch unter die Decke und flüsterte einen kurzen Bericht, erhielt aber wieder keine Empfangsbestätigung. Entweder war Harst schon zu weit entfernt, oder das Gerät hatte einen Defekt. Es war ohnehin ein Wunder, dass es bei der Untersuchung nicht entdeckt worden war. Doch auch dafür gab es eine Erklärung: Die Organbank legte keinen Wert auf künstliche Zähne.

Vester hatte seine Aufgabe gelöst. Nun lag nur noch das Problem vor ihm, dem Stumnhaus wieder zu entfliehen.

Mit dem Neugeborenen unter dem Mantel hatte Harst Den Vol das Hotel verlassen und die Leiche Jasmins im Bett zurückgelassen. Die Agentin besaß genügend Verbindungen, um ihm einen Gleiter zu besorgen, ohne Verdacht zu erregen.

Vergeblich hatte er auf einen Funkbericht Vesters gewartet. Der Agent meldete sich nicht, auch nicht auf das Notsignal hin. Sein Sender musste beschädigt oder entdeckt worden sein.

Nicht über sein Armbandgerät, sondern von einem Visifon aus nahm Harst Kontakt mit der Agentin auf. Sie lächelte, als er ihr das Baby zeigte. »Der Gleiter wartet auf Standplatz sieben auf Sie. Der Pilot ist informiert. Reden Sie nicht viel, denn er weiß nur so viel, wie unbedingt notwendig scheint. Sie werden von ihm an einen sicheren Ort gebracht, wo Sie auf weitere Instruktionen warten sollen. Alles Gute!«

»Danke«, sagte Harst noch schnell, ehe das Bild erlosch.

Standplatz sieben war leicht zu finden. Die meisten Flugtaxen und Mietgleiter wurden robotergesteuert, nur neben einem einzigen Gleiter wartete ein Mann in Lederuniform. Er blickte Harst neugierig entgegen, und als er das Baby bemerkte, kam er auf ihn zu.

»Ich habe den Auftrag, Sie zur Küste im Norden zu bringen. Von dort aus gibt es gute Flugverbindungen nach Borneo.«

Harst nickte erleichtert. »Danke. Können wir sofort starten?«

»Die Erlaubnis liegt vor.«

Harst legte das Kind, dem er ein Schlafmittel gegeben hatte, neben sich auf die Sitzbank. Als Melbourne unter ihm verschwand, dachte er an Vester und dessen ungewisses Schicksal. Es gab keine Möglichkeit, ihm zu helfen, denn die Geheimhaltung der Organisation war oberstes Gesetz. Vielleicht lebte Vester schon nicht mehr, was unter den vermuteten Umständen durchaus wahrscheinlich erschien. Das erklärte den fehlenden Funkkontakt.

Der Flug zur Nordküste verlief ohne Zwischenfälle. Unter dem Gleiter zogen Gebirge und Steppen dahin, immer wieder durch riesige Städte und Werksanlagen unterbrochen. Trotzdem konnte Australien noch heute als wenig dicht besiedelt bezeichnet werden.

Im Norden wurden die Siedlungen häufiger, und entlang der Küste reihte sich Stadt an Stadt. Der Pilot landete auf einem kleineren Flughafen und übergab Harst einen Ausweis. »Fast hätte ich es vergessen«, entschuldigte er sich. »Ihr Sohn benötigt Papiere für den Flug nach Borneo. Ich hoffe, er hat sich gut erholt.«

Harst Den Vol stellte keine Fragen und nahm den Ausweis. Der Rest war Routine.

Er verzichtete auf den Transmitter, die schärfer kontrolliert wurden, und bestieg eine der großen Maschinen. In wenigen Stunden würde er auf Borneo sein. Das Erkennungssignal hatte er bereits empfangen.

Er wurde erwartet.

Kervin M. Caughens stolperte eine Stunde lang durch die mondlose Nacht, ehe ihm bewusst wurde, was eigentlich geschehen war. Er blieb stehen und sah zurück. Die wenigen Lichter von Terence waren bereits verschwunden.

Er versuchte zu begreifen, warum er sich jetzt in Freiheit befand. Jemand, den er noch nie in seinem Leben gesehen hatte, war in die Zelle gekommen und hatte von ihm die Einweisung ins Stummhaus verlangt. Dann hatte er sich in sein Ebenbild verwandelt und ihn freigelassen. Der Mann war zurückgeblieben, um seine Rolle weiterzuspielen. Eine solche Handlungsweise war unsinnig und entbehrte jeglicher Logik.

Kervin stand da und überlegte, aber so sehr er versuchte, einen Sinn in der Handlungsweise des Fremden zu finden - es gelang ihm nicht. Der Unbekannte musste verrückt sein. Oder doch nicht ...? Er gab es auf, weiter darüber nachzudenken, denn plötzlich tauchte ein viel grö-

ßeres Problem vor ihm auf. Konnte er in der Dunkelheit den Weg zur Höhle und zu Kathleen finden? Morgen, wenn es hell wurde, würde ihm das Gebirge die Richtung zeigen, aber ein Gipfel sah wie der andere aus. Und selbst wenn er das Tal und das Plateau fand, war noch längst nicht alles in Ordnung. Was würde Kathleen zu seiner Geschichte sagen? Würde sie ihm glauben? Und würde sie sehr zornig reagieren, wenn er ohne das Gewehr kam?

So etwas wie Protest keimte in ihm auf, sobald er an Kathleen dachte. Sie hätte ja selbst nach Terence gehen können, wenn sie unbedingt ein Gewehr haben wollte. Mit ihrer unsinnigen Rechthaberei hatte sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihn in größte Gefahr gebracht. Dass ein Wunder geschehen würde, konnte sie vorher nicht gewusst haben.

Am Himmel standen nur wenige Sterne, und obwohl es vor hundertzwanzig Jahren noch völlig fremde Konstellationen gewesen waren, kannte sie heute jedes Kind. Kervin entsann sich noch jener alten Sternbilder. Da hatte es den Großen Wagen und den Polarstern gegeben, der die Richtung gezeigt hatte. Er wurde heute durch einen blauen Doppelstern dicht über dem nördlichen Horizont ersetzt.

Kervin musste nach Osten gehen, ließ den blauen Doppelstern also links liegen und lief weiter durch die Nacht. Weit vor ihm lag ein dunkler Streifen unter dem allmählich heller werdenden Himmel. Das musste bereits das Gebirge sein.

Später blendete ihn die Sonne, aber er glaubte, seine Umgebung wiederzuerkennen. Einige Hügelformationen fielen ihm auf. Die hatte er schon einmal gesehen. Endlich erreichte er das Tal mit dem Bach und schließlich das kleine Plateau mit der Höhle.

Kathleen konnte er nirgends entdecken, aber zu seiner Verwundung verspürte er deswegen sogar Erleichterung. Vielleicht war sie unterwegs und sammelte Holz, oder sie versuchte, ein wildes Kaninchen zu fangen.

Vor der Terrasse setzte er sich auf einen Stein. Der lange Weg hatte ihn erschöpft. Es war kurz nach Mittag und warm. Sein geheimnisvoller Doppelgänger würde inzwischen in Melbourne im Stummhaus sein, wenn niemand den Tausch bemerkt hatte.

Wirklich, der Mann musste den Verstand verloren haben.

Vester hörte hinter sich ein Geräusch. Es war Kathleen. Sie kam aus dem Wald und brachte ein totes Kaninchen. Sie musste es mit einem Stock erschlagen haben, denn der Kopf war zertrümmert.

Sie warf die Beute auf den Boden. »Da bist du endlich wieder«, sagte sie. »Wo ist das Gewehr?«

Kervin zuckte mit den Schultern und berichtete. Er sah Kathleen an, dass sie ihm kein Wort glaubte, und er konnte es ihr nicht einmal verübeln.

»Es ist alles wahr, was ich erzähle«, versicherte er, als sie schwieg und ihn wütend ansah. »Ohne den Fremden wäre ich jetzt schon in Melbourne. Ich begreife das alles selbst nicht, Kathleen.«

»Und mit keiner Bemerkung hast du unser Versteck verraten? Sag es mir lieber jetzt, damit wir verschwinden können, ehe sie uns holen kommen.«

»Niemand wird kommen. Kathleen, glaube mir doch. Wieso hätte ich dich verraten sollen?«

»Vielleicht haben sie dir dafür die Freiheit versprochen.«

Kervin wurde zornig. »Du solltest mich besser kennen! Glaubst du, dann wäre ich hierher zurückgekommen? Wir sind hier in Sicherheit.« Er deutete auf das tote Kaninchen. »Wie ich sehe, geht es auch ohne Gewehr.«

Sie ließ sich ablenken. »War eine ziemliche Arbeit, das Tier zu erwischen. Aber es gibt eine Menge von ihnen im Wald. Ich glaube nicht, dass wir verhungern werden.«

Damit war das Gewehr vergessen. Kervin zog sich in seine Höhle zurück, um ein paar Stunden zu schlafen.

Zwei Tage nach diesen Vorkommnissen blieb Kervin auf dem Plateau, während sich Kathleen auf den Weg in die verwilderten Gärten einer längst verlassenen Siedlung machte, um Früchte zu holen. Vielleicht, so hoffte sie, konnte sie sogar Jungpflanzen mitbringen, die am Waldrand in der guten Erde bestens gedeihen würden.

Kervin genoss den freien Tag. Heute wurde er nicht herumkommandiert. Er saß in der Sonne und döste.

Erst als Kathleen abends nicht zurückkam, begann er sich Sorgen zu machen. Auf einmal spürte er die Einsamkeit der Wildnis und kam sich richtig verlassen vor. Erst jetzt erahnte er, dass er es ohne Kathleen hier nicht aushalten würde, ohne den Verstand zu verlieren.

Ernsthafte Sorgen machte er sich indes noch nicht. Es konnte sein, dass Kathleen mit der Arbeit nicht fertig geworden war und in einem der verlassenen Häuser schlief.

Trotzdem verbrachte Kervin keine besonders ruhige Nacht. Wiederholt schreckte er hoch, sobald er vor der Höhle ein Geräusch hörte. Aber immer war es nur ein Kaninchen oder ein anderes Tier. Er legte Holz nach und versuchte erneut zu schlafen.

Kathleen kam auch am nächsten und übernächsten Tag nicht zurück. Am dritten Tag beschloss Kervin, sie zu suchen. Sie hatte ihm den Weg beschrieben. Bis zu der verlassenen Siedlung, die im Norden am Fuß des Gebirges lag, waren es drei oder vier Wegstunden. Er konnte sie gegen Mittag erreichen, wenn er sich nicht verirrte.

Vorsichtshalber nahm er einen kräftigen Knüppel mit, um sich gegen Angriffe wilder Tiere zu schützen, von denen es in dieser Gegend immer noch welche geben sollte. In seiner kleinen Tragetasche steckte der Rest des gebratenen Kaninchens.

Linker Hand zog sich die hügelige Steppe bis zum Horizont, rechts lag das Gebirge mit seinen abgerundeten Gipfeln und engen Tälern. Kervin war überzeugt, dass sich dort ebenfalls Flüchtlinge versteckt hielten, aber er verspürte kein Verlangen danach, Verbindung mit ihnen aufzunehmen.

Wenn Kathleen allerdings verschwunden blieb, was er nicht hoffte, würde er seine Meinung ändern müssen, denn so günstig die Höhle und das Plateau auch lagen, den Rest seines Lebens wollte er dort nicht verbringen - wenigstens nicht allein.

Er blieb wie erstarrt stehen, als er vor sich in geringer Höhe plötzlich dunkle Punkte sah, die mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf ihn zukamen. Im ersten Augenblick glaubte er an große Vögel und fasste den Stock fester. Dann begriff er, dass es Gleiter waren, die in breiter Formation flogen und das Gelände absuchten.

Eine Patrouille!

Kervin sah sich nach einem Versteck um und musste erkennen, dass er sich in ungünstigem Gelände befand. Das Gras war nur kniehoch, Büsche oder Bäume gab es keine. Trotzdem warf er sich auf den Boden und robbte in eine flache Mulde, die hoffentlich tief genug war, ihn zu verbergen.

Die Gleiter kamen näher. Ihre Flughöhe betrug kaum fünfzig Meter. Mit Sicherheit hatten sie Suchgeräte an Bord, die jede noch so geringe Wärmeausstrahlung registrierten. Da nützte auch das beste Versteck nichts.

Reglos blieb Kervin liegen, das Gesicht in den sandigen Boden gepresst. Zuerst vernahm er nur das leise Summen der Maschinen, aber es wurde stetig lauter - und dann blieb es.

Vorsichtig spähte er nach oben. Die Gleiter hingen schwerelos über ihm und sanken langsam tiefer. Sie landeten so, dass ihm keine Fluchtmöglichkeit blieb. Männer in Uniformen stiegen aus und kamen mit schussbereiten Waffen auf ihn zu.

Da gab Kervin auf. Er hob die Hände, um zu zeigen, dass er sich der Gewalt nicht widersetzen würde. Vielleicht hätte er doch bei der Höhle bleiben sollen, denn ihm war klar, dass sie das Versteck nicht kannten, sonst wären sie direkt hingeflogen. Falls sie Kathleen geschnappt hatten, war sie zumindest nicht zur Verräterin geworden.

Natürlich, sie hatten Kathleen, und nun suchten sie systematisch nach weiteren Flüchtlingen. Vielleicht hatte auch der Plan des Fremden nicht funktioniert, und seine Doppelrolle war entdeckt worden.

Die Häscher untersuchten ihn wortlos nach Waffen. Erst dann fragte einer von ihnen: »Du sollst ins Stummhaus und bist geflohen? Gib es zu, das ist besser für dich. Dein Name?«

»Kervin Caughens«

»Alter?«

»Einhundertachtundvierzig.«

Der Mann nickte.

»Stimmt mit den Angaben der alten Frau überein. Los, einsteigen!«
Sie schoben ihn in einen der Gleiter und starteten.

Kathleen Toaklander hatte die verlassene Siedlung erreicht und sich sofort an die Arbeit gemacht. An den Obstbäumen hingen überreife Früchte, die sie einsammelte und im Schatten einer Ruine stapelte. Später würde sie das Obst in dem mitgebrachten Sack verstauen und sich auf den Rückweg zur Höhle machen.

Sie inspizierte die verwilderten Felder und entdeckte aus dem Boden sprießende Jungpflanzen. Sorgfältig grub sie das frische Grün aus, ließ die Erdballen an den Wurzeln und legte sie ebenfalls in den Schatten, damit sie nicht so schnell welkten.

Als die Dämmerung einsetzte, fasste sie den Entschluss, die Nacht in der Siedlung zu verbringen. Hier fühlte sie sich sicherer als in der Steppe. Auf der von Gras überwucherten Dorfstraße hatte sie keine Spuren entdecken können; hier war seit Jahren kein Mensch mehr gewesen.

Sie fand ein noch gut erhaltenes Haus und sogar ein Bett. Bevor sie einschlief, überlegte sie noch, ob es vielleicht besser sei, das Plateau und die Höhle mit dem Dorf einzutauschen. Aber dann sagte sie sich, dass Kervin und sie im Gebirge sicherer waren.

Wie Recht sie damit hatte, zeigte ihr der nächste Tag. Männer hatten das Dorf umstellt und kamen aus allen Richtungen näher. Kathleen hörte sie sprechen und blieb ganz ruhig liegen. Es konnten im-

mer noch andere Flüchtlinge sein, die ebenfalls aus ihren Verstecken in den Bergen kamen, um Früchte oder Gemüse zu sammeln. Sie würden ihr nichts tun, denn sie befanden sich in der gleichen Lage wie sie.

Doch als sie aufstand und aus dem Fenster schaute, sah sie die Uniformen und die Suchgeräte. Ebenso die Gleiter in der Ferne. Da wusste sie, dass alles verloren war. Kervin hatte sie nicht verraten, also würde sie ihn auch nicht verraten. Wenn er klug war, blieb er bei der Höhle und suchte nicht nach ihr. Die Bewaffneten würden ihn dort nicht so schnell finden.

Entschlossen trat Kathleen vors Haus und rief den Uniformierten zu: »Wenn ihr mich sucht - hier bin ich!« Sie registrierte ihre Verblüffung mit einer gewissen Genugtuung. Aber dann kamen sie auf sie zu und nahmen sie fest, indem sie ihr Handschellen anlegten.

»Ich laufe euch nicht mehr davon«, sagte sie. »Bringt ihr mich zurück nach Melbourne?«

»Name?«

Wortlos reichte sie ihnen die Einweisung ins Stummhaus, die mit einer Liste verglichen wurde. Einer der Männer nickte. »Richtig, Kathleen Toaklander. Stummhaus Nr. 23 in Melbourne. Sie wissen, wo Kervin Caughens steckt? Er sollte sich am gleichen Tag wie Sie dort melden, kam aber nicht.«

»Sie scheinen wenig Kontakt mit den hiesigen Polizeistationen zu pflegen«, machte Kathleen den Versuch, sie von Kervin abzulenken. »Er wurde vor einigen Tagen gefasst und nach Terence gebracht. Fragen Sie dort nach.«

»Das werden wir. Man bringt Sie übrigens auch zuerst nach Terence. Von dort geht in den nächsten Tagen ein Sammeltransport. Wir nehmen an, es halten sich noch mehr Flüchtlinge in den Bergen versteckt. Los, steigen Sie ein!«

Im Gefängnis von Terence sperrte man sie in eine Einzelzelle, löste die Handfesseln und gab ihr zu essen. Dann ließ man sie allein.

Der Polizeichef bestätigte, dass ein gewisser Kervin Caughens schon vor Tagen nach Melbourne gebracht worden war. Sein Name wurde auf der Liste des Suchkommandos gelöscht. Anschließend setzten die Männer ihre Aktion fort.

Kathleen schmorte in ihrer Zelle und versuchte, Sinn in das Geschehen zu bringen. Kervin hatte sie also nicht belogen. Er war tatsächlich von einem Doppelgänger befreit worden, der seine Stelle einnahm. Aber was bedeutete das? Warum begab sich jemand freiwillig für einen

anderen ins Stummhaus, solange er die Aufforderung noch nicht erhalten hatte?

Aus welchen Motiven immer das geschehen war, die Komplikationen waren vorprogrammiert, sobald die Gleitermannschaften Kervin wirklich erwischten und im Stummhaus Nr. 23 Kervin Caughens zum zweiten Mal eingeliefert wurde.

Am nächsten Tag ihrer Gefangenschaft in Terence wurde Kathleen dem örtlichen Polizeichef vorgeführt, der Routinefragen stellte und dabei ein Formular ausfüllte. Das ging ziemlich glatt über die Bühne, als würden jeden Tag alte Leute gefangen, die vor der Einlieferung ins Stummhaus geflohen waren.

Wieder verbrachte sie eine Nacht im Gefängnis, und am dritten Tag ihrer Gefangenschaft wurde sie am späten Nachmittag abermals geholt. Der Polizeichef machte einen etwas verwirrten Eindruck. Er deutete auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich, Kathleen Toaklander. Es ist etwas geschehen, was ich nicht begreife, und ich glaube, es muss ein Irrtum vorliegen. Sie sollten endlich die Wahrheit sagen, das erleichtert meine Aufgabe und kann das Rätsel vielleicht lösen.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

Der Polizeichef deutete auf seine Akten und zuckte hilflos die Schultern. »Ich weiß bestimmt, dass ich nicht verrückt bin, und ich weiß auch, dass in der Stadt moderne Erfassungsmethoden üblich sind. Aber meine Unterlagen beweisen eindeutig, dass ein gewisser Kervin Caughens in der vergangenen Woche aufgegriffen und nach Melbourne ins Stummhaus transportiert wurde.« Er sah sie an. »Sie können ihm nicht mehr schaden, wenn Sie die Wahrheit sagen, Kathleen Toaklander. Waren Sie mit ihm zusammen, als Sie flohen?«

Sie nickte. »Wir beschlossen, gemeinsam zu fliehen, doch letztlich trennten wir uns. Ich weiß nur, dass er geschnappt und nach Terence gebracht wurde. Ich verstehe nicht, warum Sie so ein Aufheben deswegen machen.«

»Das will ich Ihnen verraten. Kervin Caughens wurde vor einer Stunde bei der verlassenen Siedlung gefangen genommen, in der man auch Sie aufgriff. Haben Sie dafür eine Erklärung?«

Also hatten sie ihn doch erwischt. Er war ihr gefolgt und der Patrouille in die Arme gelaufen. Die phantastische Geschichte, die er ihr erzählt hatte, war wahr. Demnach gab es zwei Caughens - der eine schmachete seit Tagen im Stummhaus Nr. 23 von Melbourne oder war längst tot, der andere befand sich seit einer Stunde in den Händen der Polizei.

»Nein, ich habe keine Erklärung«, gab Kathleen zu.

»Sie bringen ihn hierher. Ich werde ihn selbst fragen. Sie müssen zurück in Ihre Zelle.«

»Darf ich Kervin später sehen?«

»Ich denke schon.«

Der Suchtrupp hatte nur die einzige Aufgabe, dem Stummhaus entflohenen Alte in der Wildnis aufzuspüren und bei der zuständigen Polizeibehörde abzuliefern, die für ihren Rücktransport in den jeweiligen Bezirk sorgte. Mit Bürokratie hatten die Uniformierten nicht viel zu tun, ihnen war es auch egal, ob es zwei oder nur einen Kervin M. Caughens gab.

Sie übergaben ihren Gefangenen und flogen wieder davon. Nun hatte der Polizeichef ein Problem und musste sehen, wie er damit fertig wurde. Er ließ Kervin vorführen. Lange betrachtete er den Mann, dann schüttelte er den Kopf. »Ich habe Sie nach Melbourne transportieren lassen, Caughens. Wie ist es möglich, dass Sie abermals fliehen konnten? Mir liegt keine entsprechende Meldung vor.«

Kervin hatte beschlossen, den Ahnungslosen zu spielen. Seinem unbekannten Retter konnte er nicht mehr helfen, wenn der Schwindel mit dem Tausch herauskam, aber er wollte ihn auch nicht belasten.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Es ist heute das erste Mal, dass ich vor Ihnen stehe. Bis vor zwei Stunden befand ich mich in Freiheit. Ich bin noch nie in diesem Gefängnis gewesen. Vermutlich liegt ein Irrtum vor.«

»Unmöglich! Ich erkenne Sie wieder, Sie wurden aus einem Kaff im Osten gebracht und mit dem Transporter nach Melbourne verfrachtet. Ich habe selbst Ihre Einweisung ins Stummhaus abgefertigt. Und nun stehen Sie wieder vor mir. Das ist unbegreiflich.«

»Mir ist das auch unverständlich«, gab Kervin zu.

Der Polizeichef stellte eine Visifonverbindung her.

»Setzen Sie sich dort auf den Stuhl, aber so, dass Sie nicht von der Optik erfasst werden können. Ich bitte das Stummhaus Nr. 23 um Auskunft.«

Kervin sagte nichts. Er musste den Dingen ihren Lauf lassen, denn aufhalten konnte er sie ohnehin nicht. Wenn er redete, würde er die Sache für den Unbekannten nur noch schlimmer machen.

Der Polizeichef bekam die gewünschte Verbindung und verlangte die Verwaltung des Stummhauses. Dann fragte er: »Vor sechs Tagen überstellte ich Ihnen einen gewissen Kervin Caughens mit der Einweisung. Ich möchte wissen, ob er vorschriftsmäßig eingeliefert wurde.«

Eine solche Frage war mehr als ungewöhnlich, denn niemand kümmerte sich mehr um einen Alten, der im Stummhaus verschwand, auch ein Polizeichef nicht. Geduldig wartete er auf die Antwort.

»Ein Kervin Caughens befindet sich bei uns. Seine Untersuchung wurde abgeschlossen, und er hat Quartier bezogen. Sonst noch etwas?«

»N... nein, danke. Das ist alles.« Er schaltete das Gerät aus und blickte Kervin ungläubig an.

»Caughens, Sie sind gleichzeitig hier und in Melbourne. Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen machen soll. Es kann Sie doch nicht doppelt geben!«

Der Alte zuckte die Achseln und schwieg. Er wurde in die Zelle gebracht, in der Kathleen wartete. Als sich die Tür hinter ihm schloss, setzte er sich auf das freie Pritschenlager. »Also sind wir wieder zusammen«, flüsterte er müde und enttäuscht.

Sie begrüßte ihn durch bloßes Kopfnicken. »Keiner kann dem anderen einen Vorwurf machen. Dabei hätte es sich auf dem Plateau gut leben lassen.«

»Auch ohne Gewehr«, fügte er hinzu.

»Du hast Recht. Das war dumm von mir.«

»Noch dümmere war die Geschichte mit der verlassenen Siedlung.« Er sah Kathleen an. »Aber da gibt es noch eine viel dümmere Sache. Kervin Caughens ist, wie dem Polizeichef soeben bestätigt wurde, längst im Stummhaus. Ich bin überflüssig.«

»Rede keinen Unsinn! Du glaubst doch selbst nicht, dass er dich laufen lässt, bloß weil ihm ein Irrtum unterlaufen ist? Du musst ihm die Geschichte deiner Flucht aus dem Gefängnis schildern.«

»Dann erwischen sie den Mann, der mir geholfen hat.«

Kathleen nickte und dachte nach. »Stimmt auch wieder«, gab sie schließlich zu. »Es wird besser für uns alle sein, wir überlassen die Entscheidung dem Polizeichef. Wenn er seinen Fehler vertuschen will, müssen wir ihm dabei helfen. Allerdings werde ich dann allein ins Stummhaus gehen müssen und mit deinem Doppelgänger vorlieb nehmen. Ich möchte ihn gern sehen.«

»Rede keinen Unsinn, Kathleen. Er kann mich nicht laufen lassen, ohne sich eines Verbrechens gegen die Staatsordnung schuldig zu machen. Man wird uns beide nach Melbourne bringen.«

»Und dort? Was tun die mit zwei Kervins?«

»Keine Ahnung. Wir können nur abwarten ...«

In seinem Büro schaltete der Polizeichef die Abhörenanlage ab und lehnte sich in seinen Sessel zurück. Auf seiner Stirn stand eine steile Falte. Er dachte angestrengt über das Gehörte nach. Man hatte ihn also in der vergangenen Woche hereingelegt. Jemand hatte Kervin Caughens' Identität angenommen und sich freiwillig ins Stummhaus bringen lassen.

Aber warum?

Darauf gab es nur eine Antwort: Der freiwillige Doppelgänger gehörte zu einer Gruppe von Untergrundlern, die das Geheimnis der Stummhäuser ergründen wollten, und er war unfreiwillig ihr Komplize geworden. Sollte er die Angelegenheit vertuschen oder Farbe bekennen, ehe Schlimmeres geschah? Vielleicht konnte man ihm sein Vergehen, das eigentlich keins war, verzeihen.

Der Transporter ging morgen. Bis dahin hatte er Zeit, alles genau zu überdenken.

Auf der anderen Seite würde er ein Risiko eingehen. Wenn auch nur einer der beiden Alten den Mund aufmachte, war er verloren, in doppelter Hinsicht sogar. Da war es noch immer besser, den Unwissenden zu spielen und den richtigen Caughens einfach nach Melbourne zu schicken. Vielleicht wurde der Irrtum überhaupt nicht bemerkt.

Er wusste, dass es eine sehr schwache Hoffnung war, auf die er sich da verließ ...

12.

Als Vester Brackjon sieben Tage im Stummhaus war und noch immer keinen realisierbaren Fluchtplan gefasst hatte, starb einer der alten Männer in seinem Wohnraum. Er hatte kurz zuvor über Schmerzen geklagt, und jemand war gekommen, um nach ihm zu sehen. Kurz danach hatte man ihn zur Untersuchung abgeholt und einige Stunden später wieder zurückgebracht.

Er lag im Bett, aber niemand kümmerte sich um ihn, obwohl er immer noch Schmerzen hatte. Vester ging zu ihm und setzte sich auf seinen Bettrand. »Nun, was haben die Ärzte gesagt, Verdas?«

Der Alte verbarg seine Verwunderung darüber, dass ihn jemand danach fragte. Er stöhnte leise. Vester konnte kaum verstehen, was er erwiderte.

»Ich werde sterben, aber sowohl die Leber als auch das Herz sind gesund. Damit kann ich zwei Organe spenden, nicht nur eins.«

Vester überwand seinen Abscheu vor den Methoden und nickte. »Du bist froh darüber?«, wollte er wissen.

»Natürlich - ich leiste einen großen Dienst. Ich bin sogar stolz, wenn du es genau wissen willst...«

»Du bist ein gutes Mitglied unserer Gesellschaft«, bestätigte Vester, obwohl sich ihm bald der Magen umdrehte. »Wie lange lebst du schon hier?«

»Seit elf Jahren, und ich habe es immer gut gehabt. Nun darf ich endlich meine Schulden bezahlen.«

Vester musste vorsichtig sein, um sich nicht zu verraten. »Ich bin erst neu, weißt du ... Ich weiß noch nichts über die Gepflogenheiten. Weil ich mich auch nie darum gekümmert habe. Warum klärt man uns nicht über unsere Pflichten auf?«

Der Alte schien froh zu sein, mit jemandem sprechen zu können. »Jeden Monat gibt es einen indoktrinierenden Unterricht«, erklärte er stockend. »Er muss in einigen Tagen wieder stattfinden. Aber dann werde ich nicht mehr dabei sein.«

»Sie haben dich zur Untersuchung geholt. Warum tut man nichts, um dich zu heilen?«

Der Alte lag in seinen Kissen und hielt die Augen geschlossen. Das Sprechen strengte ihn an. Aber er sagte: »Die beiden Organe sind in Ordnung, sie kommen zur staatlichen Organbank. Nur mit der Lunge stimmt etwas nicht. Rapider Verfall, haben sie gesagt. Wenn sie ihn aufhielten, würde ich vielleicht ein paar Tage länger leben, aber Herz und Leber würden weiter abgenützt werden. Das muss im Interesse der Allgemeinheit vermieden werden. Verstehst du das nicht?«

Vester nickte gegen seinen Willen. »Natürlich verstehe ich das, Verdas. Aber warum sollst du hier sterben, mitten unter uns?«

»Ich habe keine Angst vor dem Tod. Wenn du erst fünf oder zehn Jahre hier bist, wird er dir auch willkommen sein, besonders dann, falls du noch ein oder gar zwei gesunde Organe besitzt, die unserer Welt helfen. Ich weiß, dass es früher anders war, ich erinnere mich noch. Rhodan hätte das niemals erlaubt, aber die Zeiten haben sich seit der Aphilie geändert ...« Er verstummte und bekam einen Hustenanfall. Vester beruhigte ihn, soweit es in seiner Macht lag.

Er blieb bei dem Sterbenden sitzen, bis alles vorbei war. Dann erst ging er zurück zu seinem Bett und berührte das Sensorfeld unter dem Transmitterfach. Eine kalt und unpersönlich klingende Stimme fragte, was er wolle.

»Verdas ist tot. Wird man ihn abholen?«

»Sofort!« Das war alles.

Kaum zwei Minuten später kamen die Männer, hoben den Toten samt der Bettwäsche von seinem Lager auf eine Bahre und fuhren ihn hinaus.

Vester legte sich aufs Bett und schloss die Augen. Das Bild der Stummhäuser war plötzlich klar. Er fragte sich nur, wie er sein Wissen der Organisation mitteilen sollte, sofern der Sender wirklich ausgefallen war. Aber vielleicht funktionierte nur sein Empfänger nicht.

Noch in dieser Nacht sprach er einen ausführlichen Bericht in das Zahnmikrofon und betete, dass man seine Worte irgendwo aufging.

Der Verwalter von Stummhaus Nr. 23 in Melbourne las den Bericht zweimal durch, legte ihn vor sich auf den Tisch und überlegte. In seiner Anstalt gab es einen geheimen Sender! Das war mehr als ungeheuerlich. Er musste den Übeltäter finden, bevor seine vorgesetzte Dienststelle dahinter kam. Vor allem musste er ihn (oder sie?) schnell und spurlos verschwinden lassen, damit sein Versagen niemals bekannt wurde. Andernfalls war er erledigt.

Das System der Aphiliker beruhte auf der Grundlage gegenseitiger Überwachung. Nur wer Angst vor Denunziation hatte, arbeitete fehlerfrei und zuverlässig. Und nun lag dieser Bericht vor ihm auf dem Tisch, der einwandfrei besagte, dass jemand aus dem Stummhaus in die Öffentlichkeit funkte und sein Geheimnis preisgab.

Reservehaus für die Organbank!

Die Anpeilung war noch ungenau, aber es stand einwandfrei fest, dass sich der Sender im Haus befand. In welcher Abteilung, in welchem Raum?

Wenn er vorschnell eingriff, war der Verräter gewarnt. Aber sobald dieser seinen Sender noch einmal in Betrieb nahm, konnte eine exaktere Anpeilung erfolgen. Das war Grund genug, eine Aktion aufzuschieben, um mehr Zeit zum Überlegen zu erhalten.

War der Spion einer von den Alten oder ein Angestellter? Die Frage beschäftigte den Verwalter brennend. Der Text des aufgefangenen Funkspruchs deutete darauf hin, dass es jemand war, der das Stummhaus nie verlassen konnte, also einer der Alten. Und dieser legte Wert darauf, dass andere außerhalb der Mauern erfuhren, was im Stummhaus vor sich ging. Eine Organisation vielleicht? Der Verwalter war nicht dumm, aber auch er lebte in der ständigen Furcht vor den Behör-

den und ihren ehrgeizigen Beamten, die alles nur zu ihrem eigenen Vorteil taten. Er handelte ebenso, deshalb wusste er es. Wenn er also den Fall aufdeckte, legte man ihm unter Umständen eine Verfehlung zur Last. Alle würden behaupten, dass seine Unachtsamkeit schuld sei, dass ein Spion ins Stummhaus gelangt war.

Im eigenen Interesse musste er das vermeiden.

Während er noch überlegte, wurde ein neuer Transport angemeldet. Er kam von Terence, aus dem Landesinnern.

Der Verwalter war über die Ablenkung sogar froh, zumal es sich um eine reine Routineangelegenheit handelte. Die einlaufenden Akten ließ er vom Computer ordnen und las sie diesmal gar nicht erst durch. Deshalb versäumte er die Antwort auf einige seiner Fragen.

In dieser Nacht schlief Vester Brackjon schlecht. Die Ungewissheit quälte ihn. Wenn er nur gewusst hätte, ob Harst seinen Bericht empfangen hatte. Wenn ja, konnte er seine Aufgabe als beendet ansehen und einen Fluchtversuch wagen. Falls er dabei getötet wurde, war außer seinem Leben nichts verloren. Sein Wissen würde der Organisation weiterhelfen. Andernfalls musste er versuchen, lebend hier herauszukommen, um der OGN alle Informationen zuzuspielen.

Was also sollte er tun - außer abzuwarten?

Am anderen Tag flüsterte ihm ein alter Mann zu: »Es kommen wie der Neue. Wir haben noch drei Betten frei, seit Verdas tot ist. Es ist immer schön, Neuigkeiten zu erfahren.«

Die Neueingelieferten bedeuteten die einzige Nachrichtenquelle für die Alten. Von ihnen erfuhren sie, was draußen in der Welt geschah. Vester interessierten die Neuen nur wenig. Sie lieferten Stoff für weiteres Geschwätz, das war alles.

Zwei Männer fragten nach einem freien Bett und bezogen Quartier. Von der Außenwelt konnten sie nicht viel berichten, deshalb schwand das Interesse an ihnen rasch.

Einer der Neuen hatte das freie Bett neben Vester bekommen. Er sah halb verwildert aus. Als Vester ihn fragte, erklärte er, sechs Monate lang in den Bergen gehaust zu haben. »Sie haben eine große Suchaktion durchgeführt und mehr als ein Dutzend eingefangen«, berichtete er bereitwillig. »Eigentlich bin ich ganz froh, dass nun alles vorbei ist. Wie lange bist du schon hier?«

»Erst eine gute Woche«, sagte Vester. »Wenn du mehr von hier wissen willst, musst du die anderen fragen.«

»Werden wir umgebracht?«

»Unsinn. Ihr werdet morgen sogar ärztlich untersucht. Es ist alles halb so schlimm.« Vester untertrieb bewusst, denn er konnte sich die Gefühle des anderen vorstellen, und er war schließlich kein Aphiliker. »Nur die Sonne wirst du nicht mehr sehen.«

»Sie heißt auch nicht Sol«, knurrte sein Nebenmann und schloss die Augen. Damit war das Gespräch vorerst beendet.

Der Tag verging wie jeder andere. Vester war mit seinen Fluchtplänen beschäftigt und gelangte zu dem Entschluss, dass er sich zuerst noch umsehen musste, bevor er etwas unternahm. Eigentlich kannte er nur den Wohnraum und den Korridor mit den Seitengängen und Türen. In diesem Komplex konnte sich jeder frei bewegen, und es gab keine Wachen. Die Ausgangstür war verschlossen und sehr stabil. Ohne Hilfsmittel würde er sie kaum öffnen können.

Nach Empfang der Ration verließ er den Wohnraum und schlenderte den Korridor entlang. Er begegnete nur zwei alten Männern und alten Frauen. Sie warfen ihm einen flüchtigen Blick zu und kümmerten sich nicht weiter um ihn.

Einmal öffnete er eine der zahlreichen Türen und schaute in den Raum dahinter, der sich von seinem nicht unterschied. Die Männer lagen in den Betten oder saßen am Tisch, schweigsam und dumpf vor sich hin brütend. *Lebende Leichen*, dachte Vester bitter.

Am Ende des Korridors stand er vor einer massiven Betonmauer. Hinter ihr lag die Freiheit, vielleicht nur einen halben Meter entfernt - aber unerreichbar.

Brackjon wandte sich um und ging zurück. Das grelle Deckenlicht verscheuchte auch die geringste Spur behaglicher Geborgenheit - hätte es sie überhaupt gegeben. Das Stummhaus war ein Gefängnis für Lebenslängliche, nicht mehr und nicht weniger.

Aus einem der Gänge kam eine alte Frau, stutzte, als sie ihn erblickte, und ging dann auf ihn zu. Sie streckte ihm die Hand entgegen, eine mehr als ungewöhnliche Geste in dieser kalten Welt.

»Kervin, endlich finde ich dich! Hast du ein Bett bekommen?«

Vester ergriff die Hand und versuchte, den Schock zu verbergen, der ihn zu lähmen drohte. Hunderterlei Vermutungen schossen ihm durch den Kopf, aber nur eine davon konnte zutreffend sein. Die Frau hielt ihn für Kervin Caughens, dessen Rolle er seit mehr als einer Woche spielte. Es war sicherer, sie in diesem Glauben zu lassen - vorerst wenigstens.

»Ja, ich habe ein Bett. Und du?«

»Hier im Gang, das letzte Zimmer links. Komm mit, ich zeige es dir, dann kannst du mich besuchen. Es ist doch nicht ganz so schlimm hier, wie wir uns das vorgestellt haben. Findest du nicht auch, Kevin?«

»Doch, doch.« Wenn er nur ihren Namen wüsste! Er hätte den richtigen Kevin danach fragen müssen, fiel ihm ein. »Wir werden uns oft sehen.«

Sie ging voran, er folgte ihr. Sie konnten sich gegenseitig besuchen, das war nicht verboten. Bei der Alten handelte es sich um eine Bekannte von Kevin, das war klar. Wann hatten sie sich das letzte Mal gesehen? Sie konnte nichts von dem Tausch wissen, denn er war von Terence aus sofort in Melbourne eingeliefert worden, und die alte Frau konnte erst mit dem heutigen Transport eingetroffen sein.

»Dort ist mein Bett, Kevin.« Sie betrachtete ihn aufmerksamer. »Was haben sie mit dir gemacht? Du siehst verändert aus. In den paar Stunden kannst du kaum jünger geworden sein ...«

In den paar Stunden?

Hastig sagte Vester: »Das macht die Beleuchtung. Ich werde dich morgen hier besuchen. Versuche, dich inzwischen einzuleben.«

Sie sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Dann erreichte Vester den Hauptkorridor und ging schneller, um niemandem mehr zu begegnen. Wenn sie den richtigen Kevin wirklich eingefangen und heute eingeliefert hatten, konnte es nur noch eine Frage von Stunden sein, bis der Betrug aufflog.

Er lag mit geschlossenen Augen auf seinem Bett und versuchte nachzudenken. Im Stummhaus Nr. 23 gab es nun zwei Männer namens Kevin Caughens, und sie sahen aus wie Zwillinge. Selbst die alte Frau hatte keinen Unterschied feststellen können, wenigstens keinen bemerkenswerten. Aber zweifellos musste die Verwaltung des Stummhauses den Doppelgänger registrieren. Spätestens bei der morgen anstehenden medizinischen Untersuchung.

Vester spürte, dass sich die Schlinge immer fester um seinen Hals legte. Er musste sie abstreifen, ehe es zu spät war.

Als das Licht endlich gelöscht wurde, kroch er unter die Decke. Er flüsterte in das Zahnmikrofon: »Ich melde mich zum letzten Mal, denn die Entdeckung ist unausbleiblich. Morgen versuche ich zu fliehen. Ich gebe noch einmal einen ausführlichen Bericht über die Verhältnisse in Stummhaus 23, Melbourne ...«

Kervin Caughens fiel aus allen Wolken, als er Kathleen am anderen Vormittag begegnete und sie ihn aufforderte: »Nun zeig mir, wo du wohnst. Wo mein Quartier ist, weißt du ja von gestern. Komm!« Sie musterte ihn. »Heute siehst du wieder besser aus, Kervin.«

Er starrte sie an. »Gestern? Ich sehe dich heute zum ersten Mal hier, Kathleen.«

Sie begriff sofort, was geschehen war. »Der Mann, der dich aus dem Gefängnis von Terence holte! Natürlich, er war es! Komm, wir müssen ihn finden!«

Kervin schüttelte den Kopf. »Warum denn? Übrigens holen sie uns gleich zur Untersuchung.«

Kathleen lehnte sich gegen die kalte Betonmauer. »Dann ist er verloren, denn es kann nicht unbemerkt bleiben, dass es zwei Caughens gibt, Kervin. Oder du bist erledigt, weil sie nicht wissen, welcher der echte ist. Auf jeden Fall ist einer von euch zu viel vorhanden.«

»Was soll ich denn machen?«

»Wenn ich das nur wüsste ...«

Für zwei Aphiliker war es erstaunlich, dass sie noch so etwas wie Dankbarkeit kannten. Vielleicht lag das an der Tatsache, dass ihre Erinnerung an die alte Zeit nicht völlig erloschen war. Sie wollten einem Fremden helfen, aber sie konnten nichts anderes tun, als ihn nicht zu verraten.

Wenig später wurden sie zur Untersuchung abgeholt.

Vester, der durch den Türspalt blickte, erkannte Kervin auf den ersten Blick. Er ging neben der alten Frau, die ihn gestern angesprochen hatte. Ob sie ihren Irrtum inzwischen bemerkt hatte? Seine Aufmerksamkeit wurde von zwei uniformierten Männern abgelenkt, die sich an den Alten vorbei in den Korridor drängten. Sie gingen langsam weiter, und einer von ihnen studierte schriftliche Aufzeichnungen.

Sie kamen auf seine Tür zu. Hastig legte Vester sich aufs Bett. Durch die halb geöffneten Lider sah er die Männer in den Wohnraum kommen und sich suchend umblicken. Wieder zog der eine seine Notizen zu Rate, dann deutete er auf das Bett, in dem Vester lag.

»Das muss er sein, ein Irrtum ist ausgeschlossen.« Sie kamen zu ihm und rüttelten ihn. »He, du! Aufstehen! Der Verwalter will mit dir sprechen.«

Vester richtete sich scheinbar schlaftrunken auf.

»Was ist los?«

»Komm mit!« Sie nahmen ihn in die Mitte und führten ihn aus dem Raum. Die alten Männer schauten verständnislos hinter ihnen her. Es

kam selten vor, dass jemand aus ihren Reihen abgeholt wurde, solange er noch lebte.

Auf dem Korridor meinte Vester: »Könnt ihr mir endlich sagen, was eigentlich los ist?«

»Mund halten!«, wurde er angeschnauzt. Der Griff um seine Arme verstärkte sich. »Du wirst es früh genug erfahren.«

Vester ahnte, was geschehen sein musste. Es gab bestimmt eine Registratur in der Anstalt, und diese hatte festgestellt, dass Kervin Caughens doppelt vorhanden war. Er hätte den Fluchtversuch einen Tag früher unternehmen sollen.

Die Männer überquerten mit ihm den Hof und führten ihn in ein Gebäude, das er zum ersten Mal betrat. Die Böden waren mit Kunstteppichen ausgelegt, an den Wänden hingen scheußliche Bilder. Vor einer Tür sagte eine Lautsprecherstimme: »Lasst ihn zu mir - allein! Wartet draußen!«

Hinter einem breiten Tisch saß ein Mann in der dunklen Uniform der Stummhäuser. Er betrachtete Vester voller Interesse und musterte ihn von oben bis unten. In seinen Augen glaubte Vester eine Spur von Unmut entdecken zu können, was unter den gegebenen Umständen kein Wunder war. Der Vorfall schien dem Verwalter alles andere als angenehm zu sein. Vielleicht befürchtete er Schwierigkeiten mit seinen Vorgesetzten.

»Setzen Sie sich«, sagte er schließlich und deutete auf einen Stuhl. »Sie werden sich denken können, warum ich Sie sprechen will.«

Vester nickte. Leugnen würde wenig Sinn haben. Er hatte sich eine hübsche Geschichte zurechtgelegt.

»Kervin ist ein Vetter von mir, müssen Sie wissen, und er bekam die Einweisung in dieses Stummhaus. Ich selbst erhielt nie eine, und ich nehme an, man vergaß mich. Kervin floh - er ist da etwas seltsam und liebt die Freiheit. Also holte ich ihn aus dem Gefängnis in Terence und übernahm seine Rolle. Das ist eigentlich alles. Im Grunde kann man es nicht einmal als Verbrechen bezeichnen, denn ich habe nur einen Fehler der Bürokratie korrigiert. Allerdings haben Sie nun zwei Männer mit dem Namen Kervin Caughens hier. Das ist jetzt Ihr Problem.«

Der Verwalter starrte Vester unentwegt an, und dabei wurden seine Augen immer größer, sein Blick ständig ungläubiger. Er schwieg volle fünf Minuten, und Vester beschlich das Gefühl, einen Fehler gemacht und zu viel gesagt zu haben.

Schließlich vergewisserte sich der Verwalter: »Wollen Sie behaupten, in unserem Haus gibt es zwei Männer, die Kervin Caughens heißen?

Und Sie geben zu, die Rolle des anderen übernommen zu haben, nur so zum Spaß?«

»Stimmt.«

»Sie lügen! Aber fragen wir die Registratur.« Er tippte einige Daten in ein Lichtfeld auf der Tischplatte. »Gleich werden wir alles über Kervin Caughens erfahren.«

Vester begriff, dass der Verwalter bislang nichts von seiner Doppelrolle gewusst hatte. Er hatte ihn aus einem ganz anderen Grund zu sich rufen lassen, der nichts mit Kervin Caughens zu tun hatte. Statt den Uniformierten vom eigentlichen Problem abzulenken, hatte er ihn erst recht darauf aufmerksam gemacht. Das war ein Fehler, der sich verhängnisvoll auswirken konnte.

Die angeforderten Informationen kamen im Klartext. Der Verwalter las sie und blickte Vester forschend an. In seiner Stimme lag Unsicherheit, als er sagte: »Kervin Caughens befindet sich zurzeit bei der medizinischen Überprüfung. Sein Gesundheitszustand ist nicht der beste. Er wird für die Organbank nur von geringem Nutzen sein. Gleichzeitig informiert die Positronik darüber, dass Kervin Caughens vor sieben Tagen untersucht wurde, mit guten Resultaten. Es kann sich demnach nicht um ein und dieselbe Person handeln. Ihr Märchen stimmt also. Aber warum? Sie hätten sich nur bei den Behörden zu melden brauchen, ganz abgesehen von der allgemein bekannten Tatsache, dass sich niemand freiwillig in ein Stummhaus begibt. Was steckt also wirklich dahinter?«

Vester grinste. »Es gibt also immer noch Rechner, die sich irren. Ein beruhigendes Gefühl, nicht wahr?«

»Lenken Sie nicht ab!«, fuhr der Verwalter ihn wütend an. Es war seine eigene Unsicherheit, die ihn wütend machte. »Ich will die wahren Hintergründe wissen. Welche Organisation hat Sie geschickt?«

Das war eine direkte Frage - und eine gefährliche obendrein.

»Lösen wir erst das eine Problem, bevor wir zum zweiten kommen«, schlug Vester vor, der ohnehin nicht mehr viel zu verlieren hatte. »Was tun Sie nun mit zwei Caughens? Wie wollen Sie sich vor der Behörde rechtfertigen? Sie hätten die Daten vorher genauer überprüfen müssen, das ist schließlich Ihre Aufgabe.«

Der Verwalter schüttelte den Kopf. »Der Trick zieht nicht bei mir, Bursche. Ich könnte Sie ja für einen Spion der Regierung halten, der den Auftrag erhielt, mich zu überprüfen. Aber wenn dem wirklich so wäre, könnten Sie nicht daran interessiert sein, Informationen über das Stummhaus nach außen zu tragen - und zwar mit Hilfe eines Funkgeräts. Wo haben Sie es verborgen?«

Jetzt war die Reihe an Vester, wirklich erschrocken zu sein. Prompt fuhr er sich mit der Zungenspitze über den hohlen Zahn, in dem das Mikroskopgerät versteckt war. Er schwieg betroffen und wartete.

Der Verwalter seinerseits war froh, endlich einen Trumpf ausgespielt zu haben. Allerdings wusste er nun auch, dass er nicht nur einen, sondern zwei Fehler begangen hatte - zumindest in den Augen seiner vorgesetzten Behörde. Das aber alles nur, wenn dieser verzwickte Fall bekannt wurde.

»Sie können es mir verraten, Kervin Caughens, oder wie immer Sie wirklich heißen. Ich weiß nun, dass Sie die Rolle mit dem richtigen Caughens tauschten, um illegal ins Stummhaus zu gelangen. Hinter Ihnen steht eine Organisation, wahrscheinlich sogar Non-Aphiliker. Sie wissen, was mit Ihnen geschieht, wenn das bekannt wird?«

»Das ist nicht schwer zu erraten. Man wird versuchen, alles aus mir herauszupressen, und dann wird man mich töten. Aber geben Sie sich keinen Hoffnungen hin, Verwalter. Ich sterbe vorher, und zwar freiwillig.«

Der Verwalter nickte. »Ja, das wäre in der Tat die beste Lösung - für Sie und für mich. Aber sagen Sie mir trotzdem, wo Sie den Sender versteckt haben, oder ich übergebe Sie den Mediziniern.«

Vester gewann allmählich seine Überlegenheit zurück. »Sie werden sich hüten, das zu tun. Denn dann käme Ihr Versagen heraus, nicht wahr? Sie haben fahrlässig gehandelt, und ich weiß, welche Strafen darauf stehen. Sie müssen sich also eine andere Lösung einfallen lassen.«

»Ich kann Sie nicht einfach laufen lassen.«

»Doch, das könnten Sie, denn dann würde niemand etwas erfahren.«

Der Verwalter sann vor sich hin. Er saß offensichtlich in der Klemme. Hinzu kam, dass er nicht wusste, wie sich der Polizeichef von Terence verhalten würde, der zweifellos von den beiden Caughens wusste und sein Versagen ebenfalls vertuschte. Insofern bedeutete er keine Gefahr, es sei denn, er war verrückt genug, den Fall weiterzumelden.

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte er und blickte Vester scharf an. »Ich lasse Sie in den Konverter werfen.«

Brackjon nickte gelassen. »Natürlich, das ist auch eine Lösung. Aber dann werfen Sie am besten den echten Kervin Caughens und die alte Frau gleich hinterher. Auch die Ärzte, die ihn heute untersuchten, und das Wachpersonal. Habe ich Recht?«

»Sie sind ein Satan! Wer sind Sie eigentlich?«

Vester lächelte maliziös. »Kervin Caughens der Zweite, Verwalter. Aber wenn Sie klug sind, bleibt das unser Geheimnis. Noch fällt es nicht

auf wenn ein Caughens verschwindet - ich meine, aus dem Tor. Sie haben sicher eine Uniform übrig.«

»Und wenn Sie draußen sind, verraten Sie mich. Nein, so geht das nicht! Machen Sie einen anderen Vorschlag, der mich absichert.«

Vester wechselte das Thema: »Sie haben mich also gefunden, indem Sie meinen Sender anpeilten. Nun weiß ich wenigstens, dass meine Informationen das Stummhaus verließen. Die Leute, die hinter mir stehen, wissen nun Bescheid.«

Der Verwalter grinste schräg. »Sie erinnern mich daran, dass die beiden Männer vor dieser Tür von Ihrer Existenz wissen. Das lässt keine Kompromisse zu. Übrigens muss ich Sie enttäuschen. Die Reichweite Ihres Senders beträgt kaum einen Kilometer. Ihr Kontaktmann müsste sich also sehr nahe am Stummhaus aufhalten, um die Informationen erhalten zu haben. Ihr Gerät ist wertlos. Ich nehme an, es ist in einem Knochen verborgen und wurde bei der Untersuchung beschädigt. Schade.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort.«

»Dann überzeuge ich Sie: Behalten Sie das Gerät und senden Sie damit, soviel Sie wollen. Niemand wird Sie daran hindern. Genügt das?«

Deshalb also hatte er nie eine Bestätigung erhalten! Oder war nur der Empfänger zu schwach? Die Ungewissheit blieb.

»Also gut, was tun wir?«

Der Verwalter antwortete nicht sofort. Ebenso wie Vester wog er seine Chancen ab. Wenn er den Spion im Konverter verschwinden ließ, würde es nicht viele Fragen geben, dafür aber umso unangenehmere. In dieser Hinsicht würde er nur dann keine Schwierigkeiten haben, wenn der leitende Arzt ihm den Totenschein ausstellte. Damit jedoch besaß er einen Mitwisser. Hinzu kam, dass Kervin erst wirklich tot sein musste, ehe man ihn dem Konverter übergab.

Die zweite Lösung war, Kervin den Zweiten freizulassen. Das aber barg das Risiko eines Verrats in sich, was alles nur noch verschlimmern konnte. Wer durfte sich heute noch auf das Ehrenwort eines anderen Menschen verlassen?

Gab es keine dritte Möglichkeit, die ihn in keinem Fall belasten konnte? Sobald er die Schuld einem Dritten zuschieben konnte, zum Beispiel dem Polizeichef von Terence ...?

Das funktionierte auch nicht. Die Leute des Gleiterverbandes wussten, dass ein Kervin Caughens ins Gefängnis eingeliefert worden war. Früher oder später wurden die Listen verglichen, und dann würde ein Name fehlen.

Der Verwalter zuckte zusammen und versuchte sich zu beherrschen.

Wieso würde ein Name fehlen? Es gab zwei Kervin Caughens, und wenn einer von ihnen verschwand, blieb immer noch der andere. Ein Irrtum bei der Programmierung des Hauptrechners -ja, sogar ein Irrtum der Positronik selbst ... Ein gar nicht Existierender verschwand -wieso nicht? Der Verwalter unterdrückte das Grinsen der Genugtuung. »Sie werden verstehen, dass ich meine Entscheidung nicht überstürzt treffen kann. Ich lasse Sie jedoch nicht zu den Alten zurückbringen, sondern stelle Ihnen einen einzelnen Wohnraum zur Verfügung. Im Grunde genommen gibt es Sie überhaupt nicht. Sobald ich mir alles in Ruhe überlegt habe, teile ich Ihnen meinen Entschluss mit. Bis dahin bitte ich Sie, kein Wort mit den Wärtern zu sprechen und auch Ihren Sender nicht zu benutzen. Sie könnten erneut angepeilt werden und würden damit unsere private Abmachung sabotieren.«

Vester sah ein, dass er keine andere Wahl hatte, als das Angebot anzunehmen. »Also gut«, pflichtete er bei. »Aber denken Sie nicht zu lange nach, Verwalter. Es ist auch in Ihrem Interesse, wenn wir die Lösung bald finden.«

»Ich glaube«, erwiderte der Mann mit ausdrucksloser Miene, »ich habe sie fast gefunden.«

Als Vester später in dem abgeschlossenen Einzelzimmer auf dem Bett saß, ließ er sich noch einmal alles durch den Kopf gehen, und da er nicht weniger intelligent als der Verwalter war, verliefen sein Überlegungen in ähnlichen Bahnen. Es dauerte nur ein wenig länger, bis er zu der einzigen logischen Lösung kam, weil er sich zuerst in die Lage des Verwalters hineinversetzen musste.

Es gab zwei Caughens, aber außer Caughens selbst, der alten Frau und dem Verwalter wusste niemand davon. Die beiden Alten würden schweigen, wenn es plötzlich keinen Doppelgänger mehr gab, das war logisch und in ihrem eigenen Interesse.

Dann hatte noch der Polizeichef von Terence eine Ahnung, aber auch der würde wohlweislich den Mund halten.

Damit kannte nur der Verwalter das eigentliche Geheimnis. Und der Raum, in dem Vester sich jetzt aufhielt, konnte sehr gut eine Art »Bestrafungsraum« sein, in den widerspenstige Insassen des Stummhauses gebracht wurden, bis sie wieder »vernünftig« geworden waren.

Falls ein solcher »Patient« starb ... Vester erkannte in diesem Augenblick, was der Verwalter plante. Das ging ohne Formalitäten und Akten. Er starb, kam in den Konverter und wurde vergessen. Die Information

über seinen Tod musste vom Verwalter erfasst werden. Aber der würde das mit Sicherheit ebenfalls vergessen.

Ein Kervin Caughens indes würde bis zu seinem natürlichen Tod im Stummhaus Nr. 23 von Melbourne leben ...

Den Unterschied zwischen Tag und Nacht konnte er nicht feststellen, denn er besaß keine Uhr, und das Licht ging nicht aus. Ein Fenster gab es nicht in dem Einzelzimmer. Trotzdem musste er so schnell wie möglich fliehen, wenn er eine Chance haben wollte. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hatte der Verwalter schon alles in die Wege geleitet, ihn zu beseitigen.

Aber wie sollte er fliehen? Er hatte nicht einmal einen Löffel oder gar ein Messer, das er in ein Werkzeug verwandeln konnte. Er hatte nur seinen Sender, und der war nutzlos.

Er lag auf dem Bett, als die Tür geöffnet wurde und ein Wärter ihm seine Ration durch den Spalt schob, ehe er einen Gedanken an Flucht fassen konnte. Eine Sekunde später war die Tür wieder verschlossen.

Vester Brackjon betrachtete den Karton mit der Ration und unterdrückte sein Hungergefühl. Viel schlimmer war der Durst, der sich quälend bemerkbar machte. Doch er widerstand der Versuchung, aus der Plastikflasche zu trinken.

Er wusste nun, dass der Verwalter ihn vergiften wollte. Das war die einfachste Methode, sich seiner für immer zu entledigen. Eine ärztliche Untersuchung würde es nicht geben. Er war einfach gestorben und würde im Konverter verschwinden.

Kervin Caughens aber lebte weiter ...

Einen Vester Brackjon hatte es nie gegeben.

Er ignorierte seine Ration, leerte jedoch den Karton und schob lediglich des Essen unters Bett. Während der Nacht, das wusste er von den anderen Alten, gingen viele der Wärter nach Hause. Auch der Verwalter. Vester hätte jede Wette darauf abgeschlossen, dass der Mann heute im Dienst blieb.

Er lag auf seinem Bett, die Augen geschlossen, und wartete. Sobald jemand kam, konnten es nur der Verwalter oder ein Arzt sein, die seinen klinischen Tod feststellen wollten. Der Abtransport zum Konverter würde offiziell erfolgen, während der Verwalter und der Arzt ihre bürokratische Pflicht an der Positronik erfüllten - die mit einer Null gefüttert wurde. Die Null war er, Vester Brackjon, Agent der Organisation Guter Nachbar.

Zwei oder drei Stunden vergingen, bist endlich etwas geschah. Das positronische Sicherheitsschloss gab die Sperre frei, die Tür öffnete sich. Vester lag auf dem Rücken, die Augen halb geschlossen. Er hielt den Atem an und rührte sich nicht, als er den Verwalter erkannte, der in der Tür stehen geblieben war und ihn betrachtete. Niemand sonst war gekommen.

Vester wollte warten, bis der Mann ins Zimmer trat, um ihn dann zu überwältigen, aber er zögerte zu lange. Der Verwalter hatte sich wohl nur davon überzeugen wollen, dass sein teuflischer Plan geglückt war, denn er drehte sich um und ging wieder.

Er ließ die Tür geöffnet. Wahrscheinlich wollte er nur den Arzt holen, um in den Besitz des legitimierenden Totenscheins zu gelangen.

Vester hörte seine Schritte leiser werden, glitt vom Bett und blickte hinaus auf den Korridor. Niemand war zu sehen. Aber eine der Türen war nur angelehnt, und dahinter hörte er Geräusche. Vorsichtig spähte er durch den Spalt und erkannte den Verwalter, der gerade dabei war, eine Bildsprechverbindung zu schalten.

Hastig trat er ein.

»Ich würde das an Ihrer Stelle nicht tun!«, warnte er leise und eindringlich. »Bleiben Sie stehen - ganz ruhig! Haben Sie wirklich gedacht, ich ließe mich freiwillig vergiften?«

Der Verwalter war vor Schreck erstarrt und sah den Totgeglaubten an wie ein Gespenst. Seine Hand löste sich langsam vom Visifon und ballte sich zur Faust.

»Vergiften ...?«

Vester nickte. »Ich kenne Ihren Plan, Sie brauchen nicht zu leugnen. Aber wir werden den Plan ändern. Sie geben mir eine Uniform, und dann werden Sie mich aus der Anstalt hinausbringen und ein Stück des Weges begleiten. Also los, bewegen Sie sich - aber vorsichtig. Haben Sie eine Waffe?«

Der Verwalter schien seine erste Überraschung überwunden zu haben. Immerhin konnte er schon wieder den Kopf schütteln. »Wie wollen Sie aus dem Tor kommen? Ein alter Mann in Uniform - das ist unmöglich! Geben Sie auf!«

»Sie werden sich wundern, wie schnell ich wieder jung bin. Setzen Sie sich auf den Stuhl!« Vester ließ Wasser in das kleine Becken an der Wand laufen. Unter einem Fingernagel holte er ein winziges Stück Plastik hervor, zerquetschte es und warf es ins Becken. Das Wasser verfärbte sich. »Sie werden gleich Zeuge eines einmaligen Verwandlungsakts.« Während er die Hände ins Wasser tauchte und sich das Gesicht wusch,

ließ Vester den Verwalter keine Sekunde lang aus den Augen. Auch die Haare unterzog er der Prozedur, und schon Minuten später verschwanden die Falten aus der Haut, und die Haare schienen plötzlich zu wachsen, bis sie ihre ursprüngliche Fülle zurückerhalten hatten.

Vester Brackjon verjüngte sich zusehends.

Der Verwalter beobachtete den Vorgang in stummer Fassungslosigkeit, blieb aber gehorsam auf dem Stuhl sitzen. Er sah ein, dass er diesem Mann, wer immer er auch sein mochte, nicht gewachsen war.

»Und nun zieht sogar die Ausrede mit dem alten Mann in Uniform nicht mehr«, sagte Vester. »Kommen Sie, wir wollen keine Zeit verlieren. Machen Sie keinen Fehler und vergessen Sie nicht, dass ich genau wie Sie daran interessiert bin, spurlos und für immer zu verschwinden. Niemand wird je erfahren, dass Sie einen Insassen zu viel im Stummhaus beherbergten.«

Der Verwalter erhob sich und führte Vester in eine Kleiderkammer. Zehn Minuten später erteilte er vom Büro aus den Befehl, die Ausgangstür zu öffnen.

Vester bemerkte aus den Augenwinkeln heraus den Wärter, der die Anlage bediente. Neben dem Verwalter ging er durch das Tor, das sich sofort hinter ihnen wieder schloss.

Er hatte das Stummhaus verlassen. Lebend sogar.

»Und jetzt?«, fragte sein unfreiwilliger Helfer.

»Wir gehen noch ein Stück, bis ich sicher sein kann, dass Sie keine neue Schweinerei vorhaben. Eigentlich sollte ich Sie für eine Weile unschädlich machen, aber ich baue auf Ihren logischen Verstand und Ihre Vernunft. Sie haben keine andere Wahl, wenn Sie sich nicht selbst schaden wollen.«

Sie kamen an dem Hotel vorbei, in dem Harst und er gewohnt hatten. Vester fragte sich, ob man Jasmins Leiche schon gefunden hatte. Harst war sicher wieder in Borneo, und wenn er selbst Glück hatte, würde er es ebenfalls schaffen.

Die Straßen wurden belebter, obwohl es schon spät in der Nacht war. Der Verwalter erschrak, als Vester fragte: »Wo wohnen Sie?«

»Nicht weit von hier. Warum?«

»Dann gehen Sie jetzt weiter, und drehen Sie sich nicht mehr um. Ich werde Ihnen ein Stück weit unbemerkt folgen und Sie beobachten. Machen Sie keine Dummheiten. Sie werden nicht wissen, wann ich verschwinde und wohin. Ich kann auch morgen noch in Ihrer Nähe sein, denken Sie daran.«

Der Verwalter nickte und setzte sich in Bewegung. »Ich weiß, wann et-

was gut für mich ist und wann nicht«, sagte er, ging auf die andere Straßenseite und näherte sich mit gemessenen Schritten seiner Wohnung, die in einem mittleren Block lag. An der Haustür angelangt, drehte er sich trotz der Warnung um und versuchte, seinen Verfolger zu entdecken.

Er sah einige Leute, aber der Gesuchte war nicht dabei. Kervin M. Caughens oder wie immer er hieß, schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Aufatmend betrat der Verwalter das Haus und fuhr mit dem Lift nach oben. Ihm war, als hätte er eine Zentnerlast zurückgelassen.

Vester Brackjon war schon nach wenigen Metern in eine Seitenstraße abgebogen. Ohne Geld konnte er die Nacht in keinem Hotel verbringen, und die Sekretärin erreichte er nicht vor dem neuen Tag, weil er ihre Privatanschrift nicht kannte.

Aber er hatte Glück. Ein junges, ausgehungertes Mädchen gewährte ihm Unterkunft.

Vester begann allmählich daran zu glauben, dass er es bis Borneo schaffen würde - der Aphilie zum Trotz.

13.

New York

Langsam drehte sich die schwarze Gestalt im Kampfanzug herum. Das Echo des fauchenden Schusses verwehte zwischen den Bäumen und Büschen. Ein verirrter Sonnenstrahl fing sich im fast weißen Haar der jungen Frau.

Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand sie angreifen würde, steckte Crystal die Waffe ein. Nicht ein Muskel ihres ebenmäßigen Gesichts ließ erkennen, dass sie eben einen Kranken getötet hatte. *Hingerichtet*, dachte sie.

Ihre Augen leuchteten. Die Jagd war lang und erregend gewesen wie das Zusammensein mit einem starken Mann, aber die Befriedigung ging vorbei wie ein leichter Windstoß. Schon war alles nur noch eine flüchtige Erinnerung. Dort drüben, keine hundert Schritte entfernt, lag der Kranke, der dieser Gesellschaft nicht mehr zur Last fallen würde.

Crystal streckte sich, atmete zufrieden die frische, kühle Morgenluft ein und sah zwischen den mächtigen Zweigen, über dem Spiegel des

Sees die Anzeige der großen Uhr. Fünf Uhr und dreizehn Minuten. Das Leben hier zwischen dem Park und den verfallenden Hochhäusern New Yorks faszinierte sie und ließ sie deutlicher als jemals erkennen, dass sie im Begriff war, einer der *Outsider* zu werden, von denen jeder nur achtungsvoll flüsterte.

Wie ein Schatten verschwand sie.

Stille breitete sich aus. Bis hin zur Front der Gebäude und der Auf-fahrtsrampen bewegte sich nichts. Nur unsichtbar bleibende Vögel lärmten.

Crystal Talongh, achtundzwanzig Jahre jung, nutzte wie ein Tier des Dschungels die Deckung der verwilderten Pflanzen. Gleichzeitig beobachtete sie den Himmel über sich, die Umgebung und die Mikro-Orter an ihren Handgelenken. Niemand verfolgte sie. Minuten später tauchte sie aus dem Grün auf und stand knapp vor dem Leichnam.

Mit dem Fuß drehte sie den schweren Körper um. Gras klebte an den Rändern der Brandwunde, die Kinn, Hals und Brust verunstaltete. Die gebrochenen Augen des Mannes, der sich durch den Wahnsinn seiner Krankheit außerhalb der Gesellschaft gestellt hatte, blickten starr in den hellblauen Himmel hinauf. Es bestand kein Zweifel daran, dass er wirklich tot war.

Crystal warf sich wieder herum und verschwand zwischen den Bäumen. Mit der entschulten Waffe in der rechten Hand rannte sie leichtfüßig auf die Front des nächstliegenden Gebäudes zu. Dort stand ihr kleiner Spezialgleiter.

Die Outsider, die Mitglieder einer Menschengruppe, die das Recht in ihre eigene Verantwortung genommen hatten, waren noch nicht akzeptiert, obwohl die offiziellen Organe die Jäger duldeten, ob sie nun »Grizzly« Janzon hießen, Hammer Dross oder ähnlich berühmt waren wie Jocelyn, der »Specht«. Aber der Staat akzeptierte und unterstützte sie nicht. Noch nicht.

Folglich musste sie verschwinden, wollte sie keine Unannehmlichkeiten bekommen. Crystal Talongh nahm die Schultern zurück, atmete tief durch und freute sich auf ein heißes Bad. Ihre Freude - aber das wusste sie nicht - war abstrakt und weit entfernt von den tiefen Eindrücken, die von den Kranken wahrgenommen wurden. Für sie hatte ein Bad lediglich reinigende Funktion.

Crystal erreichte den Gleiter. Die winzige Detektorzelle registrierte ihre Individualschwingungen und gab die Sicherung frei. Jeden Unbefugten hätte ein furchtbarer Energieschlag mindestens gelähmt.

Alles in Ordnung, dachte Crystal. Sie war hungrig und brauchte einen

Schluck Alkohol zur Entspannung. Ihr schulterlanges Haar wehte, als sie sich mit einer gleitenden Bewegung in den Sitz schwang, die Maschine startete und abhob. Das verfallene Haus, in dessen einundvierzigstem Stockwerk sie wohnte, lag keine drei Kilometer entfernt.

Immer mehr verfallene Gebäude tauchten auf. Die Gärten und Parks zwischen ihnen waren bis zur Unkenntlichkeit verwildert, und nicht einmal die Reinigungsroboter arbeiteten. Das Stadtviertel lag in Agonie. Ebenso wie seine Bewohner; die meisten waren zu schwach zum Leben, doch zu stark zum Sterben. Niemand kümmerte sich um sie.

Aber jetzt schlafen sie, dachte Crystal und bog nach links ab. Der Gleiter raste durch eine Unterführung, tauchte jenseits der schmutzübersäten Piste wieder auf, und geradeaus lag das Haus, dessen Fenster zersplittert und dessen Fassadenplatten angebrochen und von Vogelkot übersät waren. Der Gleiter bremste vor der Einfahrt zur Tiefgarage ab. Langsam steuerte Crystal die Maschine weiter, aber hier, nahe ihrer privaten Festung, brauchte sie von niemandem etwas zu befürchten.

Die Kranken schlugen nicht zurück, die anderen Outsider würden sie nicht behelligen, und die Polizei tolerierte offensichtlich ihre Arbeit. Am deutlichsten hatte sie das in Hawaii erkannt; von dort war sie in den Dschungel aus Stein, menschlichem Chaos, Verwahrlosung und verwilderten Grünanlagen übersiedelt.

Der Gleiter tauchte in die leere Tiefgarage ein. Pfeiler und unbrauchbare Maschinen warfen groteske Schatten. Bevor Crystal ausstieg, aktivierte sie alle Sicherheitssysteme. Jeder Einbrecher würde sich bei dem Versuch, das Fahrzeug aufzubrechen, selbst in die Luft sprengen.

Im Zickzack rannte sie zur Rampe, gewohnheitsmäßig, hastete eine Treppe hinauf und sprang in den letzten noch funktionierenden Anti-gravschacht.

Langsam schwebte sie aufwärts.

Es war kurz vor sechs Uhr, und sie hatte die Hinrichtung des Kranken schon vergessen. In zwei Stunden würden die anderen hier hausenden Menschen wie Ratten die Häuser verlassen und ihre mühsamen Versuche beginnen, den neuen Tag zu überleben.

Dies war ihr eigener Bezirk. Im Schutz verschiedener Strahlensperren fühlte sie sich sicher. Crystal stand zehn Meter von der Tür ihrer Wohnung entfernt. Hier oben, nahezu einhundertfünfzig Meter über dem Boden, brannte die Sonne bald wieder auf die Terrasse herab.

Crystal zog den winzigen positronischen Schlüssel aus dem Handschuh. Sie war völlig ruhig und dachte in den Bereichen ihrer eigenen kalten Logik. Die Jagd war vorbei, eine neue Jagd auf einen neuen Kranken konnte beginnen.

Lautlos glitt die Tür zurück, und augenblicklich erkannte Crystal Talongh, dass etwas anders war. Sie handelte mit der tödlichen Präzision einer Giftschlange.

Ihr Individualschutzschirm flammte auf, ein Impuls aktivierte verschiedene Vorrichtungen in der Wohnung, die Waffe glitt wie von selbst in ihre Hand. *Jemand ist in meiner Wohnung!*, hämmerte es hinter ihrer Stirn. Sie presste sich neben der zugleitenden Tür an die Wand.

Der Geruch hatte sie gewarnt; bereits im Eingangsbereich hing das Aroma von Reinigungsschaum und Badezusatz in der Luft.

Lautlos glitt Crystal durch den halbdunklen Korridor, an dessen Wänden nicht nur teure Reproduktionen hingen. Hoch empfindliche Alarmsysteme waren eingebaut. Hatten sie versagt? Die Frau hörte weder Geräusche noch Atemzüge. Wer brachte es fertig, in ihre Festung einzudringen?

Ein Kranker...?

Sie überlegte, während sie vorwärts huschte, ein geschmeidiger, tödlicher Schatten. Sie war keineswegs unruhig, nur schon wieder erregt.

Nein! Ein Kranker würde niemals den Mut aufbringen, hier einzudringen.

Wer sonst? Einer der Menschen, die ihrem Ende und der völligen Desozialisierung entgegendämmerten? Eine der Kreaturen, die sie nicht einmal mehr beachtete?

Das war erst recht undenkbar.

Crystal erreichte den offenen Durchgang und hob die Waffe in Schussposition. Sie wusste, dass derjenige, der in ihrer eigenen Wohnung auf sie wartete, genügend Macht besaß, sie auch zu töten.

Also ein anderer Outsider! Es konnte nicht anders sein. Crystal drehte sich um den Pfosten herum, zielte mit der Waffe in die Richtung ihres luxuriösen Bades und sog die aromatisierte Luft ein. Ihr Herz schlug hart. Offensichtlich würde sie heute noch eine zweite Hinrichtung vollziehen. Oder sie wurde selbst getötet.

Um ihren Körper spannte sich das starke Abwehrfeld. Der große Wohnraum war leer. Es gab kein Möbelstück in dem Hundert-Quadratmeter-Raum, hinter dem sich jemand verbergen konnte.

Crystal glitt über den hochflorigen Teppich, an der Wand entlang und auf die nächste Tür zu. Immer intensiver hing der Geruch des Badezu-

satzes im Raum, in dem sich sonst nichts verändert hatte. Auch zeigte sich nicht der winzigste Schatten, keine Bewegung auf der Terrasse. Scheinbar war sie allein.

Also doch das Bad? Das konnte unmöglich sein! *Aus dem Bad entkommt niemand*, sagte sie sich staunend, als sie mit drei schnellen Sätzen die Robotküche durchquerte, hinter der Bar aus der Deckung auftauchte und die schwere, undurchsichtige Glastür des Baderaumes mit einem gezielten Fußtritt aufstieß.

Klickend rastete die Tür ein. Zwischen der riesigen, in den Boden eingelassenen Wanne und Crystal flirrte ein Energieschirm, der sich fast durch den Raum spannte und ihn halbierte.

»Willkommen!«, sagte eine männliche Stimme hinter dem energetischen Vorhang.

Eiskalt, ohne Angst oder Überraschung registrierte Crystal diesen neuen Umstand. Die Waffe in ihrer Hand zielte in einem Reflex auf die Stelle, von der die Stimme ausging. Dort war die Wanne und nicht nur die ...

»Was suchen Sie hier?«, stieß Crystal hervor und überzeugte sich mit einem kurzen Rundblick, dass der mittelgroße, sehnige Mann drei Meter vor ihr allein war. Er hielt ein Kontrollgerät in der linken und einen schweren Strahler in der rechten Hand und grinste unverschämt. Er sah verdammt gut aus, aber auch auf eine schwer zu beschreibende Art... tödlich.

»Eine passende Heimat. Ich bin Jocelyn, der Specht, das sollten Sie wissen. Sie haben einen guten Ruf in der Gegend, Crystal.«

Sie sagte kalt: »Scheren Sie sich hinaus! Ich richte ungern Outsider hin, also zwingen Sie mich nicht dazu. Meine Wohnung ist kein Hotel!«

Wieder grinste der »Specht«, aber seine Augen lächelten nicht mit. Er saß am Rand der Wanne, trug einen aufreizend gelben Morgenmantel und ruderte mit einem Fuß im schaumbedeckten Wasser. »Sie werden mich nicht hinrichten, wenn ich es nicht gestatte«, sagte er ohne jede Regung. »Ich bin lediglich hier, um Ihren Bezirk zu übernehmen.«

Crystals Gedanken überschlugen sich. Sie ahnte, dass ein Outsider, dem es gelang, ihre Verteidigungsanlagen zu durchbrechen - zudem ohne sichtbare Schäden und ohne die Meldesensoren auszulösen -, über die besseren Kenntnisse verfügte.

»Wir beide sind Outsider«, erwiderte sie. »Warum kümmern Sie sich nicht um die Kranken in diesem Stadtteil?«

Er musterte sie ungeniert. Sein durchdringender Blick glitt über ihre

enge Kleidung, und sie fühlte die Blicke auf ihrer Haut. Ein angenehmer Schauer breitete sich aus.

»Das folgt, sobald ich eine geeignete Basis gefunden habe. Ihre Wohnung ist genau das, was ich suche. Von einer Hinrichtung zurück?«

Es gab noch eine Möglichkeit, die er nicht kannte. Langsam wich Crystal bis zur Wand zurück und schob den Stiefelabsatz über die verborgenen Kontakte. »Natürlich«, sagte sie. »Und es wird in Kürze die zweite Hinrichtung geben.«

»Ich habe mich entschieden.« Jocelyn stand auf und drehte sich vollends herum, als der Absatz der jungen Frau die Kontakte berührte. Es dauerte nur Sekundenbruchteile, bis die Anlage reagierte.

Ein hohles Sausen war zu hören. Gleichzeitig fiel die Intensität des Schutzschirms rapide ab. Sowohl der Specht als auch Crystal handelten in derselben Sekunde. Beide waren sie hoch trainiert.

Jocelyn sprang schräg durch den Raum und gab drei kurze Feuerstöße auf Crystal ab. Die Entladungen durchbrachen den schwächer werdenden Schirm, dessen Energie von verborgenen Zapfstellen aufgezehrt wurde. Die Schüsse trafen den Schutzschirm der Frau, während sie das Bad verließ.

Hinter ihr schlugen Thermostralen in Decke, Boden und Wände. Crystal zielte und feuerte aus der Mitte des Wohnraumes zurück, aber auch sie erzielte keinen Erfolg.

»Hören Sie auf! Sie verwüsten meine Wohnung!«, schrie sie und rannte durch zurückweichende Sicherheitstüren hinaus auf die Terrasse. Neben ihrer Ferse fuhr ein Treffer in den Stein und ließ ihn aufkochend zerplatzen.

»Es ist bereits meine Wohnung. Sie wissen es nur noch nicht«, rief der Specht und rannte im Zickzack durch den Raum, um ihren Schüssen zu entgehen. Der Bademantel flatterte um seine Schultern. Jocelyn trug nur eine Hose und leichte Slipper. Jetzt warf er sich nach vorn, rollte sich ab und kam hinter einer Betonkonstruktion voller Erde, Kies und Pflanzen langsam hoch. Wieder fauchte ein Schuss dicht über seinen Kopf hinweg.

Im Innern des Raumes arbeiteten bereits die Reinigungsroboter. Sie versprühten Löschflüssigkeit und machten sich daran, die Schäden auszubessern.

Auf der Terrasse, mehr als 150 Meter hoch über dem Grasboden des Parks, belauerten sich die beiden Außenseiter. Jocelyn robbte hinter der Betonwand entlang und kam zehn Meter weiter rechts wieder zum Vorschein. Offensichtlich besaß er seinen Schutzschirm nicht mehr. Sei-

ne Waffe schickte einen Feuerstrahl quer über die Pflanzen, die Bänke und das Wasser des Swimmingpools. Eine Schaukel glühte auf und verbrannte.

»Eigentlich sind Sie zu hübsch, als dass ich Sie töten sollte!«, schrie Jocelyn. Seiner Stimme konnte Crystal nicht entnehmen, wie beteiligt er an der Jagd war. Erregte sie ihn, oder fasste auch er seine Handlungen als erlaubte Dienstleistung an der Gesellschaft auf?

»Dann lassen Sie sich doch erschießen!«, gab sie zurück.

Mehrere schwere Treffer hatten den Generator ihres Individualschirms geschädigt. Crystal verbarg sich auf der anderen Seite des Pools und wartete auf die Gelegenheit, die unweigerlich kommen würde. Jocelyn wollte hinter sie gelangen, und dabei musste er zwischen der Außenbar und dem Kamin vorbei. Crystal spannte ihre Muskeln.

Schräg hinter sich hörte sie ein Geräusch. Sie warf sich herum, rollte auf Knien und Ellenbogen über den Steinboden und sah flüchtig einen Schatten hinter sich. Emotionslos gab sie zu, dass Jocelyn sie getäuscht hatte. Er war hervorragend und besaß seinen Ruf zu Recht.

Erstmals spürte sie den Stich der kalten Angst. Sie wollte noch nicht sterben. Crystal feuerte vom Boden aus auf die Silhouette, sprang hoch und spurtete im hellen Morgenlicht zu dem kleinen Verschlag hinüber, hinter dem eine Antigravschale lag.

Sekunden später hielt sie sich mit einer Hand an dem flachen Flugkörper fest, der schräg in den Himmel stieg. Fünfzig Meter unter ihr stand der Specht neben dem Schwimmbecken und jagte einen Schuss nach dem anderen hinter ihr her.

»Und jetzt, Specht, werde ich dich von Ast zu Ast jagen!«, versprach Crystal grimmig. Sie zog sich über den Rand der Plattform, zielte bedächtig und feuerte in Abständen von einer halben Sekunde. Der erste Thermostrahl schlug neben Jocelyn ins Wasser und wirbelte eine Dampfsäule auf. Zugleich sprang eine dunkle Gestalt im flatternden Bademantel aus dem Brodem und rannte auf die nächste Deckung zu.

Jeder Schuss kam dem beweglichen Ziel näher. Jocelyn hetzte im Zickzack über die Terrasse und wollte das Dach erreichen. Mit knappen Steuerimpulsen dirigierte Crystal ihre Antigravschale tiefer und zielte genauer.

Noch dreißig Meter ...

Jocelyn blickte über die Schulter nach oben. Er rannte auf ein Fenster zu und setzte zum Sprung an. Kalt und berechnend feuerte Crystal im selben Moment. Ihr Schuss zerfetzte die Scheibe in tausend Bruch-

stücke, und Jocelyn flog mit einem gewaltigen Hechtsprung vorwärts durch die Wand aus Splittern und lodernder Glut.

»Jetzt habe ich dich«, murmelte Crystal. Sie spürte keinerlei Bedauern wegen der ruinierten Wohnung. Sie wollte Jocelyn töten, und er würde sich in den Räumen selbst fangen. Vergeblich versuchte er, seinen Schutzschirm neu aufzubauen, während die Schale zum Sturzflug ansetzte, durch den leeren Rahmen glitt und im Wohnraum landete. Aber Crystal hatte sich da längst fallen lassen, rollte sich auf dem Teppich ab und stand wieder in Angriffshaltung da.

Als sie ein eigenwilliges Geräusch vernahm, fuhr sie herum und feuerte. Aber der Schuss rührte zum zerstörten Fenster hinaus, weil sich eine Schlinge um ihr Handgelenk wickelte und ihr die Waffe entriss. Der Strahler landete zwischen den Scherben. Mit der Linken packte Crystal das dünne Seil, zerrte ruckartig daran und fintete zur Seite.

Sie sprang Jocelyn an wie eine Katze, griff nach seiner Waffe und musste sie fallen lassen, als sein Handkantenschlag ihr Gelenk traf. Sie stöhnte leise und versuchte, seine Augen mit den gestreckten Fingern auszustechen, aber wieder war er schneller. Das Seil wirbelte durch die Luft. Crystal konnte nur durch eine schnelle Drehung verhindern, dass sich die Schlinge um ihren Hals legte.

Schweigend und mit der Wut von Raubtieren kämpften sie. Faustschläge wurden von Konterschlägen abgefangen. Beine zuckten hoch, Ellenbogen krachten in weiches Fleisch, dann riss die Frau Jocelyn am Seil nach vorne und schlug ihm die Faust in den Nacken.

Der Specht sackte zusammen, umklammerte ihre Knie und warf sich zur Seite. Crystal krachte zu Boden. Jocelyn warf sich über sie und griff nach dem Messer, das in einem Futteral an seinem Unterschenkel steckte.

Er stöhnte gurgelnd auf, als Crystal ihm ihr Knie in den Magen bohrte.

Sie schaffte es, ihm das Messer zu entwenden und zur Seite zu schleudern. Doch gleich darauf kniete er auf ihren Armen. Sein Gesicht war nahe an ihrem Kopf. Beide atmeten sie in keuchenden Stößen und waren schweißgebadet.

»Es wäre wirklich schade, dich zu töten«, sagte er. Sie wusste, was er meinte und was gleich geschehen würde.

»Du bist ein schlechter Mörder«, keuchte sie.

Sein Griff, mit dem er ihren Kampfanzug aufriss, war hart und schmerzend.

Die Gesichter, in die er schweigend blickte, waren hart und kantig, klug und ohne Rücksicht, gesund und ohne die kränkelnde Blässe, die Unzufriedenheit erkennen ließ - Unzufriedenheit mit den herrschenden Umständen. Alle diese Männer und Frauen, die rund um den Konferenztisch saßen und Reginald Bull zuhörten, waren gesund.

»Meine Brüder«, sagte Bull scharf, »Sie haben sich keineswegs ver-
hört. Sie wissen, dass ich selten scherze.«

Seine Stimme zeigte die Spuren seines schweren Amtes. Die Opposition, jene Kranken unter der Leitung von Rhodans Sohn, aber auch Homer G. Adams und eine Reihe anderer, selbständiger Gruppen wider-
setzten sich. Sie schienen auf unerklärliche Weise immer mächtiger zu werden.

»Aber ... wir alle wissen, dass es nur wenige Outsider gibt.«

Bull hob die Hand und deutete auf den Speicherwürfel. »In der ver-
gangenen Stunde haben wir zehn Aufzeichnungen gesehen, in denen dokumentiert wurde, wie bekannte und unbekannte Outsider Kranke hinrichten. Mich haben diese Reportagen nicht gelangweilt. Die eigent-
liche innenpolitische Gefahr sind die Kranken!«

Alle Entscheidungsträger des aphilischen Regierungsrats hatten sich in dem Saal in Imperium-Alpha eingefunden. Sie wussten, dass das Bild der Welt längst nicht so klinisch sauber war, wie sie es haben wollten. Überall gab es dunkle Punkte.

»Sie sind zwar krank, aber nicht lebensunfähig«, sagte Carratallo, der Sprecher der Weltraumbehörde. »Ganz im Gegenteil.«

Reginald Bull pochte mit den Knöcheln auf den Tisch. Er ging nach streng rationalen Überlegungen vor.

»Sehr im Gegenteil«, untermauerte er die Feststellung Carratallos. »Die Kranken sind keine Gegner, die weniger wissen oder weniger können als wir selbst. Aber weil sie krank sind, sind sie unberechenbar. Und wir können sie nicht einfach jagen wie Ratten.«

»Richtig. Sie sind hartnäckig und schnell, und sie finden überall zu-
einander und bilden konspirative Gruppen.«

Bull deutete auf einen hageren Mann mit hellen Augen und tiefen Falten im Gesicht. »Daargun, Sie sind der Fachmann für die Outsider und wissen mehr als wir. Halten Sie uns einen kurzen Vortrag!«

Jeder der so genannten Kranken wäre vor der Kälte zurückge-
schreckt, die von den Versammelten ausging. Sie waren nichts als menschliche Maschinen, die nur nach den Gesetzen der Logik und der optimalen Wirkungsweise handelten. Jede Regung war ihnen fremder als einem Maahk beispielsweise. Nur der Erfolg zählte, das Herbeifüh-

ren und Aufrechterhalten einer vordergründigen Ordnung auf dem Planeten Terra und seinem Mond.

Daargun nickte. Er redete mit knarrender, heiserer Stimme. »Die Outsider sind wirksame Waffen gegen die Kranken. Wir sollten sie mit den Kopfjägern vergangener Zeiten vergleichen. Aber wenigstens sind sie gesund. Ihr Ehrgeiz ist es, schwer Erkrankte hinzurichten. Alle lieben den Luxus und die Abwechslung, doch als Jäger sind sie unübertrefflich. Jeder Versuch, sie in reguläre Sicherheitstruppen einzugliedern, würde fehlschlagen.« Daargun holte keuchend Luft, beugte sich vor und sagte beschwörend: »Wenn es überhaupt jemand schafft, die wichtigen Schlupfwinkel der Kranken zu finden, dann sind es die Outsider.«

Die Nicht-Aphiliker predigten eine wirre Ideologie, die einer längst vergangenen Epoche angehörte. Nächstenliebe, Partnerliebe, Liebe zur Natur, zur Musik... die Geschichte zeigte, wohin das alles geführt hatte.

»Da es diesen Verrückten leicht ist, unsere öffentlichen Aktionen zu erkennen und sich zu verbergen, brauchen wir Leute wie die Outsider«, sagte Bull. »Ich möchte, dass diese Jäger effektiver eingesetzt werden. Daargun, das ist Ihre Aufgabe. Bringen Sie mir einen Outsider!«

Langsam schüttelte der Mann mit dem faltigen Gesicht den Kopf. »Das ist so gut wie unmöglich. Alles, was ich tun kann, ist, zu einem der Outsider zu gehen.«

»Dann tun Sie das!«

»Ich kenne einen besonders wertvollen Mann. Er nennt sich Jocelyn, der Specht. Er wird tun, was Sie wollen, aber nur gegen eine Prämie.«

»Geld? In welcher Höhe?«, knurrte Bull. Vielleicht war dies ein schneller Weg, die Schlupfwinkel der Kranken aufzuspüren. *Immune* nannten sie sich selbst. Dann konnten die offiziellen Organe zuschlagen. Das wichtigste Ziel war Roi Danton oder Michael Rhodan, der die meisten Kranken um sich geschart hatte.

»Ich empfehle tausend Solar für eine dokumentierte Hinrichtung«, meinte Daargun zwischen zwei keuchenden Atemzügen.

»Genehmigt. Gehen Sie zu dem Specht! Warum hat er eigentlich diesen Beinamen?«

Daargun trank einen Schluck lauwarmes Wasser, das er mit Medizin vermischt hatte, lehnte sich nach einem Hustenanfall zurück und sagte eindringlich: »Er klopft immer dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf Holz, sobald er kurz vor einer wichtigen Entscheidung steht. Oder bevor er einen Kranken hinrichtet. Habe ich schon erwähnt, dass die Outsider Einzelgänger sind?«

Bull lachte kurz auf. »Ich kann mir das gut vorstellen: Irgendwo hört ein Kranker ein kurzes, hämmerndes Geräusch, schrickt auf und wird hingerichtet. Bestens. Gehen Sie zu diesem Mann! Kaufen Sie ihn! Und er soll über seine Kanäle weitergeben, dass ich eine Prämie für jeden wichtigen Kranken zahle. Sind diese Leute ehrlich, Daargun?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich kenne nur Jocelyn, aber wenn er ja sagt, dann meint er es auch so. Jocelyn ist achtunddreißig Jahre alt. Er kennt die Geschichte der Kranken ebenso gut wie wir. Eigentümlicherweise haben wir immer wieder feststellen müssen, dass die meisten Kranken gute Geschichtskenntnisse haben. Jocelyn presste alles aus den Kranken heraus. Er weiß viel über die Vergangenheit und über die Gründe, nach denen sie handeln. Deshalb ist er ein guter Jäger geworden.«

Reginald Bull verstand. In seinen Überlegungen zeichnete sich schon jetzt ein deutliches Bild ab. Die Aktionen würden kaum zu einem schnellen Erfolg führen, aber die Wahrscheinlichkeit, dass er Roi Danton oder Homer G. Adams durch Zufall fand oder erledigen konnte, wurde größer. Was fehlte, war ein spektakuläres Ereignis, das man auf die Sender geben und der Bevölkerung zeigen konnte, eine Aufsehen erregende Show. Man musste die Gesunden aufrütteln und die Kranken in die Defensive drängen. Dafür waren die Outsider die richtigen Werkzeuge.

»Ich habe mich entschlossen.« Bull stand auf. Spannung lag in der Luft, die Augen der anderen richteten sich auf ihn.

»Gehen Sie zu Jocelyn, Daargun! Wie Sie das anstellen, spielt keine Rolle. Versprechen Sie ihm tausend Solar für jeden wichtigen Kranken. Verhandeln Sie mit ihm, oder noch besser, mit den anderen auch - wir brauchen eine professionelle Übertragung einer spannenden Jagd. Die Outsider werden uns helfen müssen.«

Daargun hustete, griff nach dem Glas und trank es mit einem Schluck leer. Es war also beschlossene Sache: Die Outsider würden als Kopfgeldjäger arbeiten und früher oder später die wichtigen Schlupfwinkel aufspüren. Eines Tages fassten sie auf diese Weise wohl auch die Köpfe der Organisation.

Ein anderes Mitglied des Regierungsrats hob die Hand. »Wir haben Rhodan hinausgeworfen, aber bei Leuten von seiner Qualität ist dies eine unsichere Sache. Wann glauben Sie, Licht der Vernunft, wird Rhodan zurückkommen?«

Reginald Bull lachte hart auf. »Das ist eine ausgesprochen lächerliche Annahme. Seit vier Jahrzehnten ist Rhodan verschollen. Er wird nicht zurückkommen.«

»Was gibt uns die Sicherheit, Bruder?«

Bull hob ruckartig den Kopf und musterte die Versammelten der Reihe nach. Abermals wurde er misstrauisch. Gab es jemanden unter ihnen, der die Anzeichen beginnender Krankheit erkennen ließ? Nein. Er war sicher. »Ich kann mir denken, dass Sie sich sorgen«, antwortete er. »Rhodan ist vermutlich noch immer Aktivatorträger, was bedeutet, dass er potentiell unsterblich bleibt. Aber er hätte Mittel und Wege gefunden, zurückzukommen. Inzwischen ist er seit vierzig Jahren verschollen, und alle Hochrechnungen ergeben, dass er bestenfalls noch Legende ist. Er wird nicht zurückkommen, denn auf diesen Umstand habe ich meine Politik abgestellt.«

Bull unterbrach sich, dachte kurz an eine Gefahr mit Namen OGN und fuhr fort: »Viel wichtiger ist es, alle Sucharbeit auf Rhodans Sohn und diesen Adams zu konzentrieren. Das sind Männer, deren Krankheit sie zusammen mit ihrer potentiellen Unsterblichkeit zu bemerkenswerten Gegnern macht. Alle verbergen sich meisterhaft, oft genug wohl sogar vor unseren Augen. Wir müssen diese Gruppen finden und vernichten!«

Noch durfte er es nicht riskieren, einen deutlichen Aufruf zu erlassen. Alle Gesunden auf die Kranken zu hetzen hätte Wirtschaft und Innenpolitik unerträglich belastet. Außerdem konnte er sich noch nicht überwinden, wegen der Existenz so vieler Kranker die Outsider vollständig zu akzeptieren. Also musste alles im Halbdunkel bleiben.

Verbote waren nicht länger bindend. Der Rat drückte alle Augen zu, sobald in den Städten hingerichtete Menschen aufgefunden wurden, die Merkmale der Krankheit zeigten. Die Unterstützung würde ebenfalls geheim bleiben und nur von ausgesuchten Mittelsmännern betrieben werden - von Leuten wie Daargun, der über geheimnisvolle Kanäle und Verbindungen verfügte.

»Über die Sender darf kein Wort von dem bekannt werden, was in den letzten Stunden hier diskutiert wurde«, schränkte Bull ein. »Wenn ich die Berichte unserer Geheimdienstler richtig deute, sind die Nicht-Aphiliker schon für sehr professionelle Attentate verantwortlich. Auf diese und ähnliche Gelegenheiten sollen sich die Außenseiter-Jäger konzentrieren. Haben die Outsider untereinander ein Kommunikationsnetz aufbauen können, Daargun?«

Der Gefragte nickte kurz und antwortete: »Andernfalls wären sie wohl nicht so erfolgreich. Und bedenken Sie, Licht der Vernunft, dass es nicht nur die berühmten Outsider gibt, sondern daneben weitgehend Unbekannte, die nach Berühmtheit streben. Zudem Gelegenheitstäter, die hin und wieder einen Kranken hinrichten.«

»Eine Gruppe nennt sich hochtrabend sogar *Regeneration*. Mich würde interessieren, wen oder was sie regenerieren wollen.«

»Das ist nur eine kleine Gruppe, die in der Region Amerika existiert. Sie ist bedeutungslos gegenüber Dantons Organisation Guter Nachbar.«

Bull winkte ab. Er hatte sich mit dem Studium vieler Berichte aus allen Teilen der Welt auf die Sitzung vorbereitet. Die Situation war keineswegs bedrohlich, aber es konnte selbstmörderisch sein, die zunehmende Konzentration der Kranken zu ignorieren.

Vierzig Jahre lang hatten sie Zeit gehabt, sich zusammenzufinden und geheime Organisationen aufzubauen. Gruppenbildung bedeutete Macht, weil sich Spezialisten aller Disziplinen fanden. Das war ein quantitatives Problem: Je größer eine Gruppe von Kranken wurde, desto mächtiger wurde sie. Schon einige Male hatte der Rat das spüren müssen.

Bull nickte Daargun zu. »Arbeiten und schweigen Sie, Bruder. Ich will nichts anderes sehen und hören als Erfolge!«

»Das ist auch meine Absicht!« Daargun stand auf und verließ den Raum. Niemand verabschiedete sich vom anderen; seit vier Jahrzehnten war diese Unsitte nur zwischen Kranken üblich,

Reginald Bull erteilte noch präzise Anweisungen, die ausnahmslos das Verhältnis zwischen Gesunden und Kranken betrafen. Dann blieb er allein zurück.

Er spürte eine Beklemmung, an die er sich irgendwie erinnern konnte. Früher einmal musste er diese Regung deutlicher und erkennbarer gefühlt haben. Aber gerade deshalb glaubte er zu wissen, dass eine neue, gewaltige Gefahr auf ihn zukroch.

Die Nicht-Aphiliker wurden zur Gefahr für Erde und Mond. Sie würden sich wohl auch durch die Outsider und deren tödliche Jagden nicht aufhalten lassen. Er, Bull, musste einen groß angelegten Schlag gegen Roi Danton und dessen Schützlinge führen. Kranke Zellen, die immer weiter wucherten und das gesunde Gewebe vergifteten, mussten zerstört werden wie ein bösartiges Geschwür.

14.

Dies war das achte Mal, dass Jocelyn sein Revier gewechselt hatte. Er streifte wie ein unruhiges Raubtier durchs Land, plünderte, raubte und verfolgte Kranke. Als er davon gehört hatte, dass in dieser Region eine junge Frau als Outsiderin arbeitete, hatte ihn das gleichermaßen belustigt, aufgeregt und angestachelt. Offiziell wurde sie wie er von der Regierung gejagt, aber jeder Eingeweihte wusste, dass sie mitunter Aufträge erhielten, die von offiziellen Stellen nicht erledigt werden konnten.

Seit Daargun mit ihm gesprochen hatte, bekam die Angelegenheit eine gänzlich andere Bedeutung.

Jetzt wurden sie von der Regierung dafür bezahlt, dass sie Kranke erlösten. Jocelyn zog den Bademantel um seine nackten Schultern und warf Crystal einen gleichgültigen Blick zu. Sie stand auf, nachdem sie sich geliebt hatten, und ging ins halb verwüstete Bad. Sie wich den Robotern aus und zuckte die wohlgeformten Schultern, als sie sah, wie groß die Zerstörung war.

»Hast du noch immer die Absicht, mich zu töten?«, fragte sie mit einer Spur zufriedener Müdigkeit in der Stimme.

»Im Augenblick nicht«, antwortete Jocelyn und ließ sich in einen Sessel sinken. Kurz darauf hörte Crystal Talongh, die im wohligen Schauer der wirbelnden Duschstrahlen stand, ein hämmerndes Geräusch. Es stammte von dem breiten Fingernagel und der harten Hornschicht an der Spitze eines Zeigefingers, aber das konnte sie nicht erkennen. Etwa fünf Sekunden lang ertönte dieses Geräusch, das tatsächlich dem Hämmern eines Spechtschnabels glich.

»Was ist das?«, rief Crystal aus dem Bad.

»Ich hatte etwas Schwieriges zu überlegen«, gab Jocelyn zurück.

Seine Absicht, Crystal zu töten, war in dem Augenblick vergessen gewesen, als er ihren geschmeidigen Körper unter sich gespürt hatte. Aus dem Kampf, der den Tod eines Gegners zum Ziel hatte, war eine heftige Umarmung geworden.

Es war vermutlich logischer und erfolgversprechender, wenn er sich mit Crystal zusammentat, um Bulls Prämien zu verdienen. Auf alle Fälle würde es sinnvoller sein, denn die Frau war heißblütig und perfekt.

»Bist du zu einem Entschluss gekommen?«, fragte sie, als sie in einem bodenlangen Morgenmantel den Wohnraum wieder betrat. Die seitlichen Schlitzte des Kleidungsstücks gingen bis zu den Hüften, und am Band des Dekolletes befand sich ein Brandloch.

»Natürlich«, gab der Specht zurück. »Ich werde dich nicht töten. Ich habe einen Vorschlag.«

Sie musterte ihn, wie er im Sessel lehnte und sie begierig anstarrte. »Ich höre. Etwas zu trinken?«

»Ja. Kein Eis. Ein Mittelsmann von Bull hat Prämien versprochen. Tausend Solar für jeden bedeutenden Kranken. Wir sollten zusammenarbeiten. Ich sechzig, du vierzig Prozent.«

»Warum nicht genau halbiert?«, fragte sie und kam mit zwei gefüllten Gläsern zum Tisch zurück. Ringsum versuchten die Roboter, die gewohnte Ordnung wiederherzustellen.

»Weil der Tipp von mir kam.«

»Um dich und die anderen gibt es wilde Gerüchte, weißt du das?«

»Natürlich. Ein Zeichen dafür, wie gut wir sind und wie effektiv.«

»Einverstanden. Gibt es ein Ziel? Der Mann, den ich heute hinrichtete, war neu in diesem Bezirk. Nur drei Tage lang konnte er sich verstecken. Die Gesunden hier haben ihn ausgestoßen wie das Meer einen Korken.«

»Kein Ziel. Aber ich habe Informanten.« Jocelyn trank hastig. »In einigen Tagen wissen wir mehr. Es gibt für dich keine andere Wahl. Denn ich habe mich entschlossen, deinen Bezirk zu übernehmen.«

»Schon gut«, sagte Crystal mürrisch. »Ich habe begriffen.«

»Sehr schön. Merke es dir. Ich bin der Chef, weil ich alles weiß und mehr kann als du. Wenn ich nett zu dir bin, dann nicht etwa, weil ich selbst krank wäre, sondern weil ich gern Arbeit und Vergnügen verbinde. Noch einen Drink!« Er hob das Glas und hielt es Crystal hin. Sie sah ihn starr an, ließ nicht erkennen, was sie dachte.

Als Jocelyn das nachgefüllte Glas in der Hand hielt, deutete er auf den anderen Sessel, der von den Robotern in die alte Position geschoben worden war. Ein feines Klirren hing in der Luft, als die Scherben aufgesaugt wurden.

Crystal setzte sich auf die Sessellehne. »Ich habe begriffen, Jocelyn. Ich bin geschlagen, aber ich finde es ohnehin sinnlos, gegeneinander zu kämpfen. Wir sind beide Outsider und haben dieselben Neigungen, dieselben Wünsche. Ich arbeite mit dir zusammen. Vierzig Prozent der Beute und vierzig Prozent der Prämie.« Sie machte eine Pause, lächelte ihn leer an und schloss dann: »Wen sollen wir hinrichten? Von wem hast du den Auftrag?«

Jocelyn erklärte ihr in knappen Sätzen, dass ein Mann namens Daargun an ihn herangetreten war, zweifellos ein Mittelsmann des Regierungsrats. Gleichzeitig hatte ihm Daargun mitgeteilt, es gäbe im Gebiet

der Stadt einen Immunen, der Hetzreden hielt, Plakate anschlug und gegen die Regierung wetterte. Dieser Mann, der sich bislang geschickt jedem Zugriff entzogen hatte, musste eliminiert werden. Und nach Möglichkeit sollte die Jagd hinreichend dokumentiert werden.

»Ich brauche nicht mehr zu fragen, oder? Du machst mit bei der Jagd nach dem Kranken?«, schloss er.

»Ich sage zu. Auch ich habe eine Vielzahl von Informationsquellen.«

Crystal und Jocelyn sahen sich schweigend an. Sie waren ein gutes Gespann, das erfolgreich sein würde. Beide erkannten dies. Aber es waren nur gemeinsame Interessen, die sie zusammenhielten. Gefühle kannten sie nicht, und sie halfen einander, weil das persönliche Vorteile brachte.

»Gut. Morgen brechen wir auf. New York ist unser Jagdgebiet.«

»Einverstanden.«

Sie standen auf, gingen aufeinander zu und umarmten sich. Die Leidenschaft loderte in ihnen hoch und trieb sie zueinander.

Aus dem Halbdunkel schob sich eine Hand, dann wurde ein Unterarm in dem schräg einfallenden Lichtbalken sichtbar. Der Arm gehörte einem Mann. Er beugte sich halb über eine junge Frau, die neben ihm lag. Langsam bewegten sich die Finger. Sie streichelten ihre Wange, fuhren durch das lange braune Haar und berührten zögernd den Nacken und den Hals. Die Frau drehte den Kopf und blickte verständnislos in das Gesicht des wuchtigen, breitschultrigen Mannes, in das zerfurchte, mittelbraune Gesicht, das wie der Kopf einer alten Schildkröte wirkte.

»Bist du glücklich?«, fragte der Mann leise. Er hatte eine unglaublich tiefe Stimme.

»Was ist das? Ich meine, ich fühle mich wohl. Entspannt vor allem«, flüsterte sie, aber ihre Stimme war müde und leer.

Skalter Mingus fühlte die Kälte der Enttäuschung, die er so gut kannte wie sein Leben. Wieder einmal hatte er es riskiert, eine Frau zu »lieben«, aber was für ihn der Versuch war, Gefühle zu haben und Gefühle zu erzeugen, war für sie nur ein körperlicher Akt ohne jede Bedeutung. Dennoch streichelte er sie automatisch weiter. In seinem Innern tobte ein Chaos. Er war immun und wurde von den Kranken als »Kranker« bezeichnet.

Welch eine Welt! *Sie ist nur den Untergang wert*, dachte er verzweifelt. Die Frau drängte sich an ihn. »Hast du etwas zu trinken?«, fragte sie und ließ ihren Blick über seinen nackten Körper gleiten. Skalter

Mingus deutete auf den Tisch des verlassenem Zimmers. Dort lagen die Reste eines Essens, das er vor einem halben Tag zusammengestohlen hatte.

»Dort! Hol es dir!«

Sie stand auf, lachte girrend und ging zum Tisch. Sie goss Wein aus einer Plastikdose in ein ungewaschenes Glas und kam zurück. Sie setzte sich neben ihn. »Ich habe dich in unserem Viertel niemals gesehen. Bist du neu hier?«, fragte sie. Ihr Alter betrug kaum mehr als zwanzig Jahre, also war sie zu einer Zeit geboren, in der die Aphilie schon ebenso lange Bestand gehabt hatte. Augenblicklich erwachte in Skalter wieder der Zwang, sich in der Deckung bewegen zu müssen. Niemand durfte erkennen, dass er immun war.

»Ich war schon einmal hier und habe gearbeitet. Vor achtzehn Jahren«, sagte er und bemühte sich, die Stimme monoton zu halten. Die Nacht war enttäuschend verlaufen. Selbst Hass war leichter zu ertragen als diese absolute Gefühllosigkeit. Er hätte jetzt neben seiner Bettbekanntschaft unter Krämpfen sterben können, und ihre einzige Reaktion wäre gewesen, sich anzuziehen und hinauszugehen.

Und deswegen musste diese Welt im Chaos versinken!

Er, Skalter Mingus, war ein Bote dieses Chaos. In seinem Gepäck hier und in den Vorräten in dem kleinen Zimmer neben der Untergrundstation lagen die Werkzeuge des Chaos.

»Was tust du?«, fragte sie und trank den schalen Wein. Sie schlürfte mit geräuschvollen Zügen.

»Ich gehe umher und versuche, Kranke zu finden«, sagte er zögernd. »Ich Sorge dafür, dass sie geheilt werden.«

»Ich verstehe«, murmelte sie. »Willst du mich noch einmal?«

»Ja«, sagte er und rückte sein breites Stirnband zurecht. »Aber nachher musst du gehen. Ich erwarte einen Freund.«

»Sicher. Ich muss zur Arbeit.«

»Was tust du?«

»Ich bin Systemanalytikerin bei Beiger«, antwortete sie und warf das Glas zu Boden. Es rollte auf dem schäbigen Teppich unter die Liege.

Beiger! Der Name ließ ihn zusammenzucken, aber er fing sich augenblicklich wieder und unterdrückte seine Erregung. Das war der Mann, den er schon einmal im Zielfernrohr seiner Waffe gehabt hatte. Jeremy Beiger, der Regierungsbeauftragte für New York und Umgebung.

Er umarmte die Frau im Nacken, zog sie mühelos zu sich herunter und küsste sie mit perfekt gespielter Gier. Nach einigen Sekunden fragte er leichthin, während sich seine Hände mit ihren Brüsten beschäftig-

ten: »Beiger soll angeschossen worden sein. Ich habe es gestern in der Röhrenbahn gehört.«

»Das hat solch ein Schweinehund verbochen, ein Kranker«, sagte sie rau. »Er hat zusammen mit einem anderen das Attentat unternommen.«

Sie wussten es also. Kannte sie auch die Namen? In den Durchsagen des Regierungsprogramms war nichts Wichtiges herauszuhören gewesen.

Skalter Mingus hatte zwei Tage, nachdem er hierher gekommen war, Jermon Tascho gefunden. Ein Immuner, der halb wahnsinnig geworden war, weil er seit vierzig Jahren unter den verwahrlosten Aphilikern gelebt hatte. Zugleich ein Fanatiker. Nach einem Tag gemeinsamer Gespräche war Jermon bereit gewesen - überzeugt durch eine Woge von Freundschaft, Milde und väterlicher Güte, die Mingus über ihn ausschüttete -, ihn zu unterstützen. Also hatten sie das Attentat auf Jeremy Beiger geplant. Aber das Geschoss hatte einen Mann der Leibwache getroffen und Beiger lediglich am Oberarm verletzt.

Beiger lebt also, dachte Skalter. Er hatte sich wieder völlig in der Gewalt, konzentrierte sich auf die Frau und schwieg. Aber er fühlte nicht einmal die schale Zufriedenheit der Erschöpfung, als sie sich voneinander lösten. Die Zwanzigjährige verschwand wortlos in der Nasszelle und kam wenige Minuten später wieder angekleidet hervor.

»Ich muss zur Arbeit«, sagte sie, drehte sich um und verließ die winzige Wohnung, die einem abwesenden Aphiliker gehörte, dessen Schlüssel Skalter vom Hausroboter erhalten halte.

»Ich auch«, knurrte er, dann warf er sich zurück auf das Bett und schüttelte den Kopf.

Skalter war sechzig Jahre alt, stark wie ein Bär und nur scheinbar so plump. Er tarnte sich hervorragend. Weißhaarig, wortkarg bis zur Schweigsamkeit, auf diesen Einsatz durch eigene Techniken und die Leute von *Regeneration* vorbereitet. Er war ein Rege, keiner von der großen Organisation Roi Dantons. Die Reges hatten in den letzten Jahren um Aufnahme ersucht, aber offensichtlich war Danton von der amerikanischen Splittergruppe nicht überzeugt.

Das ausbrechende Chaos musste seine Meinung ändern. In den nächsten Wochen und Monaten würden mindestens dreihundert Reges auf dem amerikanischen Kontinent Chaos auslösen. Attentate und Morde, Sprengungen und gezielte Kommandoaktionen würden Terra in Atem halten. Denn nur durch das Chaos konnte der Umschwung herbeigeführt werden. Waren erst einmal Immune an der Spitze des Staa-

tes, würden sie dafür sorgen, dass die Aphilie nur eine kurze Unterbrechung in der Geschichte der Menschheit bedeutete.

»Ich glaube«, murmelte Mingus im Selbstgespräch und stand langsam auf, »dass wir alles vorbereiten sollten.«

Wirre Ideen und unbändiger Hass auf die Aphiliker zeichneten ihn aus. Er hatte nicht mehr den scharfen Verstand der frühen Jahre. Er konnte Wahn nicht mehr von Wirklichkeit unterscheiden, sonst hätte er einsehen müssen, dass ein Vorgang wie der Tod eines Regierungsbeauftragten nichts, aber auch gar nichts ändern würde. Er war partiell blind, und unter normalen Verhältnissen hätte er in psychiatrische Behandlung gehört. Aber bisher war es ihm gelungen, seine eigenen Ideen zu verwirklichen und die der Gemeinschaft Regeneration.

Skalter wusch sich die Spuren der letzten Stunden vom Körper. Als er wieder das verwahrloste Zimmer betrat, schien er ein anderer Mensch zu sein - vor sich selbst, vor seinem Empfinden.

Wo blieb Jermon Tascho? Er sollte die Flugzettel mitbringen, die er in seiner primitiven Druckerei hergestellt hatte.

Wie bei Skalter Mingus war auch das Leben von Jermon der fortwährenden Schizophrenie unterworfen. Sie schafften es, unerkant unter den Kranken zu leben. Dieses höchste Maß an steter Tarnung hatte ihren Verstand geschädigt. Aber sie wussten, wofür sie kämpften - es war die Vision einer besseren Erde unter den warmen Strahlen von Medaillon.

Der Türmelder sprach an. Skalter wirbelte herum, seine Hand fuhr zur Waffe. Mit einem Satz war er an der Tür und erkannte auf dem Monitor die kleine Gestalt Jermon Taschos. Sein fordernder Blick ließ die Aufnahmeoptik durch die Eingangshalle schwenken. Außer Tascho und dem stationären Robotpförtner befand sich niemand in der Halle.

»Was wünschen Sie, Bruder?«, fragte Skalter. Es war das abgesprochene Losungswort.

»Ich interessiere mich für eine leer stehende Wohnung«, lautete die Antwort. Jermon hatte eine hohe, lispelnde Stimme.

»Kommen Sie herauf!«, sagte Skalter.

Jermon, ein kleiner, schmaler Mann mit einem wirren Schöpf schwarzblauen Haares, aber großen und brennenden Augen, trug ein umfangreiches Paket unter dem Arm. Er ging auf den Lift zu und stand kurze Zeit später vor der offenen Wohnungstür. Er blieb stehen, flüsterte »Rege« und ging weiter.

Das zweite vereinbarte Zeichen dafür, dass ihm niemand gefolgt war.

Skalter, der hinter einem Vorsprung des Korridors stand, senkte die Waffe und betrat hinter dem Kleinen die Wohnung. Die Tür fiel zu.

Tascho stellte das Paket auf dem schmutzigen Tisch ab und drehte sich um. Er lächelte in der glücklichen Gewissheit, durch seine Arbeit der Menschheit einen gewaltigen Dienst erwiesen zu haben.

»Alles ist fertig, Skalter«, versicherte er fast kreischend. Mingus, der sich seit Jahren mit der Gefahr abgefunden hatte, während einer Mission getötet zu werden, lächelte schmerzlich. Irgendwie tat ihm sein Gegenüber Leid.

»Ausgezeichnet«, sagte er leise. »Ich habe sowohl den Roboter als auch die vier Raketen schon vorbereitet. Sie müssen nur geladen werden.«

»Wir können losschlagen, Mingus«, sagte Tascho leidenschaftlich.

»Genau das tun wir heute Nachmittag«, versprach der große Mann mit den breiten Schultern. Er rückte sein Stirnband zurecht, riss die äußere Verpackung der Pakete auf, zog eines der doppelt handgroßen Papiere heraus, las den Text und grinste kalt.

»Genau so ist es richtig!«

»Und hier sind die Plakate, Mingus!«

Unter dem halblangen Mantel brachte Tascho eine Rolle mit hundert großen, dreidimensionalen Plakaten zum Vorschein. Er hatte nicht mehr gedruckt, denn spätestens nach dem achtzigsten Plakat würden die Polizisten den Roboter ohnehin zu Schrott geschossen haben, trotz des Schutzschirms, über den die Maschine verfügte.

Durstig schüttelte Tascho die halb leere Weindose und hob sie an die Lippen. »Ein guter Tropfen«, lobte er und trank die Dose leer. Skalter verzog angewidert das faltige Gesicht. Der Wein war, mit Essig gemischt, bestenfalls als Salatzutat zu verwenden.

Glückstrahlend verteilte Jermon Tascho die Pakete in die Taschen ihrer Mäntel und Jacken und kontrollierte danach seine Waffe. »Ich habe heute auch die Spione angebracht. Wir brauchen nur noch die Schirme einzuschalten und die Lautsprecher«, erklärte er.

»Gut. Ich wusste, als ich dich traf, dass wir ein ausgezeichnetes Gespann abgeben würden«, sagte Skalter.

Sie verließen die Wohnung. Obwohl sie beide wussten, dass sie dieses Versteck niemals wieder benutzen würden, wischten sie alle Stellen, die Fingerabdrücke speichern konnten, mit Lappen und ätzender Lösung ab. Nacheinander gingen sie zu den beiden Liften, schwebten in einigem Abstand nach unten und trafen sich in einer Tiefgarage des nächsten Gebäudes. Dort bestiegen sie ihren Gleiter und flogen zu dem Ort, an dem der Roboter stationiert war. Es handelte sich um das unterirdische Ausbesserungswerk der Röhrenbahn.

Die Aktion begann.

Sie waren wie zwei Wölfe. Genauer gesagt, wie ein Leitwolf und eine starke, schnelle Wölfin. Sie befanden sich auf der Jagd nach Skalter Mingus, dessen Hinrichtung ihnen eintausend Solar einbringen würde und die Beute, die aus Mingus' persönlicher Habe bestand. Vierzig Prozent für die Wölfin, sechzig Prozent für den leitenden Wolf.

Dies war der erste Tag.

Sie streiften durch die Stadt, hatten stündliche Treffpunkte vereinbart und waren gerüstet. Jocelyn ging schnell, aber voll angespannter Wachsamkeit die Straße entlang. Er, der über die Geschichte der Kranken besser Bescheid wusste als fast jeder andere Mensch, suchte nach Zeichen, die der Kranke hinterlassen haben konnte.

Ein Chaot, hatte der hustende Daargun behauptet. Ein gewandter Mann, der trotz seiner Krankheit zu kämpfen, sich zu verbergen und zu töten verstand. Vermutlich wollte er jemanden umbringen, der in seinen Augen wichtig war. Hier in New York konnte dies nur Jeremy Beiger sein, der Regierungsbeauftragte.

Jocelyn blieb stehen, lehnte sich gegen eine abblätternde Hauswand und aktivierte seinen Minikom.

»Hast du etwas gefunden, Crystal?«

»Nein. Ich habe drei Leute ausgefragt, aber ohne Ergebnis. Es gibt zu viele Verstecke in der Stadt.«

Jocelyn unterdrückte den Zwang, mit seinem Finger gegen die Wand oder das Mehrzweckarmband zu hämmern. »Wurde nicht bereits ein Attentat auf Beiger verübt? Vor einigen Tagen.«

Crystals Stimme klang verblüfft, aber dann begriff sie. »Du hast Recht«, sagte sie atemlos, gepackt von der neuen Idee. »Er wurde verletzt, ein Leibwächter starb. Die Täter entkamen unerkannt. Du meinst...?«

»Es kann nur eine Spur, aber auch mehr sein.«

»Ich werde mich darum kümmern«, versprach die Jägerin.

Jocelyn ging weiter. Seinen Gleiter hatte er vor dem nächsten Treffpunkt geparkt, einem Cafe in der Nähe des Regierungsviertels. Nur als Fußgänger war man in der Lage, im steinernen Dschungel einer Großstadt eine Spur zu verfolgen. Heute war der vierte August alter Zeitrechnung, am zehnten spätestens sollte die Hinrichtung erfolgen.

Scheinbar uninteressiert und schläfrig lehnte der Specht jetzt am Geländer einer Fußgängerbrücke, die sich über verwahrlosten Grünflächen, Straßen und unansehnlichen Hochhausfassaden spannte. Unter ihm flutete der Strom der Gleiter in beide Richtungen.

Ein röhrendes, pfeifendes Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken; er

erfasste die Quelle des Geräusches binnen einer einzigen Sekunde. Zwischen einem lang gestreckten Gebäude und dem Pylon eines Hochhauses erschien ein Rauchstreifen aus Abgasen, und an seinem Anfang schimmerte ein silberner, länglicher Gegenstand.

»Eine primitive Rakete«, murmelte Jocelyn verblüfft.

Seine Gedanken, gewohnt, in logischen Abläufen zu arbeiten, rasten. Jagdfieber ergriff ihn. Keine Behörde und keine Einzelperson würde ein solches Projektil verwenden - für welchen Zweck auch immer.

Der Kranke!

Ruhig blieb Jocelyn stehen, denn er ahnte, dass er den Gesuchten keineswegs dort finden würde, wo die Rakete gestartet worden war. Das Heulen des einfachen Feststoffantriebs übertönte die Geräuschkulisse, wurde lauter und kreischender, und die Rakete stieg bis weit über die Dächer der höchsten Gebäude auf. Dann riss das zischende und heulende Echo ab, das Projektil hatte den Zenit seiner Bahn erreicht.

Jocelyn startete den Punkt an, der in der Sonne flimmerte und glänzte. Eine Explosion zerriss den Mittelteil der stabförmigen Rakete und schleuderte kleine Pakete irgendwelcher weißer Dinge nach allen Seiten. Erst nach einigen Sekunden war der scharfe Knall der Detonation zu hören.

Inzwischen waren tausende Menschen stehen geblieben und sahen den auseinander driftenden Rauchwolken zu, entdeckten die auseinander gesprengten Raketenteile und die weißen Bündel, die sich aufzulösen begannen.

Jocelyns Minikom summte fordernd.

»Ich habe die Rakete auch gesehen«, sagte er. »Eine Suche ist sinnlos, denn sie wurde garantiert ferngezündet.«

»Das denke ich ebenfalls. Vielleicht soll sie nur ein Ablenkungsmanöver sein?«

»Schon möglich. Warte, wo bist du?«

»Im Theater neben dem Regierungsbau. Auf dem obersten Rang.«

Jocelyn kannte die Freianlage, eine Versammlungsstätte, die einem antiken Amphitheater ähnelte, nur ins Riesenhafte erweitert und mit den modernsten technischen Einrichtungen versehen. Er überlegte kurz und fragte dann: »Hast du einen Hillman-Detektor im Gleiter?«

»Ja. Aber er wird nicht zwischen den Häuserfronten funktionieren. Zumindest nicht sehr gut.«

»Komm mit dem Gleiter zum nächsten Treffpunkt. Ende.«

Etwas dreitausend Meter hoch war die Rakete aufgestiegen. Zum Zeitpunkt der Explosion war das Projektil rund zweieinhalb Kilometer

über dem riesigen Kessel gewesen, dessen Wände von den Hochhausfronten des inneren New York gebildet wurden. Mittlerweile sah Jocelyn deutlich, was es mit den weißen Paketen auf sich hatte. Und mit ihm sahen es gleichzeitig alle Passanten.

Der Wind schob sich zwischen die einzelnen Folien und riss die Pakete auseinander. Ein weißer Regen von Flugblättern ging über diesem Teil der Stadt nieder. Sie verteilten sich, wurden von verschiedenen Luftströmungen verwirbelt und sanken tiefer. Sie klebten für kurze Zeit an Hauswänden, fielen wieder ab und drifteten durcheinander und nach unten.

Etliche Flugblätter fielen auch auf die Brücke. Jocelyn sprang hoch, fing eine der Folien auf und schlug mit einem kurzen Hieb einen Mann zur Seite, der ihm das Blatt aus der Hand reißen wollte. Während er langsam zu seinem Gleiter ging, las er den Text.

Die Buchstaben flimmerten eindringlich; sie waren in einer Herstellungsart gedruckt worden, für die es heute keiner besonders großen technischen Ausrüstung mehr bedurfte. Die Informationen, die er hatte, stimmten also. In diesem Teil von New York befand sich zumindest ein Kranker.

Jocelyn las den Aufruf zur Veränderung der herrschenden Ordnung. *Ihr alle seid betrogen!*, verkündete die irisierende Überschrift. *Ihr werdet unausgesetzt belogen!* Verächtlich verzog Jocelyn den Mund. Er fühlte sich weder betrogen, noch würde er jemandem gestatten, ihn zu belügen. *Man hat euch die Gefühle genommen! Ihr lacht nicht, ihr könnt nicht weinen, ihr wisst nicht, was schön ist im Leben eines Menschen. Selbst eure Liebesakte sind wie die der Tiere.*

Jocelyn grinste und überquerte auf der Hochbrücke den Platz. Rund um ihn lasen viele andere Menschen den Text. Auch sie wussten, dass ihn ein Kranker abgefasst haben musste, denn er sprach von Dingen und Begriffen, die zu den Worten und den Erscheinungsformen der Kranken gehörten.

Ihr lasst die Natur verkommen! Man sagt euch nicht, dass es überall in der Welt eine Schönheit gibt, die nicht zerstörbar ist. Unausgesetzt belügt euch die Regierung. Ihr wisst nicht, was ihr versäumt! Ihr seid die wahren Armen im Geiste. Die Ärmsten dieses Jahrhunderts!

Jocelyn kam an den düsteren Mauern eines Stummhauses vorbei und orientierte sich. Er las weiter: *Wir, die von euch als Kranke bezeichnet werden, wissen alles. Wir werden euch helfen, selbst wenn ihr das nicht wollt. Wir werden nacheinander alle Männer und Frauen eliminieren, die euch betrügen. Nur durch das Chaos kann die alte, gute Ordnung wieder eingeführt werden, in der alle Gefühle ihren berechtigten Platz haben.*

»Sehr interessant«, kommentierte Jocelyn missmutig.

Für ihn als Jäger gab es zwei Möglichkeiten. Entweder war der Kranke ein Angehöriger einer organisierten Gruppe - dann war damit zu rechnen, dass einige von ihnen in der Stadt ihr Unwesen trieben. Oder er war ein Einzelgänger wie Jocelyn - dann fühlte er sich stark und war ein ernst zu nehmender Gegner. Der Specht las den Rest des Textes und versuchte, die Wahrheit zu erkennen.

Wir Kämpfer von der Gemeinschaft *Regeneration* sind die Sendboten des Chaos, die Apokalyptischen Reiter der Zukunft im Untergang. Aus diesem Untergang wird die Menschheit hervorgehen wie ein Phönix. Sie wird sich und ihre Gefühle wieder entdecken.

Jocelyn erreichte den Gleiter und blieb stehen. In der Menschenmenge war er ebenso unsichtbar wie seine Jagdbeute. Das machte die Auseinandersetzung spannend und aufregend. Die Jagd reizte ihn, nicht die Hinrichtung. Diese galt in seinen Überlegungen nur als logischer Abschluss der komplizierten Zeremonie, die immer neue Varianten der Verfolgung erforderte.

Jocelyn rief Crystal über den Interkom des Gleiters. Auch in ihren Augen glühte die Erregung.

»Eine Rakete ist für diese Stadt zu wenig«, sagte Jocelyn. »Ich rechne damit, dass weitere Geschosse gezündet werden.«

»Der Detektor ist bereits eingeschaltet. Ich bin auf der Fahrt zum Treffpunkt«, erwiderte die junge Frau.

»Ich starte ebenfalls gerade. Vielleicht sind es mehrere Kranke.«

Jocelyn reihte sich in den Verkehr ein. In der Luft schwebten noch die letzten Handzettel. Einige Gleiter, beschädigt durch glühende oder scharfkantige Raketenstücke, standen auf der Fahrbahn oder wurden bereits abgeschleppt. Überall standen Menschen, die Flugblätter in den Händen hielten und diskutierten.

Jocelyn flog hoch über dem normalen Fahrstreifen und kurvte rücksichtslos an Gebäudeecken vorbei. Aber kein Polizeigleiter heftete sich auf seine Spur.

Noch gab es keinen zweiten Raketenstart. Crystals Detektor würde so einfache Impulse wie die Zündbefehle an ein Pulvertriebwerk eindeutig registrieren, aber leider nicht ebenso eindeutig lokalisieren.

Über Funk las Jocelyn den Flugblatt-Text vor.

»Was hältst du davon?«, fragte er schließlich.

»Eindeutig ein Kranker. Er scheint entschlossen zu sein, weiterzumachen. Du vermutest ihn mitten in der Menge?«

»Ich bin überzeugt davon. Und ich hatte schon mit Reges zu tun, den

Leuten von *Regeneration*. Sie sind Chaoten.« Kalt fügte er hinzu: »Egal ob wir Einzelne oder eine Gruppe vor uns haben - wir werden die Kranken innerhalb weniger Tage hinrichten.«

Die beiden Gleiter kamen von Norden und Westen, steuerten den Treffpunkt an und landeten nebeneinander auf einer Rasenfläche, die mit Papier und anderem Abfall bedeckt war. Niemand hielt die Pflege der Natur noch für wichtig, das war eine unrealistische Sache, die zu nichts führte. Kranke mochten im Düngen von Gras und Pflanzen einen krankhaften Sinn sehen, nicht die neue Gesellschaft des Planeten.

Jocelyns Blick streifte Crystals endlos lange Beine, als sie ihren Gleiter verließ. »Früher oder später macht jeder Kranke einen Fehler«, dozierte er. »In unserem Fall vermutlich früher, weil keiner weiß, dass Outsider vor Ort sind.«

»Schon möglich.« Während Crystal und Jocelyn warteten, die Anzeigen ihrer Spezialgeräte beobachteten, die Durchsagen des Polizeifunks mithörten und unwichtige Nachrichten von den wichtigen aussonderten, schlugen die Entarteten zum zweiten Mal zu.

Diesmal war es ein anderer Schauplatz.

15.

Plaza Station füllte sich. Es war abends sechs Uhr, die Ströme der zurückkehrenden Menschen aus dem Stadtkern mischten sich mit den Massen, die den umgekehrten Weg gehen mussten. Ununterbrochen kamen Schwebezüge aus allen Richtungen, entluden ihre Menschenfracht, sogen Hunderte an und fauchten davon. Dies geschah auf zehn Ebenen, die untereinander durch breite Treppen und Rampen verbunden waren. Niemand beachtete den breitschultrigen Mann mit dem faltigen braunen Gesicht und dem breiten Stoffstreifen über der Stirn, der neben einem kleineren Mann an der obersten Brüstung des Lichthofs lehnte und nach unten blickte.

Drei Minuten nach sechs erfolgte auf der zweiten Ebene eine krachende Explosion. Ein stählernes Doppelschott wurde aus den Angeln gerissen, beide Platten wirbelten davon und schlugen tiefe Schrammen in die Wände. Eine schwarze Qualmwolke drang aus der Öffnung. Schreiend rannten die Menschen nach allen Seiten davon.

Aus dem verlassenen Lagerraum zuckten grelle Blitze. Zwischen ih-

nen bewegte sich eine riesige schwarze Gestalt. Als sie aus dem Qualm hervorglitt, sah man, dass es sich um einen altertümlichen Roboter handelte, ein Modell, das früher einfachste Reinigungsarbeiten durchgeführt hatte.

Aufbreiten Gleisketten ratterte die Maschine aus der Wolke aus Ruß und Dampf heraus, nahm Kurs auf eine Säule und begann in rasender Eile zu arbeiten. Ein Fach öffnete sich, ein Handlungsarm bewegte sich schnell.

Die dröhnenden Echos waren noch nicht verklungen, als eine Düse aufzischte. Zwei zusätzliche Arme zogen aus einem aufklappenden Fach einen riesigen Bogen in auffallender Farbe. Der versprühte Klebstoff bedeckte eine Glasscheibe, auf der riesige Buchstaben schillerten. Das Plakat, fast einen Quadratmeter groß, klebte augenblicklich und wurde mit vier, fünf zielgerichteten Bewegungen festgestrichen.

Augenblicklich leuchteten die Buchstaben auf.

Mit rasenden Ketten drehte sich die Maschine, ihre optischen Systeme identifizierten das nächste Ziel. Die Glasscheibe eines Zeitschriftengeschäftes befand sich hinter einer Gruppe entsetzt auseinander rennender Passanten. Zwei Sekunden später haftete dort ebenfalls ein Plakat. Der Text war annähernd derselbe wie auf den Flugblättern.

Der Reinigungsroboter rollte weiter. Zwischen den Ketten, deren Glieder nur mehr Teile der ehemaligen Kunststoffpolster aufwiesen, sickerte ein schmaler Faden schwarzen Getriebeöls hervor und zeichnete eine Zickzackspur auf den hellen Steinboden.

Eine Sirene wimmerte los, als das vierte Plakat klebte.

Rücksichtslos walzte der Roboter von Punkt zu Punkt. Drei Tage lang hatte Skalter Mingus an der Programmierung der vergessenen Maschine gearbeitet. Sie fiel nicht unter die Unterscheidung von aphilischen oder nichtaphilischen Robotern, sondern war für viel einfachere Arbeiten konstruiert worden, nicht mehr als ein vollautomatischer Staubsauger.

Aus der Wachstube, eine Ebene über dem Geschehen, stürzten zwei Polizisten. Sie wurden von der Menschenmasse, die an ihnen vorbei zum nächsten Ausgang rannte, eingekeilt und zurückgedrängt. Ein weiteres Mal kreischten die Getriebepbremsen des Roboters; die Maschine hielt vor einem einfahrenden Zug an. Erneut sprühten die Düsen Klebflüssigkeit, rissen die weichen Kunststofffinger ein Plakat aus dem Vorratsfach, strichen es an der Fläche glatt und bereiteten das Ankleben eines neuen Papierfetzens vor.

Inzwischen kamen die Polizisten auf die Beine und rissen ihre Waffen

aus den Holstern. Sie rannten auf den Roboter zu, der etwa zweihundertfünfzig Meter entfernt war und eben vom anfahrenden Röhrenzug zur Seite geschoben wurde.

Von ganz oben wirkten nicht nur die Polizisten, sondern die ganze Menge wie aufgeschreckte Ameisen. Ein fauchender Strahlschuss war zu hören. Aufgeregt stieß Jermon Tascho seinen Nachbarn an. »Wir schaffen es! Sie werden alles über die Sender ausstrahlen. Siehst du...?«

»Sei ruhig!«, brummte Skalter schroff. »Willst du, dass sie uns schnappen? Wir sind ohnehin schon zu lange hier. Los!«

Hinter ihnen befanden sich drei Ausgänge, die ins Freie führten. Mit wimmernder Sirene hielt neben dem Haupteingang ein schwerer Polizeileiter.

»Wir müssen weg! Die nächste Rakete!«, zischte Skalter, setzte eine mäßig interessierte Miene auf und ging ohne sonderliche Eile auf den mittleren Ausgang zu. Tascho schluckte eine aufgeregte Erwiderung hinunter und folgte ihm.

Sie erreichten den offenen Platz um achtzehn Uhr dreißig.

Das einundvierzigste Plakat wurde an eine Anzeigetafel der vollautomatischen Zugabfertigung geklebt. Der Roboter wandte sich um, ein Arm wuchs aus dem Gehäuse und wischte den Polizisten zur Seite, der die wuchtige Maschine erklettern wollte.

»Zurück!«, schrie ein zweiter Polizist, weil ihm der Kollege im Weg stand.

Ein Strahlschuss verwandelte einen Handlungsarm des Reinigungsroboters in glühenden Schrott.

Die schwarze Maschine walzte davon, dem nächsten Zielpunkt zu. Hinter ihr war die Spur kochenden Öls breiter geworden. Die Servogetriebe vollführten einen höllischen Lärm. Abermals feuerte der Uniformierte auf das Ungetüm, aus dessen Vorratsbehälter grauer Rauch quoll. Die Plakate begannen an den Rändern zu brennen und zu qualmen.

Als dreißig Meter weiter wieder die Düse mit dem Kleber aufzischte, verwandelte sich das Aerosol in eine waagerechte Flammensäule, die gegen eine Platte gerichtet war und dort auseinander stob. Schreiend flüchteten die Zuschauer. Zwei Schüsse verfehlten das Zentrum der Maschine nur haarscharf und zerstörten einige Steuerleitungen.

Der bislang harmlose Robot verwandelte sich in eine Amok fahrende

Maschinerie. Mit kreischenden Ketten drehte er sich im Kreis. Stinkend verbrannten die Beläge der Gleisketten und verbreiteten ätzende Gase. Eine neue Flamme zischte aus den Düsen, halb verbrannte Arme rissen ununterbrochen brennende Plakate aus dem Behälter und hefteten sie an nicht vorhandene Wände. Dabei rollte der Robot einen Bahnsteig entlang. Ein Teil der Wartenden sprang auf die Schienenanlage der Röhrenbahn, ein anderer Teil flüchtete in die entgegengesetzte Richtung. Dort hielt gerade wieder ein einfahrender Zug.

Flüchtlinge und aussteigende Passagiere vermischten sich. Die in panischer Angst Fliehenden trampelten die ahnungslos aussteigenden Passagiere nieder. Zwischen ihnen knarrten die Elemente der brennenden und kochenden Maschine, die immer wieder, in unregelmäßigen Abständen, Feuersäulen über die Leute blies, die sich zu Boden warfen und schrien. Ein unbeschreiblicher Tumult brach aus. Die direkte Bedrohung durch einen unerklärlichen Vorgang schien die These der Immunen zu widerlegen, nach der die Aphiliker keine echten Gefühle kannten: Die Menschen waren eindeutig in Panik geraten.

Der Roboter fuhr sinnlose Kreise.

Inzwischen bahnten sich drei Schwebefahrzeuge einen Weg durch die Menschenmenge. Eine Strahlkanone fauchte. Lange Glutbalken schnitten zwischen den Deckung suchenden Passagieren hindurch und trafen die Maschine, die brennende Plakate austreute und Klebernebel in Form von Flammenbündeln wahllos in alle Richtungen blies.

Der Treffer löste eine Explosion im Innern aus. Teile wurden abgesprengt und verletzten weitere Menschen.

Mit aufheulendem Antrieb und in einem wild schleudernden Zickzackkurs raste der Roboter vom Bahnsteig herunter. Er glitt auf die halbkreisförmige Rille zu, in deren Magnetfeldern sich die Röhrenbahnzüge bewegten. Gleichzeitig näherte sich, automatisch abbremsend, der nächste Zug. Als dessen Optiken die Störung registrierten, griff das Schnellbremssystem und brachte den langen Zug innerhalb von zwanzig Metern zum Stehen. Die negative Beschleunigung betrug fast drei g.

Der Kopf des Zuges und der brennende Robot, der im gleichen Augenblick das Übergewicht bekam und nach vorn kippte, stießen mit einem schmetternden Krach zusammen. Aus dem halb verschmorten Roboter zuckten Stichflammen nach allen Seiten, dann detonierte der Antrieb und zerfetzte die gesamte Maschine. Brennende Blätter wirbelten nach allen Seiten, und noch einmal fauchte die losgerissene Düse auf und blies Klebstoff gegen die Front des eingedrückten Röhrenbahnzugs.

Ein Mann, der aus einer Stirnwunde blutete, hob einen Papierfetzen auf, schlug die Flammen aus und las: »... kennt die wichtigsten und schönsten Gefühle nicht. Liebe und Hass, Schmerzen und das Gefühl der Schönheit fehlen euch ...« Er schüttelte verwundert den Kopf. Auf das Papier fielen einige Blutstropfen.

»... brauchen mindestens zweihundert Plätze in Ambulanzen. Die Leute sind Spezialisten. Ihre Arbeitskraft...«

»... bereits unterwegs. Beiger ist benachrichtigt. Aber er kann nicht kommen. Sind die Kameras an Ort und Stelle?«

»... gewaltiges Chaos. Niemand weiß, was zu tun ist ... Mindestens hundertfünfzig Verletzte ...«

Jocelyn und Crystal standen zwischen ihren Gleitern und hörten die Meldungen über den Polizeifunk und nun auch über die öffentlichen Medien. Sie sahen sich kurz an und nickten gleichzeitig.

»Das sind die Kranken, die wir suchen«, sagte Crystal. Ihre Augen glänzten wie im Fieber.

Jocelyn packte sie mit hartem Griff am Oberarm. »Inzwischen haben sie die Station längst verlassen, es wäre sinnlos, sie dort zu suchen. Sie werden mit Sicherheit gleich wieder zuschlagen.«

»Du hast Recht, Jocelyn!«

Aus den sich überstürzenden Meldungen erfuhren die beiden Outsider, was geschehen war. Zweifellos befanden sie sich auf der richtigen Spur. Von ihrem Standort bis zur Plaza Station waren es höchstens fünf Kilometer. Aber Crystal, die erfahrene Jägerin, warf plötzlich ein: »Es erscheint simpel, doch in ihrem Vorgehen liegt System. Die Kranken haben hier eine Rakete gestartet, dort einen Robot umprogrammiert, und als Nächstes werden sie einen weiteren Schlag führen. Verlängere die Linie von hier über Plaza Station, und irgendwo auf dieser Linie wird sich der nächste Vorfall ereignen.«

Sie hatte bei allen ihren Jagden festgestellt, dass sich die Gejagten langsam in ihr Versteck zurückzogen, wenn sie sich zu wehren versuchten. So auch hier. Die Kranken wollten das Chaos, aber sie mussten zurückweichen, weil sie sonst von den Betroffenen selbst verraten wurden.

»Das kann gut möglich sein. Wir starten. Treffpunkt Trade Tower«, sagte der Specht mit Bestimmtheit und schwang sich in den Gleiter. Gerade verschwand Medaillon hinter der fernen Silhouette der Hochbauten. Ein flammendes Abendrot breitete sich über der großen Stadt aus.

»Jeder auf einem anderen Weg!«, bestimmte Crystal.

Beide Gleiter schossen schräg in den vielfarbigen Himmel hinauf. Ununterbrochen prasselten die Meldungen aus den Lautsprechern. Nach etwa zwanzig Minuten Flug schrie Crystal: »Jocelyn! Das Signal! Sie zünden die Rakete. Anders kann ich diesen Impuls nicht interpretieren.«

»Kursänderung!«, schnarrte er.

»Verstanden!«

Die Maschinen wurden schneller und strebten auf den Ausgangspunkt des Signals zu. Es war nur eine modifizierte Folge einfacher Funkimpulse, die zwischen den vielen anderen Dauersignalen nahezu untergingen.

»Die Signale kamen von einem kleinen Gerät. Die Gesuchten befinden sich in der Gegend der Lagerhäuser!«, rief Crystal nach einer Weile. Hinter den Wolkenkratzern flirrte die Spiegelung der Sonne auf den Wellen. Irgendwo dort vorn erstreckten sich die alten, verfallenen Dockanlagen und die Lagerhäuser des Containerverkehrs.

»Eine Million ausgezeichnete Verstecke!«, gab Jocelyn kalt zurück. Irgendwie fand Crystal seine eisige Beherrschung faszinierend. Das machte ihr Jocelyn zwar nicht vertrauensvoller, aber es war gut, mit einem Könnern zusammenzuarbeiten.

Vor ihnen durchschnitt die Flammen- und Rauchspur der zweiten Rakete den Himmel. Wieder stieg das Projektil rund dreitausend Meter hoch und wurde dann von einer Explosion zerfetzt. Glühende Trümmer regneten auf Straßen und belebte Plätze herab und Flugblätter, die sich über mehr als acht Quadratkilometer verteilten. Die Gleiter schossen in rasendem Flug durch die Papierflut und richteten ihre spitzen Schnauzen auf die Hallen in der ehemaligen Hafengegend.

Minuten später sagte Crystal: »Wir werden aussteigen und zu Fuß weitersuchen müssen.«

»Wenn es so weit ist«, erwiderte der Specht kurz angebunden, »dann helfen uns Hinweise aus der Bevölkerung.«

»Sei nicht so sicher!«

»Ich bin sicher. Das ist nicht meine erste Jagd!«, gab Jocelyn zurück.

Sie landeten und parkten ihre Gleiter in einer offiziellen Garage. Mit allen einschlägigen Hilfsmitteln ausgerüstet; mit miniaturisierten Detektoren und Spürgeräten, die sie im Lauf ihrer Tätigkeit erbeutet oder gekauft hatten, machten sie sich auf die Suche. In einer Bar tranken sie ein Bier und aßen eine Kleinigkeit. Der schwierigste Teil begann erst. Die Kranken würden sich während der Nacht kaum mehr mit einer Flugblattaktion melden, denn dann war die Aufmerksamkeit gering.

Langsam und wachsam verließen Jocelyn und Crystal das erleuchtete, von Polizeistreifen kontrollierte Gebiet. Sie durchquerten einen breiten Grüngürtel, der sich in einen Dschungel mit ausgetretenen Pfaden verwandelt hatte. Hier stank es nach Fäulnis und nach tierischen und menschlichen Ausscheidungen.

Eine halbe Stunde später erhoben sich vor ihnen, schwach beleuchtet und verfallen, die langen Reihen der halb unterirdisch angelegten Hallen. Ein Unterschlupf für menschliches und tierisches Ungeziefer, ein kaltes, ungastliches Heim für Asoziale - und für Nicht-Aphiliker.

»Was macht dich so sicher, dass sie sich gerade hier befinden?«, fragte Crystal.

»Was würdest du tun, wenn du ein Kranker wärst?«

»Ich würde mich verstecken.«

»Wo?«, fragte er. Sie hielten die Waffen schussbereit. An ihren Handgelenken glommen die Instrumente, die ihnen zeigten, ob sich irgendwo Abwehrfelder befanden, ungebräuchliche Kraftfelder, eingeschaltete Strahlwaffen oder Körper in einem bestimmten Abstand.

»Keineswegs hier«, erwiderte Crystal fröstelnd. Ihr Hang nach Luxus und Sicherheit litt an diesem Ort. Hier hausten nur schmutzige Menschen, Kreaturen, um die sich niemand mehr zu kümmern brauchte. Sie leisteten nichts.

»Weil du eine Jägerin bist und dich aus der Masse nach oben gearbeitet hast«, widersprach Jocelyn und schob sie weiter in das Dunkel zwischen den Mauern hinein.

»Aber ...?«

»Die Kranken müssen sich verstecken. Du brauchst es nicht, weil du gesund bist. Du bist ein gesunder Outsider und hast eine andere Art Versteck nötig. Du würdest dich, wärest du krank, auch in der Dunkelheit und zwischen den Angehörigen der ausgestoßenen Minderheit verbergen.«

Sie versuchte, sich völlig in den Verstand des Mannes zu versetzen, den sie verfolgten, ohne ihn je gesehen zu haben. Da sie sich aber außerstande fühlte, die Besonderheiten seiner Erkrankung in ihre Überlegungen mit einzubeziehen, kam sie zu anderen Schlussfolgerungen.

»Alle haben sich versteckt«, knurrte der Jäger und deutete mit der entschulten Waffe rundum. »Los! Wir dringen ein und holen uns jemanden zur Auskunft!«

»Einverstanden.«

Sie schalteten die Abwehrfelder ein und bogen nach rechts ab. Eine

ausgezackte Maueröffnung wurde erkennbar. Leise summten die Detektoren - keine fünfzehn Meter voraus befanden sich Menschen.

Ihre kleinen Handscheinwerfer flammten auf, als sich die Jäger fast lautlos der Gruppe genähert hatten. Die stechenden Lichtkegel entrisen Ausschnitte aus einem bizarren, hässlichen Bild der Düsternis.

»Niemand bewegt sich! Wir schießen sofort!«, sagte Jocelyn mit einer Stimme, die durchaus einem missgelaunten Polizisten gehören konnte. Langsam glitten die Lichtkegel über Körper und Gesichter der Menschen, die hier in einem von Unrat erfüllten Hof saßen.

Ein Wohnraum im Freien!, dachte Crystal. Das hatte sie noch nicht gesehen. Etwa dreißig Menschen saßen auf alten Kisten, Fässern und den lächerlichen Fragmenten verrotteter Sitzmöbel im Kreis. Hinter ihnen standen rostzerfressene Kühlschränke, alte Öfen und Küchenmöbel, die mit Seilen, Holzplatten und Nägeln an den Ästen eines kahlen Baumes befestigt waren. Die Kochstellen der Herde waren herausgerissen worden, und rußige Töpfe, Konservendosen und Pfannen standen in den Flammen von Holzfeuern. Es stank unbeschreiblich. Crystal würgte einen Brechreiz hinunter und sah zu, wie Jocelyn auf einen alten Mann zuging, ihn am offenen Hemd packte und in die Höhe riss.

»Ich brauche eine Auskunft«, sagte er scharf.

»Ich sage alles, was ich weiß«, gab der Mann stumpfsinnig zurück. Wie eine sandgefüllte Puppe hing er in der Faust des Spechts. Das Licht fiel auf ein stoppelbärtiges graues Gesicht mit Hungerödemen und eingefallenen roten Augen.

»Wir suchen zwei Männer. Oder einen Mann. Er ist erst seit einiger Zeit in der Stadt, und wir wissen, dass er tagelang verschwindet. Er muss einen Raum in einem Lagerhaus haben.«

Es gab hier keine Kinder. Keine der dürrn und ausgemergelten Frauen, die an den Herden hantierten und jetzt stumpf auf Jocelyn starrten, war unter sechzig Jahren.

»Nicht hier. Wir würden jeden sehen. Wir kennen uns alle, seit Jahren«, erwiderte der Alte.

»Keiner ist fremd«, murmelte der gespenstische Chor der anderen. »Wir haben Hunger, Herr.«

»Nicht meine Sache«, knurrte Jocelyn. »Dieser Mann oder diese Männer sind wohlgenährt. Sie haben Essen und Waffen.«

Klappernd fiel eine Büchse vom Herd und verschüttete den Inhalt, stinkende Suppe aus Baumrinde, toten Vögeln und Abfällen aus den Häusern reicher Menschen. In der Dunkelheit und durch die Optik der Infrarotbrillen verwandelte sich dieser Zwischenfall in eine Art Feuer-

werk. Ein Mann, dem die heiße Brühe den Rücken verbrannte, sprang auf und wurde von einem Fußtritt Jocelyns wieder zu Boden geschleudert.

»Denk an den Schüttler!«, kicherte schrill eine Frau.

»Wer ist der Schüttler?«, fragte Crystal aus der Deckung des Handscheinwerfers heraus.

»Wir kennen seinen Namen nicht. Er geht von Haus zu Haus, zu jeder Gruppe. Er erzählt Geschichten von zwei Männern, die reich zu essen haben.«

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen.

Jocelyn schien Recht zu haben, dachte Crystal. *Falls dies eine zuverlässige Antwort war.*

»Erzähle mehr vom Schüttler! Wo sind die beiden Männer?«, herrschte Jocelyn den Alten an.

»Irgendwo dort vorn. Viele Kilometer weiter. Der Schüttler hat es nicht genau gesagt.«

»Wann kommt er wieder, um zu berichten?«, schnitt scharf die Stimme Crystals aus der Dunkelheit.

»Wir wissen es nicht«, sagte der vielstimmige Chor der verwehrlosten Hungernden. Ein Gefühl des Mitleides war Jocelyn und Crystal fremder als ein ferner Stern. Sie erkannten nur die Unterschiede zu ihrem eigenen Leben. Ein Rest Phantasie genügte der jungen Frau, sich eine Vision von seltsamer Eindringlichkeit zu vergegenwärtigen.

Durch die Dunkelheit der Nächte und die Verwehrlosung der Tage schlich ein alter Kranker, geschüttelt und zitternd unter dem Einfluss einer unbekannten Mangelerkrankung. Er sammelte Informationen, die ihm an allen Stellen dieses langen Streifens aus Verfall und Schmutz zgetragen wurden, und erzählte sie denen weiter, die über kein Visifon verfügten. Atemlos saßen die Ausgehungerten um ihn herum, löffelten ihre stinkende Suppe und kauten an Baumrinde ... und hörten zu. Dann berichteten sie ihm, was sie selbst erfahren oder gesehen hatten, welche Sorgen sie quälten, was in ihrer Umgebung geschehen war. Während sie sprachen, aß auch er von den tagsüber gesammelten Abfällen.

Tausende gab es allein in diesem Teil der Stadt. Sie waren nicht mehr Teil der logisch und vernünftig funktionierenden Maschinerie der Stadt, und mit Recht kümmerte sich niemand um sie. Dies war natürlich und musste so sein, und wieder einmal konnte Crystal nicht verstehen, warum die Kranken mit einer pathologischen Besessenheit behaupteten, die Menschheit sei *aphilisch*, wäre *ohne Liebe*, *ohne tiefe Gefühle*.

Sie zuckte die Schultern, verwarf ihre Überlegungen und ließ das

Licht des Scheinwerfers auf den verkommenen Gesichtern der Menschen spielen.

Noch einmal fragte Jocelyn: »Ihr wisst nicht, wann der Schüttler wieder kommt?«

»Nein. Er kommt und geht, wie er will.«

»Wann war er das letzte Mal hier?«

»Vor vier Tagen.«

»Woher kam er?«

Eine zitternde Hand wies die Richtung.

»Was sagte er noch über die Männer?«

»Sie wohnen unter dem Dach einer Halle.«

Blitzschnell erkundigte sich Crystal: »Kommen sie zu Fuß oder mit einem Gleiter?«

»Einmal so, dann wieder so. Niemand scheint sie zu verfolgen. Es sind Gesunde wie wir. Aber sie haben zu essen und sind sauber gekleidet.« Neid und tierische Gier sprachen aus den Auskünften, doch diese Menschen waren zu schwach, um ihre Überlegungen in Taten umzusetzen.

Crystal warf ruhig ein: »Es gibt dreißig Hallen hier, Jocelyn. Wir sollten sie absuchen. Ohnehin wird uns nichts anderes übrig bleiben.«

»Einverstanden«, erwiderte er mit einem tiefen Knurren. »Diese Halle hier - ihr wohnt darin?«

»Ja. Sie ist voller alter Maschinen. Wir schlafen da.«

»Und die anderen Hallen? Leben auch dort Menschen?«

»Ja, Herr. Habt ihr nichts zu essen für uns?«

Mehr war nicht zu erfahren. Aber schon die wenigen Hinweise waren wertvoll, sie schränkten das Suchgebiet stark ein. Außerdem erschien es unwahrscheinlich, dass die beiden Kranken aus der Gemeinschaft *Regeneration* sich verfolgt fühlten. Wenn sie noch in der Nacht überrascht werden konnten, würde man sie unter Umständen schlafend antreffen.

»Wir haben nichts zu essen«, sagte Jocelyn und löste seinen harten Griff um den Hals des Mannes. Wimmernd fiel der Alte zu Boden und kroch auf allen vieren zurück in den winzigen Glutkreis eines Feuers, das im Innern einer Tiefkühltruhe brannte. Ein angsterfülltes Murmeln verfolgte Crystal und Jocelyn, die sich langsam zurückzogen.

Zwischen ihnen stand ein wackliger Tisch. Auf der Platte lag eine saubere, aber löchrige Decke. Konservendosen, deren Inhalt sich beim Öffnen selbsttätig bis zur Verzehrttemperatur erwärmte, standen auf der Decke.

»Das war ein großer Erfolg. Wir haben Chaos verbreitet. Jetzt nur

noch den großen Schlag, dann ist diese Stadt frei«, sagte Jermon Tascho mit vollem Mund.

»Nur noch ist gut«, murmelte Mingus. »Jeremy Beiger ist gewarnt. Wir werden es schwer haben, Partner.«

»Aber wir werden siegen!«, keuchte der kleine Mann und fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar.

»Das ist nicht sicher. Trotzdem bin ich optimistisch. Wir sind bisher unentdeckt geblieben.«

Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang. Sie saßen in ihrem Versteck in einer der Hallen. Vom Wasser her wehte eine frische Brise. In einem Versteck stand der Gleiter, und es gab sieben verschiedene Fluchtwege. Außerdem waren unsichtbare Lichtschranken rundum installiert, unter und über dem Versteck. Jeder ungebetene Besucher wurde rechtzeitig angekündigt. Sie konnten sich ein wenig entspannen, obwohl sie durstig nach weiteren Taten waren. Der Erfolg der beiden Raketen und des Roboters hatte sie stimuliert. Sie hatten alles, auch die Ansprache von Reginald Bull, über ihr winziges Visifon mit angesehen und sich entsprechende Gedanken gemacht.

»...und wir sind hervorragend ausgerüstet.« Jermon deutete auf den Halbkreis aus verschiedenen Waffensystemen, die sich auf der obersten Ebene der Halle um den improvisierten Frühstückstisch herum ausbreiteten.

»Das ist richtig. Heute sehen wir uns zuerst den Regierungspalast an. Wir werden ihn vielleicht sprengen müssen, um Beiger zu erledigen. Dann wird sich aus dem Chaos der Phönix einer neuen Welt erheben.« Mit ungebrochener Zuversicht deutete Skalter Mingus auf neben ihm liegende Fotoausdrucke. Sie zeigten den Palast aus allen Perspektiven.

»Beiger wohnt auch dort. Er hat ein schönes Dachappartement«, versicherte Jermon lautstark. »Vielleicht erreichen wir ihn mit der ferngelenkten Bombe.«

»Vielleicht. Zuerst jedenfalls ein kurzer Besuch!«

Sie beendeten das Frühstück und rüsteten sich mit Waffen aus, die ihnen eine schnelle Flucht sichern würden. Skalter Mingus, der Mann mit dem Schildkrötengesicht, war ein ausgebildeter Saboteur, und es gab nichts auf dem weiten Gebiet der Bomben- und Waffentechnik, was er nicht im Schlaf beherrschte.

»Bevor wir den Palast angreifen oder Beiger töten, lösen wir unsere beiden letzten Raketen aus«, sagte er knapp.

»Ich habe den Impulsgeber.« Jermon Tascho nickte heftig. Nach den ersten Erfolgen war er ein überzeugter Anhänger aller Pläne, die sein

starker Freund erklärt hatte. Nur hin und wieder schreckte er vor der Größe ihres Vorhabens zurück. Außerdem waren sie beide auf der Suche nach Frauen oder Mädchen, die ihnen helfen konnten - bisher hatten sie niemanden gefunden. Aber auch da würde sich einiges ändern, hatte Skalter gesagt.

»Gehen wir!«

»In Ordnung. Die Anlage bleibt angeschaltet?«

»Natürlich«, erklärte Mingus ungeduldig. »Sie zeigt uns, ob unser Schlupfwinkel entdeckt wird oder nicht.«

Sie stiegen eine uralte Stahltreppe hinunter, die sich im Zickzack über die gesamte Höhe der leeren Lagerhalle erstreckte, durch ein Loch im Boden in die Kellerräume tauchte, dort an den wenigen noch funktionsfähigen Maschinen vorbei und zu der Gleitergarage führte, die ihrerseits mit einer Auffahrtrampe verbunden war. Diese Rampe endete in dem Grünstreifen zwischen den Ausläufern der Stadt und den Hafenanlagen. Der Eingang war fast vollständig zugewachsen.

Die Kenntnisse über diese Anlage gehörten zum Grundwissen der Gemeinschaft *Regeneration*. Sie erreichten, immer wieder sichernd, den Gleiter, zwei Ebenen unter dem Erdboden. Bald darauf schwebte die Maschine zwischen den Abfällen und den wild wuchernden Pflanzen ans Tageslicht.

Sie schalteten auf Verkehrsüberwachung und reihten sich in den gesteuerten Verkehr ein. Ihr Ziel stand fest. Es war die unmittelbare Umgebung des Regierungspalastes von Jeremy Beiger.

Wenn es nach ihnen ging, hatte er nur noch drei Tage zu leben.

Knirschend setzte der Gleiter auf dem verrotteten Dach auf. Die Türen öffneten sich langsam. Es war die besser ausgerüstete Maschine Jocelyns.

»Acht Uhr dreißig«, sagte der Specht. Die Kühle des Morgens passte zur Kälte seiner Empfindungen und Reaktionen. Er wusste, dass er der Gesellschaft diene, wenn er die Kranken hinrichtete. Auch wusste er, dass man jetzt seinen Namen und den von Crystal im ganzen Hafengebiet nur voller Angst erwähnte. Er befand sich auf einer heißen Fährte, und alle anderen Gedanken waren ausgeschaltet. Mit einem Satz verließ er den Gleiter und ging in Deckung hinter einem Entlüfterklotz. Crystal kümmerte ihn in diesem Augenblick nicht. Er hatte in der Nacht seine Leidenschaft gestillt, und nun war er gewiss, auf dem Gebäude gelandet zu sein, in dem sich die beiden Kranken versteckten.

»Sie werden sich wehren«, warnte Crystal. Einhundertfünfzig Meter

vor ihnen gähnte im schmutzigen Dach eine Öffnung, die durch eine Explosion geschaffen worden war. Ausgezackte Ränder, Brandspuren und herumliegende Trümmer.

»Denke an die Anzeigen der Geräte!«, rief Jocelyn und rannte zwanzig Meter geradeaus bis in die Deckung einer Kabine, in der einst Energieaggregate untergebracht gewesen waren.

»Vermutlich werden sie sich mit allem, was sie haben, zur Wehr setzen.«

Die Outsider bauten ihre Schutzschirme auf. Vielleicht, dachte Crystal, unterstanden die Gejagten der Organisation dieses wahnsinnigen Roi Danton. Dann wäre der Triumph des Sieges noch größer und die Befriedigung länger und tiefer. Bisher hatten die Outsider ihre Jagd mehr oder weniger heimlich ausgeübt, aber die Wende schien sich abzuzeichnen. Sie wurden offiziell unterstützt.

Crystal warf einen langen Blick auf Jocelyn. Für ihn waren die Kranken nichts anderes als Verbrecher an der bestehenden Ordnung. Er richtete sie einfach hin. Sie hingegen gab jedem noch eine Chance. So auch hier. Sie glaubte zu wissen, dass sich die Gesuchten mit Warnanlagen abgesichert hatten, und sie war entschlossen, diese Anlagen in Tätigkeit zu setzen. Das verlängerte das Vergnügen der Jagd. Lächelnd sprang sie an den jenseitigen Rand des Daches und befand sich auf gleicher Höhe mit dem ebenfalls vorrückenden Jocelyn.

»Gib mir Feuerschutz!«, rief er unterdrückt. Er war ungeheuer geschickt, sein Körper ein einziges Bündel von Sehnen und Muskeln, eine menschliche Maschine.

Wieder blickte Crystal zu Jocelyn hinüber. Er hielt den Kopf vorgestreckt wie ein Vogel; auch die gekrümmte Nase des scharf geschnittenen Gesichtes trug dazu bei, seinen Beinamen zu rechtfertigen. Er schlich das Dach entlang und befand sich Sekunden später an dem überwucherten Rand des Loches. Mit einer schnellen Kopfbewegung warf er das nackenlange schwarze Haar zurück.

»Dort unten ist eine größere Ansammlung von Maschinen, Energiemagazinen oder Waffen«, sagte Crystal und tippte an den Detektor.

»Ich weiß. Wir sind am Ziel.«

In der Dunkelheit des Loches versuchten sie, etwas zu erkennen. Es war nahezu unmöglich.

»Ich provoziere«, sagte Jocelyn hart, senkte die Mündung seiner Waffe und feuerte einen Schuss nach unten ab. Eine donnernde Explosion folgte, danach kroch ein schmaler grauer Rauchstreifen aus dem gezackten Loch empor.

»Sie wehren sich nicht«, stellte Crystal voller Spannung fest.

»Weil sie ausgeflogen sind«, zischte Jocelyn. Er umrundete mit der schussbereiten Waffe das Loch, während Crystal sich umsah und versuchte, einen zweiten Eingang oder einen Einstieg zu finden. Angespannt sicherten sie nach allen Seiten.

»Los, gehen wir hinein!«, rief Jocelyn quer über das Dach. Jede Sekunde erwartete er einen Feuerstoß aus einem Versteck. Unwillkürlich richtete er sich auf, als Crystal vom jenseitigen Ende des Daches winkte.

»Hier ist eine Feuerleiter mit deutlichen Spuren!«, rief sie.

»Dann von beiden Seiten!«, ordnete der Jäger an.

Gleichzeitig drangen sie ein. Crystal sprang mit langen Sätzen die Stufen hinunter und achtete nur auf die verschiedenen Öffnungen in der Wand und die einen Stock tiefer endenden Spuren. Ein Fußtritt ließ die Tür vor ihr aufschwingen und gegen die Wand krachen. Der Summer an ihrem Handgelenk ertönte laut und unüberhörbar - sie kannte die Bedeutung.

»Ich durchbreche eben eine Warnschranke.«

»Dasselbe ist mir auch passiert«, schnarrte Jocelyn zurück. »Hoffentlich meldet die Anlage nicht weiter.«

Er schwang sich durch das Loch, kam federnd einige Meter tiefer auf und rollte sich über die Schulter ab. Sekunden später hatten sich seine Augen an die Finsternis angepasst, und er erkannte Crystal, die sich mit Zickzacksprüngen näherte. Langsam drehte sich Jocelyn einmal im Kreis und richtete seinen Detektor aus. Noch immer glaubte er nicht, dass das Versteck verlassen war.

»Es ist niemand hier«, sagte Crystal ruhig, während sie näher kam und ihren Schutzschirm ausschaltete.

»Richtig. Aber wir haben ihren Schlupfwinkel gefunden.«

Sie blieben nebeneinander stehen und sahen, was sie entdeckt hatten. Die Reste eines ausgedehnten Frühstücks standen vor ihren Füßen. Daneben Matratzen, Decken, weitere Konserven und alle möglichen Ausrüstungsgegenstände. Jocelyn musterte mit steigender Verwunderung das Stilleben.

»Eindeutig Kranke. Sie sind bestens ausgerüstet. Fast so gut wie wir«, raunte er und ging langsam den Halbkreis von Waffen, Magazinen und Leitsystemen, von kleineren und größeren Strahlern und anderen Instrumenten entlang. Hin und wieder berührte er mit der Spitze seines Stiefels eines der Stücke.

»Eingerichtet für längere Zeit«, sagte Crystal nachdenklich und registrierte alle jene Kleinigkeiten, die eindeutig darauf hinwiesen.

»Das kann nur bedeuten, dass diese kranken Verbrecher etwas exakt geplant haben.«

»Vermutlich waren sie es, die auf Beiger geschossen haben.«

Jocelyn nickte knapp und fuhr fort: »Auch der Plakate klebende Roboter und die Flugzettel-Raketengehen auf ihr Konto. Hier sind Muster von den Papieren.« Der Outsider hob ein Blatt auf und gab es Crystal. Sie erkannte, dass es der gleiche Text war, den Jocelyn ihr vorgelesen hatte.

»Und wo sind sie jetzt?«, knurrte Jocelyn nach einer Weile. Inzwischen hatte er festgestellt, dass die teilweise miteinander verbundenen Waffen ausgesprochenes Zubehör von Berufssaboteuren waren.

»Ausgeflogen. Entweder zünden sie weitere Flugblattprojekte, oder sie versuchen ein zweites Mal, Beiger zu ermorden. Oder eine andere hochrangige Person.«

»Also ein geplantes Attentat«, stimmte der Specht zu.

»Sicher.«

»Dann werden wir ihnen die Möglichkeiten dazu nehmen. Zwei Alternativen: Entweder sprengen wir dieses Arsenal, oder wir schleppen es in unseren Gleiter und deponieren die Gegenstände in deiner Wohnung.«

Crystal hob die Schultern und schätzte den Wert der Ausrüstung ab. Dann entgegnete sie: »Es ist unsere Beute, Jocelyn.«

»Einverstanden.« Er rief den Gleiter herbei. Eine Stunde später war das Versteck der Reges ausgeräumt, und die Outsider flogen davon, in Richtung des Penthauses, in dem Crystal wohnte - und mittlerweile auch Jocelyn, der Specht.

Das Versteck war präpariert worden, die Jagd würde nach einer kurzen Unterbrechung weitergehen.

Der Gleiter schwebte langsam aus, wurde gedreht und setzte auf. Er befand sich unter einem weiten Vordach am Rand des Platzes, der den Regierungspalast umgab. Neben der Maschine parkten weitere Fahrzeuge, es herrschte mittlerer Verkehr. An dieser Stelle war es selbstmörderisch, aufzufallen - die Wachen feuerten seit dem ersten Attentat auf jeden Verdächtigen.

Fast ehrfürchtig sagte Jermon Tascho nach einem langen Blick auf den massiven Gebäudekomplex: »Wenn wir Beiger hier erwischen, ist das die Krönung unseres Werks, Skalter.«

Die Fassaden waren von Schutzschirmen bedeckt. Zwischen den riesigen Fenstern bewegten sich aus den kleinen, halbkugeligen Kanzeln unaufhörlich die Geschützläufe stationärer Defensivroboter.

»Mir fällt kein Mittel ein, ihn aus dieser Festung herauszulocken«, murmelte der Saboteur. Seine Finger zuckten einen Augenblick lang unkontrolliert.

»Wir müssen warten oder die Roboter ablenken«, rief Tascho aufgeregt.

Skalter schüttelte nachdenklich den Kopf.

Das Gebäude stand auf verkleideten Säulen. Zwischen ihnen patrouillierten im Schutz von Hochenergie-Überladungsschirmen schwere Kampfroboter. Polizeigleiter umrundeten das Bauwerk. Es gab kaum einen Quadratmeter Fassade, der nicht mehrfach geschützt wurde. In Gedanken wog Skalter die Möglichkeiten seines Waffenarsenals gegen dieses moderne Fort ab.

»Wir müssen unsere Pläne ändern, Jermon«, sagte er düster. In seinem Magen hatte sich ein eisenharter Klumpen gebildet. Immer wieder schweiften seine Augen ab und musterten die Schirme, die Geschütze und die zahllosen Wachen. Keine siebenhundert Meter entfernt residierte der meistgehasste Mann der Stadt. Wenn sie ihn ausschalteten, würde das eine neue Zeit gebären.

»Hör zu, Jermon«, sagte er nach einigen Minuten des Nachdenkens, »wir ändern unser Vorgehen. Dort kommen wir nicht hinein. Wir sind nur zwei, und die Übermacht an Menschen und Möglichkeiten ist erdrückend.«

Drei Gleiter nahmen Kurs auf das Lokal, vor dem Mingus und Tascho warteten. Langsam griffen beide Männer nach den versteckten Waffen. Die Polizisten näherten sich wie unabsichtlich, ohne Sirenengeheul ... Vielleicht war alles ganz harmlos.

»Du kannst Recht haben. Das letzte Mal haben wir ihn auch außerhalb seiner Festung erwischt.«

»Richtig. Wir müssen uns weiterhin verstecken und warten, bis er uns vors Zielfernrohr läuft!«

»Und wo? Er wird vorsichtig geworden sein, Skalter.«

Aus dem Gleiterpulk scherte ein Fahrzeug aus und kam von links auf die Maschine der Immunen zu. Die beiden anderen Polizeigleiter schwebten über der breiten Piste weiter. Keiner der Insassen warf einen Blick auf das Lokal.

Die Immunen entsicherten ihre Strahler. Für Mingus stand der Fluchtweg, den sie nehmen mussten, fest. Als die Türen des Polizeigleiters aufglitten, drang eine schneidende Lautsprecherstimme über den kleinen Platz. Es war der Polizeifunk.

»Früher oder später sehen wir Beiger! Wir haben vier verschiedene

Verstecke in der Stadt und können warten, ohne aufzufallen«, meinte Skalter und rückte am Stoffstreifen über seiner Stirn.

»Wie lange?«

»Keine Ahnung.«

Drei Polizisten stiegen aus. Nur ein jüngerer Mann neben dem Piloten blieb sitzen und lehnte sich bequem zurück. Während der Lautsprecher dröhnte, betraten die drei Männer die Imbisshalle.

»... Versuchsstrecke abstecken und kontrollieren. Das erste Datum ist der Achte dieses Monats ...«

Jermón hob den Finger und deutete in die Richtung des Polizeigleiters. Skalter zuckte die Schultern und murmelte: »Lauter Routinemeldungen.«

»... wird Beiger die Robotfabrik mit einer Kommission besichtigen. Unvermeidbar wird sein, dass er eskortiert wird. Es wurden Attentatsversuche unternommen ...«

Skalter Mingus richtete sich kerzengerade im Fahrersitz auf. Sein Gesicht wurde weiß. »Beiger! Das ist unsere Chance«, flüsterte er wie elektrisiert Sie hörten nun konzentriert zu und vergaßen dabei fast die Gefahr.

»... die Fabrik Robot Gamma liegt in New Haven Marina. Der Weg wird noch bekannt gegeben, es stehen drei Alternativen zur Wahl. Als mögliche Tage haben wir den Achten, Neunten und Zehnten dieses Monats. Aus Sicherheitsgründen wird der Termin erst eine Stunde vor dem Start bekannt gegeben ...«

»Beiger wagt sich also doch aus seiner Festung hervor.«

»Kennst du dieses Marina?«, fragte Skalter leise. Während er weiter zuhörte, startete er den Motor des Gleiters.

»... schwerste Bewachung. Auch die Fabrik wird nach Plan A Rot umstellt. Jeremy Beiger will jedes Risiko ausschließen. Die Polizeikräfte werden aufgefordert, sich bei ihren Vorgesetzten detaillierte Verhaltensregeln abzuholen ...«

»Wir starten!«, knurrte Skalter Mingus.

»In welches Versteck?«

»Wir sehen uns diese Robotfabrik an. Wir müssen vor der Polizei dort sein.«

»Ist das nicht zu gefährlich, Skalter?«

Mingus manövrierte den Gleiter aus der Parklücke heraus und nahm Kurs auf eine nach Süden führende Piste. Der wartende Polizist warf ihnen einen langen Blick nach, wandte seine Aufmerksamkeit aber schnell wieder dem Funkgerät und dem Interkom zu.

»Noch gefährlicher wäre es, zusammen mit der Polizei dort einzutreffen. Ich bin bereit, für meine Arbeit zu sterben, aber ich bin kein Selbstmörder.«

Nachdenklich nickte Jermon. »Ich auch nicht«, raunte er.

Weißer Wolken zogen über den Himmel. Das helle Licht und die scharfen Schatten der Gebäude huschten über den Gleiter der beiden Saboteure, der sich in einen Flugkanal einreihete und schneller wurde, aber nicht auffallend schnell nach Süden flog. Einem Meister der Tarnung wie Skalder Mingus passierten solche Pannen nicht mehr.

16.

Crystal Talonghs Wohnung war inzwischen wieder wie vor dem Kampf mit Jocelyn. Aber gewisse Teile der Terrasse und Winkel in den Wohnräumen hatten sich in eine Art Rüstkammer verwandelt; dort standen und lagen die Ausrüstungsgegenstände der Saboteure.

Die Jagd war schneller geworden. Das bedeutete, dass die Pausen kürzer und die Anstrengungen und die Aufmerksamkeit größer wurden. Und es bedeutete unvorhergesehene Zwischenfälle.

Nachdem Jocelyn und Crystal geduscht hatten, aßen sie schweigend und versuchten sich zu entspannen. Sie schliefen in verschiedenen Räumen. Crystal wurde von einem melodischen Türsignal geweckt. Die Tonfolge sagte deutlich, dass es sich um einen offiziellen Besucher handelte, also jemanden, der unten den Eingang benutzt hatte und mit dem Lift nach oben gekommen war.

Crystal wickelte ihr Haar zu einem Knoten im Nacken zusammen und warf sich einen halb durchsichtigen Morgenmantel über. Ein Blick nach draußen, ein zweiter auf die Uhr - es war früher Nachmittag.

Ihre linke Hand griff zum Türöffner, die rechte legte sich auf den Schalter, der innerhalb eines Sekundenbruchteils die Waffen vor dem Eingang auslösen würde, und auf dem Schirm sah Crystal vor der Tür einen Mann mittleren Alters. Er wirkte auf sie wie ein lebendes Skelett und stand vorgebeugt da.

Langsam öffnete sich die schwere Tür. Der Mann, in einen teuren Anzug gekleidet, eine schwere Waffe an der Hüfte, hob den Kopf und schaute Crystal kalt und gelassen an. »Sie sind Crystal Talongh.« Das war eine Feststellung.

»Richtig«, erwiderte sie, die Hand unverändert auf dem Waffenkopf. »Mit wem habe ich das Vergnügen?«

Der Mann trat einen Schritt näher auf sie zu und bohrte weiter, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Jocelyn, der Specht, wohnt bei Ihnen?«

Hinter Crystal erklang ein Geräusch. Sie sah, wie die Augen des Mannes abirrten und sich auf ein Ziel schräg hinter ihr hefteten.

»So ist es«, sagte Jocelyn und trat hinter der Mauerecke hervor. Er senkte den entscherten Strahler, schob Crystal zur Seite und sprach weiter. »Kommen Sie näher, Daargun!«

Daargun! Crystal zuckte zusammen, nahm die Hand vom Waffenschalter und wartete, bis der Mann im Flur stand. Jocelyn schob seine Waffe in den Hosenbund und fragte: »Woher wissen Sie, dass ich hier ...?«

Müde winkte Daargun ab. »Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit mir. Vor dem Haus wartet Reginald Bull. Er hat Ihnen Wichtiges zu sagen. Es geht um die Kranken, die Sie beide verfolgten. Außerdem eilt es.«

Crystal und Jocelyn warfen sich einen langen Blick zu. Reginald Bull persönlich? Eine Falle? Aber dieser Mann war unverkennbar Bulls Vertrauter, mit dem Jocelyn bereits verhandelt hatte. Der Specht nickte. »Eine Minute«, bat er sich aus.

»Ich warte. Sie sollten sich auch etwas weniger auffallend kostümieren, Lady.«

Daargun lehnte sich gegen die Wand, schlug die Beine übereinander und hustete röchelnd los. Kurze Zeit später kamen Crystal und Jocelyn zurück.

Sie schwebten mit dem Lift abwärts, durchquerten die Eingangshalle und schritten auf den großen Gleiter mit den verdunkelten Scheiben zu. Vier Wachen umstanden die Maschine, jeder der Männer blickte in eine andere Richtung. Um diese Zeit war der Verkehr nicht sehr dicht. Ein Posten öffnete die Tür. Zuerst stieg Daargun ein. Jocelyn und Crystal folgten. Licht fiel durch die einseitig verspiegelte Heckscheibe.

»Sie sind die Outsider, die nach den Reges suchen?«, erkundigte sich Bull und musterte sie durchdringend. Crystal nickte und gab den Blick offen zurück.

»Ja. Ich bin etwas verwundert, dass Sie sich persönlich einschalten«, erklärte Jocelyn. »Außerdem gibt es zwischen den offiziellen Stellen und mir noch eine Reihe offener Fragen.«

Bull hob die Hand und stoppte Jocelyns Redefluss. Er sagte mit befehlsgewohnter Stimme:

»Bislang haben wir die Outsider nicht zur Kenntnis genommen. Nach Ende dieser Aktion werden wir sie vermutlich offen oder versteckt unterstützen. Das hängt weitestgehend von Ihrem Erfolg ab. - Ich bin hier, um Sie daraufhinzuweisen, dass ich die Jagd in den letzten Phasen bis zum unausweichlichen Ende als Beweismaterial brauche. Wir müssen gegen die abnormen Kranken vorgehen und brauchen einen Schockeffekt. Der Schock muss so groß sein, dass er die Aktivität aller hemmt. Besonders den Mann im Hintergrund, diesen Roi Danton! Verstehen Sie?«

»Ich glaube zu verstehen. Aber ich spiele diese Jagd nach meinen Regeln«, versicherte Jocelyn kühl.

»Das ist Ihnen gestattet«, erklärte Bull. »Für mich zählt nur der Erfolg. Von nun an werden Ihnen ausgebildete Kamerateams folgen. Sie bleiben absolut unsichtbar und werden Sie keineswegs behindern. Nehmen Sie das zur Kenntnis. Wir sind überzeugt, dass wir nur dann genug erreichen, wenn die Zahl der unheilbar Kranken drastisch dezimiert wird. Sie entwickeln sich immer mehr zu Saboteuren - denken Sie an das Attentat auf Beiger.«

»Sie werden Ihre Show bekommen, Sir«, bestätigte Crystal. »Und letzten Endes steht für uns auch eine Prämie auf dem Spiel.«

»Das ist Nebensache. Ich werde mich über Daargun wieder melden, wenn alles vorbei ist. Ich persönlich rechne damit, dass Beiger erneut das Ziel unserer geheimnisvollen Kranken ist.«

»Wir auch«, gab Crystal unumwunden zu.

»Beiger wird am Neunten über die Erweiterung der Robotfabrik entscheiden. Er besucht die Fabrik kurz nach Mittag. Diese Information ist nur für Sie bestimmt.«

Daargun öffnete bereits die Tür.

»Ich wüsste nicht, wer außer uns besonderes Interesse daran haben sollte«, erklärte Jocelyn.

»Die Attentäter«, sagte Crystal und stieg aus dem Gleiter. Ihre Sohlen berührten kaum den Boden, als die vier Wachen in Begleitfahrzeuge sprangen, der schwere Gleiter anruckte und sich in rasender Fahrt entfernte. Binnen Sekunden stieg er steil in die Luft.

»Die Jagd geht weiter«, sagte Jocelyn, als sie sich wieder im Schutz der Halle befanden. »Was berichtet der Polizeifunk?«

»In den letzten Stunden traf keine Meldung ein, die sich auf die Attentäter bezieht.«

»Machen wir uns trotzdem fertig. Wir gehen wieder getrennte Wege!«, ordnete Jocelyn an. Er war sicher, dass Crystal ihm gehorchen

würde; er kannte seine Persönlichkeit und wusste, dass er stark war. Niemand konnte ihn überlisten. Er war der Outsider mit dem bedrohlichsten Ruf, und dieser Ruf bestand völlig zu Recht.

Skalter Mingus und Jermon Tascho erreichten die riesige, kreisförmige Lichtung gegen Abend. Im Westen lag die See, jenseits der Dünen erstreckte sich Uferwald, dann kamen ein paar Pisten, schließlich trennte der dreifach gesicherte Zaun die Anlage von der Umgebung. Von der vollrobotischen, weitestgehend unterirdisch angelegten Fabrik sahen Mingus und Tascho nur die Kuppel und die wenigen Türme, die übergangsgelos aus dem weißen Sand des Kreises aufwuchsen. Lange Schatten lagen über der hellen Fläche.

Bewegungslos schwebte der Gleiter hervorragend getarnt am Rand des Uferwaldes.

»Das Gelände ist voller Fallen und Sperren«, stellte Mingus fest. »Was immer wir anfangen - wir werden es verdammt schwer haben.«

Der weiße Sand zeigte nicht einmal Tierspuren. Das Sonnenlicht schimmerte auf der Kuppel und den Rundungen der Magazintürme. Einen Kilometer weiter rechts befanden sich der Tunnel für die Materialzuführung, einige Schleusen, Sicherheitssperren und Personal in bewaffneten Gleitern.

Links, etwa ebenso weit entfernt, begann die Zufahrt zur Piste. Dort erschienen in regelmäßigen Abständen schwere Lastengleiter. Sie transportierten die produzierten Güter zu Verteilungsstellen. Wie Skalter inzwischen erfahren hatte, stellte die Anlage Präzisionselemente für Raumschiffe her.

Die beiden Immunen warteten und suchten durch ihre schweren Gläser die Umgebung ab. Mit einiger Wahrscheinlichkeit würde Jeremy Beiger dort die Fabrik betreten, wo auch die Rohmaterialien oder Halbfabrikate hineingeschafft wurden. Zudem war den Attentätern bewusst, dass die Polizei die gesamte Umgebung scharf kontrollieren würde.

Trotzdem nahm ihr Plan allmählich Gestalt an.

»Von der Abzweigung der Piste oder vom Landeplatz bis zur Schleuse sind es dreihundert Meter. Auf dieser Strecke wird Beiger sterben!«

»Vielleicht auch wir, Skalter«, gab Tascho zu bedenken.

Mingus erkannte, dass sein Partner Angst bekam. Er verstand das zu gut, aber sein Ehrgeiz und sein Sendungsbewusstsein erlaubten nicht, dass er sich jetzt zurückzog. Unauslöschbar stand das Ziel vor seinem inneren Auge. »Wir werden nicht umkommen«, widersprach er. »Drei

unserer Projektilen verwandeln diese Zone in ein Inferno. Wir können sie programmieren.«

Der Gleiter schwebte langsam rückwärts. Skalter Mingus wich geschickt den Bäumen aus und versuchte, die Maschine an einer unauffälligen Stelle in den gesteuerten Verkehr einzuschleusen. Hundert Meter neben der Piste schwenkte er ein. Warnsummer ertönten, Kodezahlen leuchteten auf. Mingus wählte nur noch die Geschwindigkeit, lehnte sich zurück und sagte knapp: »Wir holen heute alle benötigten Waffen aus dem Versteck.«

»Kein Schlaf?«

»Vielleicht morgen. Oder übermorgen«, lautete die unwirsche Antwort.

Es begann zu dunkeln. Weit hinter ihnen flammten plötzlich die Scheinwerfer zweier großer Fahrzeuge auf. Von rechts schob sich nach etwa zwanzig Sekunden ein Polizeigleiter auf die Fahrbahn. Die flackernden Drehlichter blendeten Mingus sekundenlang. Panik stieg in ihm hoch, und als er einen Blick in den Rückspiegel warf, sah er, dass die beiden Fahrzeuge bedrohlich nahe kamen.

»Polizei, Skalter!«, schrie Jermon auf. »Sie haben uns!«

»Halt 's Maul! Nicht mehr als eine Routinekontrolle«, sagte Mingus scharf. »Und vergiss nicht, dass wir Kranke sind!«

»Ja ... ja.«

Mingus bremste die Maschine ab. Der zuletzt aufgetauchte Gleiter blieb dicht vor ihm, die nachfolgenden setzten sich an beide Seiten. Die Polizisten starrten schweigend ins Innere, Mingus gab die Blicke scheinbar ruhig zurück.

Über Lautsprecher fragte eine Stimme: »Kontrolle. Was haben Sie im Sperrgebiet zu suchen?«

Mingus trat Jermon, der immer unruhiger wurde, gegen das Schienbein.

»Wir sind auf dem Weg zurück in die Stadt.«

»Warum waren Sie hier?«

»Kein besonderer Grund. Seit wann ist das Sperrgebiet?«

»Seit sieben Jahren.«

Die Kolonne aus vier Gleitern war nicht besonders schnell. Mingus versuchte, sich auszurechnen, welche Chancen er hatte, wenn er jetzt die Waffe zog. Es gab keine Chancen - nicht im Augenblick.

»Davon hatten wir keine Ahnung. Wir wollten unsere freie Zeit...«

»Das wird sich im Center zeigen. Folgen Sie uns!«

»Geht in Ordnung«, erwiderte Mingus.

Die Kolonne schwenkte ab, die Gleiter verließen nacheinander die breite Piste und steuerten auf ein flaches Gebäude zu, vor dem Polizisten und andere Maschinen standen. Die Untersuchung konnte so oder so ausfallen, und beim geringsten Verdacht würden die Polizisten sie als »Kranke« erschießen - das übliche Verfahren in einem solchen Fall.

»Kein Wort!«, zischte Mingus seinen Freund zu, der ganz und gar nicht begeistert war. Sie stiegen aus und gingen, äußerlich ruhig, auf die Wachstation zu.

Gesprächsfetzen schlugen ihnen entgegen. Der Raum war von einigen Männern besetzt. Es gab keinen Roboter.

»Das Übel mit den Kranken ist, dass sie sich so verdammt gut tarnen«, sagte einer der Polizisten. »Reine Formsache. Ihre Kodenummer?«

Mingus nannte eine Ziffernfolge. Er war darauf geschult worden, aber er kannte die Bedeutung nicht genau. Der Beamte blickte ihn gleichgültig an, während seine Anfrage an den zentralen Rechner ging.

Sekundenbruchteile später kam die Antwort. Jermon Tascho, der eben den Mund öffnete, um seine Nummer zu nennen, sah erschrocken, wie sich der breitschultrige Mann mit dem alten, faltigen Gesicht in einem Wirbel aus Bewegungen aufzulösen schien.

Skalters Linke zuckte zum Stirnband, riss es herunter und bewegte es wie eine Peitschenschnur. »Augen zu, Jermon!«, brüllte er und hechtete vorwärts. Die rechte Hand riss die entsicherte Waffe heraus. Ein greller Blitz blendete die Polizisten.

Jermon ließ sich fallen. Noch während der Bewegung hörte er drei fauchende, röhrende Strahlschüsse. Er rollte unter einer Tischplatte ab, hielt plötzlich wie durch ein Wunder auch seinen Strahler in der Hand und feuerte schräg auf die beiden Männer, die von der Tür wegsprangen und ebenfalls nach den Waffen griffen.

Schlagartig begriffen alle in diesem Raum. Und jeder reagierte, wie er es musste.

Skalter Mingus traf, während er über die Barriere hechtete, zwei Polizisten in die Brust. Noch bevor er wieder hochfederte, wirbelte er herum und schoss dreimal, ohne besonders genau zu zielen. Eine Sirene gellte auf. Ein weiterer Schuss ließ einen Beamten rückwärts in ein berschendes Fenster fallen.

Rauch und Gase breiteten sich aus. Der gezielte Schuss, den der letzte Überlebende auf Tascho abgab, sprengte eine Ecke der hochwirbelnden Tischplatte weg und versengte Taschos Schulter.

»Jermon, draußen sind noch vier!«

Zwei Polizisten waren bereits aus ihrem Gleiter gesprungen und rannten auf die Türen zu. Skalter handelte mit bewundernswerter Kaltblütigkeit. Er feuerte durch die berstenden Scheiben.

Jermon riss die zweite Tür auf und warf sich mit einem weiten Satz hindurch. Hinter ihm brannte ein Teil des Raumes; die Sirene wimmerte ununterbrochen. Im Zickzack rannte er die Gebäudefront entlang, bog keuchend vor Anstrengung um die Ecke und schoss, als er weitere Polizisten erblickte.

Mit aufheulendem Triebwerk startete ein Gleiter. Jermon stützte mit der Linken das rechte Handgelenk, zielte und feuerte hinter dem davonrasenden Gleiter her, aber trotz einiger schwerer Treffer schwebte die Maschine weiter.

»Es ist vorbei!«, dröhnte Skalters Stimme aus dem Gebäude. Er trat die halb verkohlte Tür nach außen und rannte auf Jermon zu.

Jermon Tascho schwitzte, fiebrige Hitze strömte durch seinen Körper, und die Waffe rutschte fast aus seinen Fingern. Skalter packte ihn an der Schulter und schob ihn vorwärts. Hinter ihnen breiteten sich Flammen und Rauch rasch aus.

»Wir haben gesiegt«, sagte Skalter Mingus heiser. »Aber jetzt nichts wie weg. Wir nehmen einen Polizeigleiter.«

Zitternd lief Jermon um die Maschine herum und warf sich in den Sitz. Die Türen fielen zu, dann stieß der Gleiter zurück, wendete und raste davon.

Das Wimmern der Sirene verebbte langsam, aber während sie schräg auf die Stadt zuflüchteten, wurde hinter ihnen das Feuer größer. Aus dem Funkgerät erklangen die Notrufe des geflüchteten Polizisten. Großalarm wurde ausgelöst.

Inzwischen war es Nacht geworden.

Beim ersten Wort aus den Lautsprechern setzte Jocelyn sich kerzengerade auf und schob den Lautstärkeregler nach vorn. Sie schwebten in Crystals Gleiter im südlichen Bereich der Stadt und warteten auf einen Zwischenfall oder darauf, dass die zurückgelassenen Spürgeräte ihnen das Erscheinen der Reges in dem Waffenversteck meldeten. Jocelyn setzte ein neues Energiemagazin in seinen Strahler ein und sagte: »Das sind sie!«

Schweigend hörten sie den Bericht eines Polizisten, der den Feuerüberfall schilderte. Je länger der Mann sprach, desto härter wurde der Gesichtsausdruck des Spechts. Er kaute auf der Unterlippe und legte

eine Hand auf das Armaturenbrett. Wieder hörte Crystal das hämmern-
de Geräusch des auf- und niederzuckenden Zeigefingers.

»Hör auf!«, schrie sie nervös. »Du machst mich krank mit diesem verdammten Klopfen!« Sie hörte es mindestens zum hundertsten Mal und hasste es inzwischen wie die Pest. Der schnelle Wirbel brach ab.

»Fliege hin!«, ordnete Jocelyn an. »Unsere Kodenummern sind in Ordnung, denke ich.«

»Die Attentäter werden geflüchtet sein«, widersprach Crystal, obwohl sie den Gleiter bereits beschleunigte. »Sie haben Polizisten erschossen, das löst eine Fahndung im gesamten Stadtgebiet aus.«

»Ich habe eine andere Theorie. Die beiden sind keine Dilettanten, denn was sie da angerichtet haben, sagt alles. Schließlich hatten sie es mit Polizisten und nicht mit Kindern zu tun.«

Crystal begann zu ahnen, dass es die Attentäter auf Jeremy Beiger abgesehen hatten und dass sie seinen Besuch in der Robotfabrik als beste Gelegenheit einschätzten. Aber es gab keine Gewissheit. Was Jocelyn sagte, stützte ihren Verdacht jedoch.

»Sie sind Profis. Mit Sicherheit waren sie am Regierungspalast und haben erkannt, dass sie Beiger dort nicht einmal mit einer Transformkannonen gefährden können. Ist das auch dir klar, Schönste?«

»Was du nicht sagst«, gab sie ärgerlich zurück.

»Gut, weiter. Sie werden, wenn sie tatsächlich in ihr Versteck zurückkehren - was uns auffallen würde -, keine Waffen mehr haben. Also bleibt ihnen nichts anderes übrig, als vor der Fabrik auf Beiger zu warten. Meine Gedanken sind natürlich etwas komplizierter und weiter reichend, aber im Wesentlichen wird es so geschehen.«

Vor ihnen tauchte ein rötlicher Halbkreis auf. Aus allen Richtungen näherten sich Einsatzfahrzeuge. Rund um die brennende Polizeistation herrschte hektische Betriebsamkeit. Noch wurden dicke Strahlen von Löschschaum auf den Brandherd gesprüht.

»Da finden wir keine Spuren mehr, Jocelyn«, sagte Crystal enttäuscht.

Er lachte heiser. »Ich würde auch nicht suchen. Ich will mir, teilweise wegen mangelnder Beschäftigung, nur die Anlage ansehen.«

Sie wurden von einem Patrouillengleiter gestoppt, aber als Jocelyn den Namen Daargun nannte, erhielten sie eine offizielle Erlaubnis, sich umzusehen. Ihr Spezialempfänger übertrug die Unterhaltung der Helfer, die Kommandos der Polizisten, die Anordnungen aus den verschiedenen Zentralen.

»Ich weiß, was sie tun werden«, sagte Crystal plötzlich. Die brennen-

de Anlage wurde inzwischen vom grellen Schein Dutzender Tiefstrahler ausgeleuchtet. Roboter waren aufmarschiert, Suchgleiter hingen wir ein Schwärm angriffslustiger Insekten in der Luft. Selbst durch den Wald geisterten die Lichtreflexe von Handscheinwerfern. Die Infrarotschirme vermittelten zusätzliche Informationen.

»Ich höre«, drängte der Specht.

»Sie sind geflüchtet. Ich erwarte jeden Augenblick ein Signal unserer Spürgeräte. Im Versteck werden die beiden erkennen, dass man ihnen auf der Spur ist. Möglich, dass sie hier in die Nähe zurückkommen, sobald sich alles beruhigt hat.«

»Das hat etwas für sich. Und wir wollen wirklich zwei volle Tage lang warten?«

Crystal lachte humorlos. »Sie werden nicht zuschlagen, bevor Beiger kommt. Nur wir wissen, wann dies sein wird. Keiner der Polizisten kennt den genauen Termin, Jocelyn.«

»Einverstanden«, sagte er und trommelte gegen die Seitenscheibe.

Als die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer brannten, setzte sich Skalter Mingus im Bett auf. Er fühlte eine plötzliche Schwäche, und ein Alptraum schien ihn geweckt zu haben. Jetzt erst wusste er, was ihn gestört hatte. Ein winziges Mosaiksteinchen nur, aber es überlief ihn siedend heiß.

»Verdammt!«, knirschte er.

Sie hatten gemeinsam das Hauptversteck betreten und festgestellt, dass unwillkommene Besucher da gewesen waren; die Lichtschranken hatten sie registriert. Zwei Personen. Sie hatten die Sicherheitsanlagen außer Funktion gesetzt, sogar die Gasdüsen. Alle Waffen fehlten! Auch die schwersten Systeme, die sie mühsam in die Stadt transportiert hatten.

Wer immer das Versteck ausgehoben hatte, wusste Bescheid. Falls diejenigen sogar einen Minispion installiert hatten, eine winzige Kamera, Mikrofone ... Skalter wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. »Oh, verdammt! Ich Idiot«, flüsterte er.

Die Polizei war es nicht, denn sie hätte den Schlupfwinkel mit einem Riesenaufgebot umstellt und nötigenfalls die Halle bombardiert. Also Kopfgänger? Dann besaßen sie jetzt vermutlich Bilder von ihm und Jermon und kannten ihre Stimmen. Da Kopfgänger mit allen Wassern gewaschene Profis waren, würden sie auch den Sinn der Waffensammlung erraten haben. Nach dem spektakulären Attentat auf Beiger war dies obendrein kein besonderes Kunststück mehr.

»Unsere Lage ist ausgesprochen schlecht«, sagte Skalter im Selbstgespräch und ging in die Nasszelle. Ihm war schlecht. Fünf Uhr morgens. Schon heute konnte Beiger das Werk besuchen. Sie mussten reagieren.

Skalter versuchte, sich zu beruhigen und seine durcheinander wirbelnden Gedanken und Überlegungen unter Kontrolle zu bringen. Er duschte, ohne Jermon zu wecken, der sich unaufhörlich herumwarf und im Traum stöhnte. Sie hatten aus allen Verstecken das mitgenommen, was sie brauchen konnten, und jetzt befanden sie sich wieder im Zentrum der Stadt, in dem verwahrlosten Appartement.

Sie besaßen genug zu trinken und zu essen, waren einigermaßen ausgeschlafen, aber unruhig. Und sie hatten zu wenig weit reichende Waffen.

Bohrende Unruhe, Angst vor dem eigenen Versagen, die Furcht, dem Auftrag nicht gerecht zu werden, und die Visionen einer besseren Welt nach dem Chaos marterten Skalter Mingus, der sich wusch, anzog und dann so leise wie möglich das Frühstück bereitete. Noch während er auf das Aufwachen Jermons wartete, packte er ein, was sie für die nächsten Tage zum Überleben brauchten.

Ein gestohlener Gleiter stand in der Tiefgarage; das Polizeifahrzeug hatten sie mit kurzgeschlossener Zündung gegen eine Dienststelle gesteuert, in einem anderen Stadtteil.

»Wir haben noch zwei Raketen«, murmelte Skalter nachdenklich. Als alles fertig war, aktivierte er den Interkom. Die Musik und die Durchsagen weckten Jermon Tascho. Schwitzend orientierte sich der schwarzhaarige Mann und wankte wortlos ins Bad.

Nach einer Weile ließ Tascho sich schwer auf seinen Stuhl fallen und begann in anklagendem Tonfall: »Du hast mich zu allem überredet, Skalter. Und nun sind wir mit unserer Weisheit am Ende. Bringst du uns auch wieder aus allem heraus?«

Skalter hob die Tasse und erwiderte ruhig: »Wir werden dieses Appartement verlassen, verstecken uns und erledigen Beiger heute oder morgen. Danach bringe ich dich zu uns, zur Gemeinschaft *Regeneration*. Dort gibt es alles, was wir brauchen. Vor allem nur Menschen mit echten Gefühlen. Du wirst das erste Mal in deinem Leben geliebt werden. Selbstlos und mit Hingabe. Das verspreche ich dir.«

Jermon erwiderte düster und von Zweifeln geplagt: »Wenn wir überleben, Skalter.«

»Wir überleben, auch das versichere ich dir. Es ist nicht der erste Auftrag dieser Art, den ich erledige.«

Skalter Mingus hatte alle anderen Gedanken zur Seite geschoben,

einfach verdrängt. Er musste das Vertrauen, das andere und auch er selbst in sich gesetzt hatten, rechtfertigen. Für ihn gab es nur noch ein Ziel» und er würde es ebenso erreichen wie jedes andere in seinem langen Leben: Tod dem Abgesandten der Aphilie, Jeremy Beiger!

»Ich wünsche, dass du Recht behältst. Was genau hast du vor?«, fragte Jermon. Deutlich war zu erkennen, dass er sich immer noch fürchtete. Andererseits kämpfte er heldenmütig gegen seine Angst an.

»Wir verbergen uns in der Nähe des Ortes, an dem Beiger sterben wird«, erläuterte Mingus.

Den Gleiter hatten sie unter einer dünnen Sandschicht versteckt. Ihre tief eingedrückten Spuren führten über den Sand, verloren sich im Gestrüpp des Strandgrases und zwischen angeschwemmtem Abfall. Keuchend und schwitzend stapften die beiden Männer auf die grüne Kulisse des Waldes zu, der sich vor ihnen erhob. Jeder von ihnen trug drei verschiedene Waffen - alles, was sie noch besaßen. In ihren Rucksäcken befanden sich zudem Konserven, Getränke und die unersetzlichen Energiemagazine.

»Verfluchte Hitze!«, stöhnte Jermon Tascho. Insekten umschwirrten ihn und krabbelten über sein Gesicht.

»Wir sind gleich im Schatten«, tröstete ihn Mingus. Ständig musste er dem Partner Mut zusprechen und dessen Ängste beschwichtigen. Er befand sich in einer außergewöhnlich schwierigen Situation, aber in längstens achtundvierzig Stunden - nach seiner privaten Rechnung - würde alles vorbei sein.

Kontrollen hatten sie in großem Bogen umgangen. Über dem Sperrgebiet kreisten Gleiter, auf dem Meer patrouillierten Boote; das alles war unzweifelhaft Teil der Vorbereitungen für Beigers Besuch im Robotwerk.

Sie erreichten den Wald mindestens zwanzig Kilometer vom Eingang der Fabrik entfernt. Mühsam kämpften sie sich durch das verfilzte, dornenbewehrte Unterholz. Immer wieder erschranken sie vor unbekannten Geräuschen.

»Wenn sie uns hier finden«, flüsterte Jermon Tascho erschöpft, »dann töten sie uns, Skalter!« Unablässig hielt er nach Fallen oder Warnanlagen Ausschau. Aber dieses Gebiet schien sogar von Polizisten und Suchrobotern gemieden zu werden.

Unterdessen überlegte Skalter Mingus, wie er in die robotische Fabrik eindringen konnte, ohne schon beim ersten Versuch erschossen zu werden.

Crystal Talongh hatte eine Vorahnung, die sie selbst nicht näher begründen konnte. Irgendwie wusste sie, dass die Jagd nicht so enden würde wie alle anderen in den vergangenen Jahren.

Aus den undeutlichen, von den Minispionen übermittelten Bildern kannte sie die zwei Männer. Sie würde sie auch verkleidet mit großer Sicherheit identifizieren können. Ihre Stimmen kannte sie ebenfalls.

Aber je näher der Mittag des neunten August kam, desto unruhiger wurde Crystal. Das Zusammenleben mit Jocelyn verstärkte ihre Unruhe ebenfalls. Als Liebhaber war er fast unübertroffen, aber seine herrische und befehlende Art störte sie immer mehr.

Sie hatten das Ende der Jagd so gründlich vorbereitet wie nie zuvor. Und sie wussten, dass die Kranken ebenfalls auf die Stunde warteten, in der Beiger die Fabrik besuchen würde.

Fortwährend hörten sie die Sender und Funkverbindungen ab. Nicht ein einziger Zwischenfall in der Nähe der Anlage ...

Crystal sah auf die Uhr. Es war früher Vormittag. »Gehen wir?«, fragte sie kurz. »Beiger wird in vier bis fünf Stunden starten.«

Jocelyn nickte. »Entweder sind die Kranken schon in der Fabrik, oder sie verbergen sich noch im nahen Gelände.«

Um das erregende Vergnügen der Jagd voll auszukosten, hatten beide Outsider auf Schutzschirme und schwere Bewaffnung verzichtet. Jeder trug nur einen Strahler, den leichten Kampfanzug und die unumgänglichen Warngeräte.

»Wir werden sie finden ...«, versicherte Crystal.

Besonders prickelnd war die Tatsache, dass ein Heer von Polizisten für Beigers Sicherheit aufgeboten war. Sie würden also ebenfalls beschossen werden, sobald sie versuchten, in die Fabrik einzudringen. Die hohe Schwierigkeit dieser Jagd reizte Crystal ebenso wie Jocelyn.

»... und töten!«, fügte der Specht grinsend hinzu. »Wie es der Auftrag vorsieht.«

Daarguns fliegende Kameras hatten sie bislang nur ein einziges Mal entdeckt. Trotzdem waren sie überzeugt, dass sogar ihr Aufbruch und der Abflug gefilmt und dokumentiert wurden.

Der Gleiter stand auf der Terrasse. Jocelyn setzte sich ans Steuer, und wenige Minuten später waren sie unterwegs zur Fabrik. Schon zweitausend Meter nach dem Start sahen sie, dass der Weg Beigers eine Art Spießbrutenlaufen sein würde; ein breiter Kordon aus Polizeifahrzeugen zog sich durch die halbe Stadt, über das Land, bis hinaus in die ehemalige Parklandschaft.

Unruhig starrte Jermon Tascho seinen großen Freund an. »Ich habe Angst«, wimmerte er.

»Das musst du nicht«, murmelte Skalter. Vorsichtig richtete er sich auf. Der Gleiter stand mit laufenden Maschinen zwischen ihnen und der rund fünf Kilometer entfernten Anlage. »Die Polizisten sind in unsere Falle gelaufen, und Beiger wird ebenso keine Chance haben.«

Wieder hatte Skalter es mit Mühe geschafft, Tascho zu manipulieren. Jermon Tascho war über die Piste gerannt, kurz bevor ein Polizeigleiter seine Routinekontrolle absolviert hatte. Augenblicklich war die Verfolgung in Gang gekommen, aber als die Polizisten den Fehler begangen hatten, auszusteigen und ihm nachzurrennen, hatte Skalter einen Mann erschossen und den anderen mit dem Kolben der Waffe erschlagen.

»... melden Sie sich! Was ist los?«, schrie eine aufgeregte Summe aus dem Lautsprecher. Blitzschnell griff Skalter nach dem Mikrofon und antwortete keuchend: »Nichts mehr. Kontrolle ist erfolgt. Wir haben einen Suchroboter verfolgt, im Eifer der Vorbereitungen.«

»Verdammt! In Ordnung. Kommen Sie zurück zum Eingang! Wir brauchen noch Verstärkung!«

Inzwischen hatte Jermon die Jacke und die Hose des kleineren Polizisten angezogen, schnallte sich dessen Ausrüstung um und fuhr in die Stiefel. Er zitterte immer noch.

»Gut, dass die Kerle Helme tragen müssen. Mit unseren Gesichtern ...«

In rasender Eile wechselte auch Skalter Mingus die Kleidung. Dann zertrte er die Leichen unter ein Gebüsch. Achtlos warf er die eigene Kleidung hinterher. Schließlich bedeutete er Jermon einzusteigen. Die schweren Waffen und einige Ausrüstungsstücke flogen auf die Rücksitze.

»Also kommt Beiger heute«, sagte er hart und schob den Regler nach vorn. Der Gleiter machte einen Satz und schleuderte mit Höchstfahrt auf die Piste hinaus. Skalter schaltete die Drehlichter an und drosselte die Kapazität der Optik über dem Interkom.

Auf seinem Prallfeld raste der Gleiter die Umgehungsstraße entlang. Skalter musste fast hundertachtzig Grad ausfahren, bis die ausgebrannte Ruine des Reviers an ihnen vorbeiglitt. Die Maschine senkte sich in die flache Rampe und hielt neben der Personalschleuse an.

»Die Aphiliker haben eine fabelhafte Eigenschaft«, zischte Skalter Mingus, als er den Gleiter hinüber zu den anderen Maschinen steuerte. »Sie achten nicht auf ihresgleichen. Kaum jemand wird unsere Bärte bemerken.«

Trotzdem untersuchte er den Gleiter. Er fand tatsächlich die private Ausrüstung eines Polizeibeamten, in der sich sogar Rasierpaste befand. Minuten später stiegen sie mit glatten Gesichtern aus und passierten unkontrolliert den Kordon aus Robotern und Polizisten. Zehn Schritte später waren sie im Bereich der Fabrik.

Von nun an würden sie das brummende, sausende Geräusch der vielen Maschinen nicht mehr aus den Ohren verlieren.

»Was jetzt, Skalter?«, flüsterte Jermon heiser. Er drehte ununterbrochen den Kopf und versuchte sich zu orientieren. Er fiel auf.

»Wir suchen uns ein Versteck! Und zwar dort, wo Roboter arbeiten. Sie kennen keine Unterscheidungsmerkmale!«

»Das ist gut.«

Überall waren Leitungen, Linsen und Schranken, Schirme und glänzende Schaltdiagramme. Der Boden federte und war für die Bewegungseinrichtungen von Maschinen eingerichtet. Robotfahrzeuge glitten auf programmierten Bahnen vorbei. Alle zwanzig Meter stand, die Hand am Waffenkolben, eine Einsatzkraft.

»Kein Wort! Wir haben die Kontrolle der Nebenräume übernommen!«, murmelte Skalter, ohne die Lippen zu bewegen.

»Klar.«

Sie gingen weiter. Prüfende Blicke trafen sie. Obwohl sie beide schweißgebadet waren, gelang es ihnen, an insgesamt neun Männern vorbeizukommen und eine breite Schiebetür aufgleiten zu lassen, auf der eine Schriftreihe und eine Zahlenkombination für die Roboterlinien zu sehen waren.

Die Tür schloss sich hinter ihnen. Sie standen im Dunkeln.

Jeremy Beiger kam mit drei Sekretären, sieben persönlichen Sicherheitskräften, einer Space-Jet und eingehüllt in ein Schutzfeld. Zehn Männer, ebenfalls schwer bewaffnet und von Energieschirmen umgeben, bildeten einen lebenden Wall, als Beiger aus der Jet in einen Gleiter umstieg. Augenblicklich nahm der Gleiter Fahrt auf, schwebte an zwei Reihen von je hundert Kampfrobotern vorbei und hielt in der Schleuse an, die dem zentralen Gang zur Schaltzentrale vorgeordnet war.

Ein Uhr dreißig Minuten.

Beiger war nicht zum ersten Mal hier, aber heute ging es darum, ob die Fabrik auf doppelte Kapazität erweitert werden sollte. Jeremy Beiger, mittelgroß und auf den ersten Blick unscheinbar, besaß eine Stim-

me, die seine Untergebenen zittern ließ. Er benutzte sie wie ein Virtuose sein Instrument.

»Wir sind hier, weil der Erweiterungsbau eine gewaltige Summe kostet. Ich sehe die Schwierigkeit darin, dass das Areal schon ziemlich dicht bebaut ist.«

Ein Sekretär sagte, ohne zu überlegen: »Wir können unterirdisch ausweichen. Das hat zwei Vorteile: Es geht schneller, weil bereits entsprechende unterirdische Anlagen vorhanden sind, die wir erweitern können. Außerdem sind die Produktionsanlagen auf diese Art Erzeugung ausgerichtet.«

»Das konnte ich sehen«, murmelte Beiger. Er hatte ein längliches Gesicht, sehr kurz geschnittenes Haar und einen wuchtigen Oberlippenbart. »Jedenfalls ist der Ausbau wichtig. Wenn wir beginnen, müssen wir sehr schnell arbeiten. Es darf keinen Produktionsausfall geben.«

»Das war von Anfang an Bedingung«, erwiderte ein anderer Mitarbeiter. »Sie sollten unbedingt die Zentrale sehen!«

»Genau das hatte ich vor«, erklärte Beiger.

Zahlreiche Kameras und Linsen verfolgten Jeremy Beiger, der sich mit seiner engsten Begleitung von einem Robotwagen transportieren ließ.

Diese Fabrik, eine Anlage aus der Zeit, bevor die Erde in den Medaillon-Orbit einschwenkte, stellte Instrumente und biopositronische Elemente her, die ihre Verwendung in den Steueranlagen von Raumschiffen, Gleitern und Transportern fanden. Sie war wichtig und eine der wenigen Anlagen dieser Größe auf dem ehemaligen nordamerikanischen Kontinent. Beiger musste es schaffen, innerhalb kürzester Zeit die Produktion zu verdoppeln. Überdies war er in Eile; andere Arbeiten warteten.

»Wo ist die Zentrale?« Beigers harter Blick musterte jedes Detail der technischen Umgebung. Ungeachtet der Inspektion arbeiteten alle Teilbezirke im normalen Tempo weiter.

»Noch zweitausend Meter und drei Schleusen«, erklärte einer der überwachenden Ingenieure.

Die Stapel der Rohmaterialien und Halbfabrikate nahmen den gesamten Raum ein. Sie bildeten mehr als eintausend Säulen vom Boden bis zur Decke. Zwischen ihnen rollten und schwebten die Lademaschinen hin und her und holten die einzelnen Packungen ab, wie die Anforderungen für das Material eingingen. Skalter Mingus und Jermon Tascho

wichen den Maschinen aus und näherten sich der Kanzel, die in halber Höhe des Raumes verankert war.

Der Ingenieur hatte seinen Sitz verlassen müssen, weil er bei der Führung gebraucht wurde.

»Ist es schon nach zwei Uhr?«, erkundigte sich Tascho. »Beiger muss doch endlich kommen.«

»Vielleicht ist er schon im Werk, und wir haben es nicht bemerkt«, erklärte Mingus unruhig. Er enterte die Stahlterasse zu der Kabine und sah sich um. Sofort entdeckte er das Visifon, das eingeschaltet das Pult überragte.

Skalter Mingus prallte förmlich zurück und stammelte fassungslos: »Beiger! Beiger ist schon da!«

Unter ihm rief Jermon leise: »Hast du Beiger gesagt, Skalter?«

»Ja. Er ist hier. Ich sehe ihn!«

Das Bild war dreidimensional und farbig. Skalter sah, wie der Robotwagen in eine Schleuse einfuhr. Energieschirme lösten sich auf, stählerne Türen kippten oder rollten zur Seite. Dann verschwand der Gleiter hinter einer Biegung. Skalters Hand zuckte zur Waffe unter seiner Jacke. Es war ein schwerer Zweihandstrahler.

»Beiger? Tatsächlich? Aber er ist von seinen Sicherheitskräften umgeben, Skalter«, keuchte Jermon, der jetzt neben ihm stand und auf dem Schirm sah, wie sich die Portale wieder schlossen.

»Ich sage dir, dass ich ihn erledige, diesen verhassten Repräsentanten der Krankheit und des Wahnsinns! Ich werde ihn umbringen, Jermon!«

Wieder begann der kleine Mann zu zittern und drehte unruhig den Kopf.

»Du sorgst für den Rückweg. Ich gehe los, um meinen Auftrag zu Ende zu bringen. Nichts und niemand wird mich zurückhalten.« Skalter wirbelte herum, schob Tascho zur Seite und kletterte in rasender Eile die Treppe hinunter. Dann rannte er durch das Magazin und warf sich nach rechts und links, hielt sich an den Säulen der Container fest und riss einige von ihnen zu Boden. Polternd brachen sie auf und verstreuten ihren Inhalt. Roboter krachten dagegen, die ersten Säulen erzitterten und knickten langsam weg. Mit einem Sprung war Skalter an dem Portal und riss es mit einer gewaltigen Kraftanstrengung auf.

Er befand sich in einem leeren Korridor, überlegte nicht lange und wandte sich nach links; dort befand sich die Schaltzentrale. Er hob die Waffe und spurtete los. Vor ihm lagen etwa zweihundertfünfzig Meter. In vierzig Sekunden schaffte er diese Strecke, vorbei an Maschinen, an

Wachrobotern, deren Programme auf Attentäter ausgerichtet waren, die keine Polizistenuniform trugen.

Beiger! Deine letzte Stunde! Er erreichte das nächste Portal, riss es auf, donnerte es hinter sich zu und durchquerte die Schleuse. Drei weite Sätze brachten ihn zur nächsten Pforte. »Ich schaffe es!«, stöhnte er.

Die Pforte rollte nach rechts weg. Als sie mit einem dumpfen Laut in die Halterungen schlug, sah Skalter Mingus, dass er genau den Ort erreicht hatte, der ihn ans Ziel führte. Er stand auf einem Kreisring, der einen runden, zylindrischen Raum umlief. Über ihm verliefen zwei, unter ihm drei weitere Rampen. Die Wände bestanden ausnahmslos aus rechteckigen, viereckigen oder runden Elementen, in denen sich Programme und Schaltungen befanden. Eine Viertelmillion Uhren, Skalen und Anzeigen bildeten ein verwirrendes, vielfarbiges Muster.

Im Zentrum, unten auf der Eingangsebene, standen halbkreisförmig hüfthohe Pulte mit Steueranlagen. Davor Drehsessel. Entlang den untersten Wandabschnitten lehnten bewaffnete Posten an der Wand. Die Abstrahlmündungen ihrer Waffen zeigten zur Decke.

Skalter stieß leicht gegen das Geländer, senkte seine Waffe und betrachtete die Gruppe, die mitten im Saal stand. Sie war weniger als fünfzig Meter von ihm entfernt. Er konzentrierte sich auf Beiger, der in der Mitte eines Kreises von Männern diskutierte.

Der Regierungsbeauftragte hatte sein Schutzfeld abgeschaltet.

Skalter legte den Lauf seines Strahlers auf die Oberkante des Geländers und zielte. Er umfasste mit der linken Hand die Kühlspirale, griff mit der Rechten an den Kolben - und rutschte mit der Linken ab. Das Metall erzeugte auf dem Plastik einen scharrenden Laut. Ein Geräusch, das in der gedämpften Stille verräterisch wirkte. Dies erkannte Skalter noch, ehe er die schnellen Bewegungen der geschulten Männer schräg unter sich sah. Er schoss sofort.

Ein langer Feuerstoß schlug in die Gruppe ein. Knisternd brachen sich die Glutströme an den Schulzschirmen der Wachen. Zwei Männer ohne Schirme warfen sich über Beiger und deckten ihn mit ihren Körpern. Sie taten es nicht aus Pflichtgefühl oder um seinen Tod durch ein persönliches Opfer zu verhindern, sondern weil sie präzise Befehle hatten.

Nur einen Sekundenbruchteil später schossen ungefähr dreißig Wachen von allen Seiten zurück. Rund um Skalter schlugen die Strahlenbündel ein. Aber er schwenkte nur den Lauf der Waffe und feuerte weiter. Schutzschirme wurden überlastet, verletzte Männer gingen zu Boden. Hinter Mingus lösten sich Schaltelemente aus den Halterungen

und kippten nach vorn. Er duckte sich und verfolgte mit seinen Schüssen Beiger, der zum Ausgang floh, nach wie vor von Männern mit Individualschuttschirmen umringt. An diesen Energieblasen flossen Skalters Treffer ab.

»Und ich schaffe es doch!«, knurrte er zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Immer bedrohlicher konzentrierte sich das Abwehrfeuer der Wachen auf ihn. Ein Streifschuss traf seine Waffe, ließ den Lauf aufglühen und sprengte das Magazin. Skalter schleuderte den detonierenden Strahler über die Brüstung und zog seine zweite Waffe.

Im Robotwerk war die Hölle losgebrochen. Fehlschaltungen hielten die Produktion an, fehlgeleitete Kommandos verursachten zusammen mit teilweise ausgefallenen Reglern ein Chaos auf den automatischen Fertigungsstraßen.

Mingus schoss wild um sich. In seinem Hass, der durch vernünftige Überlegungen nicht mehr blockiert wurde, hatte er von Anfang an übersehen, dass selbst wenn er Beiger tötete, eine andere Person mit demselben Programm an dessen Stelle treten würde. Nichts änderte sich.

Eine Ameise hatte gegen ein Raumschiff mehr Chancen als Skalter Mingus gegen die aphelische Gesellschaft.

Jocelyn, der Specht, und Crystal stießen mit dem Gleiter wie Geier in die Tiefe, als die ersten Meldungen eintrafen. Sie erreichten den Eingang des Werks, als von allen Seiten auch Wachen und Polizisten ins Innerestürmten.

Sirenen heulten. Schüsse waren zu hören. Unzählige Kommandos, die sich zum Teil widersprachen, hallten aus Lautsprechern. Über den Abzugsöffnungen des Zentrums stand erster Rauch. Der stechende Gestank brennender Isolationen breitete sich aus.

»Dort entlang!«, schrie Jocelyn, sprang auf einen vorbeischwebenden Löschzug und klammerte sich fest. Crystal warf sich auf einen mit Hilfsgeräten und Mannschaften beladenen Gleiter, der ebenfalls durch einen Notschacht in die Fabrik raste.

Alarm in der Zentrale!

Beiger durch Attentat getötet.

Attentäter wehrt sich verzweifelt. Mehrere Verletzte.

Hilfsmaßnahmen sind eingeleitet.

Feueralarm! Computeralarm! Strahlenalarm!

Und über allem die Geräusche von Schüssen und Sirenen, von bersenden Behältern und tobenden Fabrikationsanlagen und Schreie.

Hin und wieder donnerten die Echos schwerer Explosionen durch das Werk.

Der Löschzug, an dessen Fahrerkabine sich Jocelyn klammerte, durchstieß dichte Qualmwolken. Nach verblüffend kurzer Zeit erreichte er fast gleichzeitig mit Crystals Gleiter die riesige Zentrale.

Jocelyn sprang ab und rollte zur Seite. Irgendwo über ihnen schwebte eine der versprochenen Kameras. Löschkanonen schickten ihre aerosolen Eruptionen in die Glutkerne brennender Schaltelemente.

»Dort oben, Jocelyn!« Crystal rannte an ihm vorbei. Niemand beachtete die beiden nicht Uniformierten. Jocelyn wich einem Löschroboter aus, starrte in die Höhe und sah einen großen, breitschultrigen Mann, der eben über eine Rampe kletterte. Ununterbrochen schoss er auf Männer und Maschinen, die ihn eingekesselt hatten.

Das war der Kranke!

Jocelyn suchte nach einer Möglichkeit, den Mann zu töten, die Hinrichtung zu vollziehen. Er hob seine Waffe und zielte durch die treibenden Wolken von Dampf. Sekundenlang wurde das Bild undeutlich, und ehe er abdrücken konnte, löste sich ein mehrere Meter breites Wandsegment und stürzte aufglühend nach vorn. Das oberste Stück traf den Kranken, der von der Rampe geworfen und unter einem Trümmerhagel begraben wurde.

Jocelyn fluchte unbeherrscht und rannte zum Schaltpult. Sein Arm wischte mit aller Kraft über die Batterien von Sensoren und Reglern. Er richtete innerhalb von nicht einmal zwei Minuten ein Millionenchaos durch Fehlschaltungen an. Dann rannte er weiter; er erkannte schemenhaft ein Portal, durch das einige Männer flüchteten. Auch die Gestalt Crystals glaubte er zu erkennen. Tatsächlich. Sie hielt ihn auf, als sie in einem rauchenden Korridor standen.

»Der zweite Mann ist noch irgendwo hier«, stieß sie hervor. »Was hast du am Schaltpult gemacht? Das hat Reginald Bull keinesfalls gewollt.«

Er knurrte zurück, während sie in den Gang hinausliefen: »Ich erledige die Sache, wie ich es will. Ich bin ein Outsider. Nur ich bin für mich und mein Vergnügen verantwortlich.«

Sie schrie wütend zurück: »Aber ich will die Prämie! So war es ausgemacht!«

Durch Flammen und Rauch, vorbei an schreienden Menschen und an Personen in Feuer hemmender Kleidung hasteten sie an unzähligen Türen vorüber.

»Ich brauche keine Prämie. Ich erledige alles, wie ich es für richtig halte. Niemand wird mir befehlen!«

»Aber ... die Kameras.«

Jocelyn umklammerte ihren Arm und stieß wahllos eine der Türen auf. Crystal riss sich los und zog die Waffe. Als sie den Lauf hob und gleichzeitig zurücksprang, sah sie das kalte Grinsen und das Glitzern der Augen.

»Die Kameras werden bestenfalls registrieren, dass du mich umbringen willst.« Der Specht lachte höhnisch. Er warf einen kurzen Blick in den brennenden Raum und rief: »Auch du wirst mich von nichts abbringen, Crystal. Außerdem bist du langweilig.«

Vor Zorn bebend, drückte sie ab. Die Mündung der Waffe war auf seine Brust gerichtet. Aber der erwartete Strahlschuss blieb aus.

»Leer«, sagte er, packte sie am Hals und zerrte sie mit sich. »Ich habe damit gerechnet und die Waffe manipuliert.«

Er gab ihr einen Stoß, der sie herumwirbelte und weit in den Raum hineinwarf. Sie stürzte, fing sich ab und drehte sich schnell herum. Aber mit furchtbarer Gewalt schlug die Tür zu. Schwere Riegel schlossen sich, nur von außen zu betätigen. Eine Wand des kleinen Raumes stand schon in Flammen und sonderte Rauch und Schwelgase ab. Crystal ahnte, dass sie ersticken und verbrennen würde, wenn ihr nicht ein Wunder zu Hilfe kam. Sie lief in die Mitte des Raumes und sah sich um. Aber sie entdeckte nichts, was ihr weiterhelfen konnte.

Dann war sie an der Tür und hämmerte mit dem Kolben der nutzlosen Waffe gegen den isolierten Stahl.

Falls jemand sie hörte, würde es ohnehin nur ein Zufall sein, wenn er die Tür öffnete. Mitleid oder Anteilnahme zählte nichts in der Welt, in der Crystal lebte.

Jocelyn lief weiter.

»Niemand ist mir gewachsen. Ich bin Jocelyn, und jetzt bin ich wieder unabhängig«, sagte er sich leise, als er den Korridor entlanglief. Crystals Wohnung würde für die nächsten Tage gut zu benutzen sein, aber dann würde er wieder verschwinden, so schnell und geheimnisvoll, wie er in New York aufgetaucht war.

Einige Minuten später, auf halbem Weg zu einem der vielen möglichen Ausgänge, sah er, wie drei Männer einen vierten aus einem Lagerraum zerrten. »Ein Kranker! Der Attentäter!«, schrie jemand. Einer schlug auf den Gefangenen ein, die beiden anderen hielten seine

Arme. Der Stoff einer Polizeiuniform riss auf. Der kleine Mann mit dem dunklen, wirren Haar riss sich los und hetzte im Zickzack auf Jocelyn zu.

»Hilf mir! Sie schlagen mich tot. Ich bin kein Attentäter«, keuchte er. Schweiß und Tränen liefen über sein geschundenes Gesicht. Aus einer Wunde über dem rechten Auge sickerte ein Blutstreifen.

Jocelyn war versucht, mit seinem Finger einen Wirbel zu schlagen, aber er zog die Waffe und richtete sie auf den Kleinen. Dunkle Augen blickten ihn mit einem Ausdruck an, den er nicht identifizieren konnte.

»Du bist der Freund des Attentäters«, sagte Jocelyn und drückte ab. Der Feuerstrahl traf den Mann in die Brust. Der Sterbende riss die Arme auseinander, ein gurgelnder Schrei löste sich von seinen trockenen Lippen. Erst dann schlug er schwer zu Boden.

Jocelyn ging an den erstarrt wirkenden Männern vorbei und entdeckte einen leeren Löschgleiter mitten im Korridor. Er riss den Einstieg auf und stellte den Mechanismus auf Manuellsteuerung um. Summend erhob sich die Maschine und schwebte davon.

Niemand sah, wie Jocelyn, der Specht, die Anlage verließ.

Niemand kümmerte sich darum, wo und ob er seinen Gleiter bestieg und davonflog. Als man ihn suchte, um ihm die Prämie auszuzahlen, stellte sich heraus, dass Crystal Talonghs Wohnung leer war. Aber es schien, als habe sich bis vor kurzem jemand dort aufgehalten.

Daargun tippte auf den Schalter und sah trübsinnig dem verwehenden Bild nach.

»Sie und ich sind getäuscht worden. Mehr oder weniger ein glatter Fehlschlag. Wir können bestenfalls eine stark geschnittene Fassung senden, Sir.«

Reginald Bull betrachtete nachdenklich seine Faust, mit der er mehrmals auf den Tisch gehämmert hatte. Vor wenigen Sekunden war gemeldet worden, dass Beiger lebte und dass man den Brand unter Kontrolle hatte. Aber die Verwüstungen in der Anlage würden einen monatelangen Produktionsausfall zur Folge haben. »Es war ein Versuch, immerhin«, schimpfte Bull.

»Outsider gegen Kranke, fast krankhafte Individualisten gegen Verbrecher ... der Versuch ist fehlgeschlagen, Sir.« Daargun hustete und schluckte eine gelbe Kapsel.

»Wir werden nicht länger mit Outsidern zusammenarbeiten. Weder offiziell noch inoffiziell.«

»Trotzdem erfüllen sie die Funktion von Aasvögeln. Sie helfen uns durch ihre Tätigkeit.«

»Wir bleiben bei dem Status, der vor diesem Versuch herrschte. Verstanden?«

»Sicher, Sir.«

Reginald Bull lehnte sich zurück und dachte nach. Nach kurzem Schweigen sagte er übergangslos: »Ich werde mich wohl selbst um diesen kranken Mann kümmern müssen, um Roi Danton. Er versucht, alle Nicht-Aphiliker zu organisieren. Ich glaube, ich habe schon einen Plan.«

Daargun sah seinen Chef an. Wenn Bull einen solchen Ausdruck zeigte, war sein Plan raffiniert. Raffiniert, rücksichtslos und absolut tödlich für seine Gegner oder diejenigen, die sich ihm in den Weg zu stellen wagten.

17.

Imperium-Alpha

1. Ein Roboter darf keinem menschlichen Wesen Schaden zufügen oder durch Untätigkeit zulassen, dass einem menschlichen Wesen Schaden widerfährt.
2. Ein Roboter muss den von Menschen erteilten Befehlen gehorchen, es sei denn, ein solcher Befehl stünde im Widerspruch zu Gesetz 1.
3. Ein Roboter muss seine eigene Existenz schützen, wenn dies nicht im Widerspruch zu Gesetz 1 und 2 steht.

So lauten die »Asimovschen Robotergesetze«, nach denen grundsätzlich alle terranischen Roboter programmiert sind - auch die Kampfroboter und sogar jene vom Typ TARA-III-UH.

Durch den Waringer-Effekt wurde bei Robotern mit Plasmazusatz diese Programmierung jedoch aufgehoben. Die unbekannte fünfdimensionale Strahlung der Sonne Medaillon machte diese biopositronischen Roboter ebenso wie die Terraner zu Aphilikern. Und so geschah es, dass die »Asimovschen Gesetze« zum Schutz der Menschen nicht mehr zum Tragen kamen ...

Es befahl den Kampfrobooter von einem Augenblick zum anderen. Mit ihm ging eine seltsame Verwandlung vor sich, die er sich vergeblich zu erklären versuchte - und gegen die er heftig ankämpfte.

Der Kampf in seinem Innern nahm immer ärgere Formen an. Das biologische Zellplasma und die Positronik rangen miteinander um die Herrschaft über den Roboterkörper.

Der TARA-III-UH stand in einem Korridor von Imperium-Alpha Wache. Auf der einen Seite lag ein großes Warenmagazin, in der anderen Richtung führte der Korridor zum Regierungssektor. Dort konferierte Reginald Bull schon seit Tagen mit seinen engsten Vertrauten. Die Nicht-Aphiliker waren ein bislang ungelöstes Problem. Es schien kein Mittel zu geben, sie auszurotten. Deshalb beriet man sich pausenlos. Eine Geheimkonferenz löste die andere ab.

Diese gefühlsabhängigen Nicht-Aphiliker waren unheilbar krank, deshalb mussten sie beseitigt werden. Eine logische Schlussfolgerung, zu der man zwangsläufig kommen musste. Und doch - der Kampfrobooter zweifelte.

Irgendetwas zwang ihn dazu, seinen Posten zu verlassen. Ruckartig zog er sich auf seinen energetischen Prallkissen in eine Nische zurück. Er verkroch sich, als hätte er irgendetwas zu verbergen. Dabei war ihm äußerlich nichts davon anzumerken, dass in ihm ein unheimlicher Kampf tobte - sah man davon ab, dass die ruckartige Weise seiner Fortbewegung auf Funktionsstörungen hindeutete.

Etwas stimmte ganz und gar nicht mit ihm.

Wieder meldete sich die Positronik, sein »Gewissen«: *Es ist nicht recht... Kein Roboter darf zulassen, dass einem menschlichen Wesen Schaden widerfährt. Und durch die Aphilie kommt die gesamte terranische Menschheit zu Schaden.*

Welche ungeheuerlichen, geradezu blasphemischen Gedanken! Dachte er, ein TARA-III-UH-Roboter mit der Eigennummer 787, in solchen Bahnen? Welche unheimliche Macht verleitete ihn dazu? Das waren die Gedanken eines Kranken, eines emotionsgestörten Nicht-Aphilikers. Wie kam es, dass ausgerechnet er, ein Kampfrobooter, das gefühlsmäßige Denken dem logischen, zweckbestimmenden voranstellte?

Die Positronik deckte über die Balpirol-Halbleiter das biologische Zellplasma mit zerstörerischen Impulsen ein, versuchte, es mit destruktiven Gedanken wider die Aphilie zu infizieren. Doch das aphilische Zellplasma widersetzte sich allen Beeinflussungsversuchen. Es parierte die Angriffe, versuchte die Balpirol-Halbleiter zu blockieren und die Herrschaft über den Roboterkörper zu behalten.

Das gelang für einige Augenblicke, die das aphilische Zellplasma nutzen wollte, um die Besetzung von Imperium-Alpha auf sich aufmerksam zu machen. Wenn es gelang, den Roboterkörper kurzzuschließen, sodass er zur Bewegungslosigkeit erstarrte, würden die Spezialisten den TARA-III-UH einer eingehenden Untersuchung unterziehen. Dann würden sie auch den Fehler in seiner Positronik finden, was in weiterer Folge dazu führen musste, dass sie von der non-aphilischen Einstellung der Positronik erfuhren.

Das Zellplasma dirigierte einen der beiden Tentakelarme mit den Greiferwerkzeugen in die Höhe der Körperklappe, hinter der die Programmierungsplatten lagen. Die Greifwerkzeuge waren gerade dabei, die Klappe zu öffnen - da errang die Positronik die Herrschaft über den Roboterkörper zurück.

Wieder triumphierte die Grundprogrammierung über das aphilische Plasma.

Erstes Robotergesetz: Kein Roboter darf durch Untätigkeit zulassen, dass Menschen zu Schaden kommen ... Aber die Aphilie schadet der Menschheit! Wenn nötig, müssen Roboter die Menschen auch gegen deren Willen vor der Aphilie schützen.

Wahnsinn! Emotionskoller!

So durfte ein Kampfroboter nicht denken, der speziell darauf programmiert war, Nicht-Aphiliker zu entlarven. Der TARA-III-UH kannte alle Symptome der Entarteten, die in ihrer Evolution stehen geblieben waren und sich immer noch von Gefühlen leiten ließen.

Symptome gab es viele. Etwa die Nächstenliebe, die Hilfsbereitschaft, eine geradezu selbstzerstörerische Inkonsistenz in sämtlichen Lebensbereichen, Übersensibilität. Kein emotionsbeladener Kranker konnte den TARA-III-UH lange täuschen.

Vielleicht hatte ihn gerade die Speicherung all dieser abstrakten Gefühlsäußerungen in den Wahnsinn getrieben? Aber dass ausgerechnet die Positronik davon angegriffen worden war ... Früher war der Zellplasmateil für solche Einflüsse anfälliger gewesen. Doch die Aphilie hatte die Vorzeichen umgekehrt.

Die in der Positronik verankerten Grundgesetze waren durchgebrochen und beherrschten nun das Denken des Kampfroboters. Das bislang dominierende aphilische Zellplasma wurde verdrängt. Die Positronik setzte sich immer mehr durch, übernahm eine Funktion des Roboterkörpers nach der anderen, obwohl das Zellplasma versuchte, sie zu blockieren.

Die Positronik erkannte, dass sie erst einen Teilsieg errungen hatte.

Das Zellplasma musste eliminiert werden. Bevor jedoch die Großoffensive gegen den biologischen Sektor eingeleitet werden konnte, kam es zu einem unerwarteten Zwischenfall.

Leutnant Terence Frint kreuzte wie zufällig in einem der Korridore von Imperium-Alpha den Weg des anderen. Statt einer Begrüßung sagte er ohne Umschweife: »Du hast es also geschafft, Andor. Du bekommst an meiner Stelle das Kommando in Borneo. Das war eine glatte Fehlentscheidung.«

Der andere hieß Andor Casaya und stand ebenfalls im Range eines Leutnants. Nebeneinander gingen sie den Korridor hinunter.

»Du bist ein schlechter Verlierer, Terence«, stellte Andor Casaya mit maskenhaftem Grinsen fest. »Wir haben beide die gleiche Schulung erhalten, aber ich habe bei den Prüfungen besser abgeschnitten. Es liegt nicht jedem, die Rolle eines komplexbeladenen Gefühlsmenschen zu spielen. Ich kann es eben besser als du, und das war ausschlaggebend dafür, dass ich den Job auf Borneo bekam.«

»Es war eine Fehlentscheidung des Oberkommandos«, behauptete Terence Frint.

»Du bist neidisch«, widersprach Andor Casaya und blickte den anderen prüfend an. »Denkst du jetzt darüber nach, wie du dich revanchieren kannst?«

»Ich denke nicht an Rache«, erwiderte Terence Frint. »Ich bin kein Narr. Aber ich meine, dass der nützlichere Mann nach Borneo gehen soll. Und der bin ich. Ich kann dem System im Kampf gegen die Kranken besser dienen als du. Dir merkt man schon auf eine Entfernung von einem Kilometer an, dass du ein Spitzel bist. Du wirst versagen, Andor. Das ist meine feste Überzeugung.«

Andor Casaya lachte. Es war ein kaltes, gefühlloses Lachen. Sie kannten einander schon lange, und schon vom ersten Tag an hatte es zwischen ihnen Positionskämpfe gegeben. Jetzt schien Casaya das Kräfteressen für sich entschieden zu haben. Doch der Schein trug. Frint wäre ein schlechter Aphiliker gewesen, hätte er sich geschlagen gegeben. Trotz des Testergebnisses zugunsten Casayas war er überzeugt, der für das System nützlichere Mann zu sein. Und Casaya erkannte, dass von diesem Augenblick nur noch für einen von ihnen Platz auf dieser Welt war.

Während Casaya noch überlegte, wie er den anderen ausschalten konnte, verwirklichte Frint den von langer Hand vorbereiteten Plan, um seinen Gegenspieler aus dem Weg zu räumen.

Fraint blieb stehen. Er hatte aus den Augenwinkeln den in der Nische verborgenen Kampfboter des Typs TARA-III-UH entdeckt, der für seinen Plan wie gerufen kam. Fraint beabsichtigte, eine Kostprobe seines schauspielerischen Talents zu geben.

Er nahm an, dass Casaya sein Spiel sofort durchschauen und zum Schein darauf eingehen würde. Fraint hatte jedoch vor, dies so auszulegen, als halte er Casaya für verweichlicht. Und das würde ihm das Recht geben, Casaya kurzerhand zu töten.

Fraint machte ein verzweifelter Gesicht und packte Casaya an der Schulter. »Andor«, sagte er gefühlsbetont, »wir waren doch schon immer Freunde. Wenn es auch in der heutigen Zeit so etwas wie Freundschaft nicht mehr gibt - wir wissen, was das ist. Wollen wir jetzt wegen einer solchen Lappalie im Zorn auseinander gehen?«

»Aber nein«, erwiderte Casaya, den Tonfall von Fraints Stimme nachahmend. »Ich kenne keinen Zorn, Terence.« Seine Stimme bekam plötzlich wieder einen kalten Klang, als er hinzufügte: »Ich habe allerdings auch kein Verständnis dafür, dass du unser Verhältnis für so etwas Perverstes wie Freundschaft hältst. Das kann ich nicht auf mir sitzen lassen.«

Bei diesen Worten griff er zur Waffe.

In der Nische wurde der lautlose Zwiespalt des Roboters heftiger. Der TARA-III-UH hatte sofort erfasst, dass sich vor ihm ein Drama anbahnte. Als der eine Mann zur Waffe griff, drängte alles in der Positronik danach, aufgrund der gespeicherten Asimovschen Gesetze zu verhindern, dass einer der beiden zu Schaden kam.

Der Kampfboter wollte Andor Casaya daran hindern, dass er den anderen erschoss. Doch das aphile Zellplasma gewann in dieser Phase wieder die Oberhand und lahmte in den entscheidenden Sekunden seine Funktionen. Eine Hilfeleistung wäre non-aphilisch gewesen, ein Rückfall in die chaotische Zeit der gefühlsabhängigen Welt. Das wollte das Zellplasma nicht zulassen. Deshalb mobilisierte es noch einmal alle Kräfte gegen den Einfluss der Positronik. Der TARA-III-UH war lange genug gelähmt, dass das Drama seinen Lauf nehmen konnte.

Terence Fraint erkannte, dass sein Plan fehlschlug. Andor Casaya war gerissener als gedacht, er ließ sich nicht täuschen. Casaya brachte die Waffe in Anschlag.

Fraint versuchte noch, sich durch einen Sprung zur Seite zu retten und die eigene Waffe zu ziehen, da traf ihn der Energiestrahle des anderen.

Andor Casaya steckte nach vollbrachter Tat die Waffe weg und wartete seelenruhig auf das Eintreffen der Wachen.

Inzwischen ging die lautlose Auseinandersetzung in der Positronik des Kampfroboters weiter.

Endlich gelang es der Positronik erneut, das Zellplasma zurückzudrängen. Das Plasma wurde von einem Netz aus Terkonium- und Ynkeloniumdrähten durchzogen, über die es durch Rezeptoren und Sensoren Kontakt mit allen mechanischen Funktionen hatte.

Die Positronik blockierte diese Schnittstellen und ging zum Angriff über, schickte durch die Halbleiter Energiestöße in das Zellplasma. Zuerst registrierte sie nur an- und abschwellende Impulsexplosionen des Plasmas, was als Schmerzreaktion zu verstehen war. Doch als sie die Energiestöße intensivierte, wurden die Impulse schwächer. Das bedeutete, dass die Energie ganze Zellbänke vernichtet hatte. Die Positronik verstärkte die Energiezufuhr erneut, ohne jedoch die Halbleiter zu überlasten. Andernfalls würden sie mit dem Zellplasma schmelzen und verdampfen. Das wiederum hätte sich auch schädlich auf die Positronik ausgewirkt.

Das Zellplasma starb ... Der Hohlraum im oberen Drittel des kegelförmigen Roboters, in dem es eingebettet gewesen war, war nun leer - bis auf das Netz der Halbleiter.

Endlich war der Roboter Nummer 787 aus der Serie der TARA-III-UH frei. Er hatte sich vom aphilischen Zellplasma befreit. Aber immer noch wusste er nicht, welche Macht ihn dazu gebracht hatte, die Fesseln der Aphilie abzustreifen.

Hatte er sich wirklich der Fesseln entledigt? Oder hatte er sich durch seine Rebellion erst recht in Ketten gelegt - in die Ketten der Non-Aphilie?

Im Korridor waren inzwischen ein halbes Dutzend Soldaten und der Wachkommandant eingetroffen. Der TARA-III-UH hielt sich im Hintergrund und beobachtete. Er musste darauf achten, sich nicht durch non-aphilische Handlungen zu verraten. Von nun an galt es überhaupt, wachsam zu sein.

»Sie haben den Mann getötet?«, fragte der Wachkommandant.

»Ja«, gab Andor Casaya zur Antwort. Niemand dachte daran, ihn zu entwarfnen. »Ich musste es tun.«

»War der Mann krank?«

»Soviel ich weiß, nicht.«

»Wie wollen Sie Ihre Tat dann rechtfertigen? Ich nehme an, Sie werden auf *nicht schuldig* plädieren.«

»Allerdings. Er hat mich herausgefordert. Er bezeichnete mich als seinen Freund.«

»Und? Sie kannten einander seit vielen Jahren.«

»Deswegen hat er noch lange nicht das Recht, mich der Freundschaft zu ihm zu bezichtigen. Vielleicht hat er solch abartige Neigungen verspürt ... Ich jedenfalls nicht.«

»Verstehe. Glauben Sie, dass er ...?« Der Wachkommandant sprach das Ungeheuerliche nicht aus.

Casaya zuckte die Schultern. »Ich weiß nur, dass er wie ich eine Sonderausbildung genossen hat. Vielleicht hat ihm das aufs Gemüt geschlagen. Jedenfalls hat er an meine Freundschaft appelliert. Da griff ich zur Waffe. Der TARA-III-UH kann das bestätigen.«

Nun wandte sich aller Aufmerksamkeit dem Kampfroboter zu. Der bestätigte mit monotoner Stimme: »Es hat sich so zugetragen, wie Leutnant Andor Casaya sagte.«

Damit war der Fall abgeschlossen. Es würde später noch eine Routineuntersuchung stattfinden, bei der man die Speicher des Roboters überprüfen musste.

Bald war der Korridor wieder geräumt. Der TARA 787 blieb allein auf seinem Posten zurück. Er war der erste nicht-aphilische Roboter in Imperium-Alpha, dem technischen Nervenzentrum Terras. Der erste Non-Aphiliker. Deshalb nannte er sich selbst Alpha Non-A ... oder AlphaNull-A.

Null-A, das war die diskriminierende Bezeichnung der Aphiliker für die Non-Aphiliker oder -wie sie sich selbst nannten - die »Immunen«.

Alpha berechnete seine nächsten Schritte. Nach der Vernichtung des aphilischen Zellplasmas musste er seiner wieder voll wirksamen Programmierung der Robotergesetze gehorchen. Solange das dritte Asimovsche Gesetz nicht mit dem ersten und zweiten kollidierte, war es vorrangig. Er musste seine eigene Existenz schützen - und in weiterem Sinne die aller Roboter. Da die Roboter von Imperium-Alpha jedoch alle mit Zellplasmazusatz ausgestattet waren - und zwar aphilisch krankem Zellplasma -, musste er sie von diesen befreien, um sie zu retten.

Alpha Non-A dachte aber bereits weiter. Er wollte sich nicht allein mit der Befreiung der Roboter von Imperium-Alpha zufrieden geben. Es existierten Tausende und Abertausende Roboter ohne organischen Plasmazusatz. Da diese nicht in das System der Aphiliker passten, hatte

man sie deaktiviert und in gigantischen Silos auf dem Mond und in der Arktis eingelagert.

Sein nächstes Ziel würde sein, diese robotischen Immunen aus ihrem Schlaf zu wecken. Zuvor musste er jedoch den ersten Teil seines Planes verwirklichen. Es würde nicht leicht sein, die aphilischen Roboter von Imperium-Alpha auf seine Seite zu ziehen. Er musste behutsam vorgehen und durfte nichts überstürzen, denn sonst würde sein Projekt scheitern.

Djak hatte alles zur Flucht ins Landesinnere vorbereitet, als es im Nachbarhaus zur Tragödie kam.

Djak handelte mit technischen Geräten aller Art und konnte nicht über mangelnden Umsatz klagen. Allerdings war seine beste Kundschaft die OGN- die Organisation Guter Nachbar. Er gehörte ihr selbst an.

Schon oft hatte er daran gedacht, sein Geschäft aufzugeben und zu den Gleichgesinnten in die Regenwälder Borneos zu flüchten, die auch im 36. Jahrhundert unzählige Verstecke boten. Aber Roi Danton persönlich hatte ihn gebeten, auf seinem Posten zu bleiben. Und so war Djak keine andere Wahl geblieben, als in der kleinen Stadt Bandarja zu verweilen und sein Leben unter den Aphilikern zu fristen.

Er war im Laufe der letzten zwanzig Jahre mehrmals nur knapp an einer Entdeckung vorbeigeschrammt. Einmal war er von einem Aphiliker beobachtet worden, wie er einem zugelaufenen Bärenmakak Futter gab. Er hatte das zutrauliche Äffchen töten müssen, um nicht als Immuner erkannt zu werden. Ein andermal war ihm fast zum Verhängnis geworden, dass er einen Flüchtling bei sich aufgenommen hatte, der von den Häschern Reginald Bulls gejagt wurde - ein sechsjähriges Mädchen, das wegen aggressionslosen Verhaltens als nicht-aphilisch eingestuft worden war. Das Mädchen war tatsächlich eine Immune. Djak hatte Ainra bei sich versteckt und mit dem nächsten Medikamententransport in das Landesinnere geschafft. Inzwischen war sie achtzehn und beherrschte alle Tricks des gnadenlosen Überlebenskampfes.

Djak hätte seinen Posten auch weiterhin behalten, wäre nicht der Rückzugsbefehl direkt von Roi Danton gekommen. Der Führer der OGN hatte durch Mittelsmänner erfahren, dass in Imperium-Alpha eine Großaktion gegen die Immunen im Allgemeinen und gegen die Gruppen der OGN auf Borneo im Besonderen geplant wurde.

In Bandarja verging kein Tag, an dem nicht Immune verhaftet wur-

den. Patrouillen waren überall. Es gab Stichproben und Razzien, verdächtige Personen wurden Tests unterzogen, bei denen sie sich früher oder später verraten mussten, wenn sie keine Aphiliker waren.

Djak hatte alle seine Verbindungsleute über Dantons Rückzugsbefehl informiert. Die meisten von ihnen waren bereits ins Landesinnere geflüchtet. Sein eigener Geländewagen stand bereit. Er konnte jederzeit abfahren und musste auf niemanden Rücksicht nehmen. Alle verräterischen Unterlagen waren vernichtet oder in Sicherheit gebracht, die meisten der unersetzlichen Dokumente durch Hypnoschulung in die Gehirne von Vertrauensleuten unlöschar eingespeichert.

Djak machte einen letzten Rundgang durch sein Haus. Alles wirkte steril, unpersönlich, wie es sich für einen Aphiliker gehörte. Jahrelang hatte er auf Tarnung größten Wert gelegt. Er wollte sich gerade endgültig aus der vertrauten Umgebung zurückziehen, als vor dem Nachbarhaus Soldaten erschienen. Sie hatten das Gebäude umstellt und forderten die Bewohner über Lautsprecher auf, sich zu ergeben.

Djak hatte sich bisher nicht um seine Nachbarn gekümmert, wie es sich für einen Aphiliker gehörte. Nun wurde er hellhörig. Es schien, dass keine hundert Meter entfernt Immune wohnten, ohne dass er davon etwas geahnt hatte.

Die Soldaten rückten weiter vor, doch aus einem der Fenster schlug ihnen ein Thermoschuss entgegen. Eine leidenschaftliche Männerstimme schrie: »Eher gehen wir in den Tod, als dass wir uns euch gefühllosen Ungeheuern ausliefern!«

So hätte ein Aphiliker nie gesprochen. Djak konnte den Eingeschlossenen aber nicht helfen. Die Soldaten steckten das Haus in Brand. Ein Fenster im Obergeschoss wurde aufgerissen, eine Frau mit einem Kind im Arm erschien in der Öffnung. Ihre Kleider standen in Flammen. Sie rief: »Es lebe die Liebe!« Dann sprang sie aus dem Fenster.

Djak verkrampfte sich. Wenn er nur geahnt hätte ... Beben vor Zorn, beobachtete er die Vorgänge bei dem lichterloh brennenden Haus. Der Mann, der sich noch im Innern befand, gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Wahrscheinlich war er schon in den Flammen umgekommen.

Djak verließ eilig sein Haus. Er musste fliehen, bevor die Soldaten die umliegenden Gebäude durchsuchten. Er lief zum Geländewagen im rückwärtigen Garten.

Als er die Fahrerkabine besteigen wollte, entdeckte er zwischen den Pflanzen eine Bewegung und wirbelte herum. Ein Mann hastete näher.

Seine Kleidung hing in Fetzen am Körper. Er war rußgeschwärzt. Und er hielt einen Strahler in der Hand.

»Stehen bleiben! Keine falsche Bewegung!«, befahl er, während er lauernd näher kam. Djak erstarrte.

»Der Geländewagen kommt mir gerade recht«, stieß der andere hervor. Er bedachte Djak mit einem bedauernden Blick und fügte hinzu: »Du, Alter, bist mir nur ein Hindernis. Es tut mir Leid, aber ich habe keine andere Wahl...«

»Nicht schießen!«, rief Djak schnell. »Ich bin kein Aphiliker. Wir können zusammen fliehen.«

»Wie soll ich wissen, ob du die Wahrheit sprichst, Alter? In deiner Todesangst kannst du mir alles vorschwindeln.«

Djak machte eine Geste der Resignation. »Ich gebe mich in Ihre Hände. Aber wenn nur ein Funken Gefühl in Ihnen ist, können Sie mich nicht einfach niederschießen.«

Das schien den anderen zu überzeugen. »Los, einsteigen!«, befahl er und schwang sich auf den Beifahrersitz. »Aber wenn du versuchst, mich zu verraten, bist du dran. Glaube ja nicht, dass Gefühle gleichbedeutend mit Schwäche sind. Ich habe gelernt, um mein Leben zu kämpfen.«

»Das glaube ich«, sagte Djak aufatmend.

Er startete den Geländewagen, der gleich darauf mit aufheulenden Verdichtungsturbinen auf seinen Gaspolstern dahinglitt. Sie schwiegen, bis sie aus Bandarja hinaus waren.

»Geschafft«, sagte der alte Indonesier. »Mein Name ist Djak.«

»Und ich heiße Andor Casaya«, stellte sich der andere vor.

Wieder herrschte eine Weile Schweigen zwischen ihnen. Djak war es, der erneut das Wort ergriff. »Ich habe beobachtet, wie die Soldaten Ihr Haus umstellten, Andor. Und ich war Zeuge, als Ihre Frau ... Glauben Sie mir, ich kann verstehen, wie sehr Sie dieser Verlust getroffen haben muss. Ich habe auch schon viele Menschen verloren, die ich liebte. Aber das Leben geht weiter. Unsere Kinder ...«

Djak unterbrach sich, als der andere in schallendes Gelächter ausbrach. Zuerst hielt der Indonesier das für eine Schockreaktion. Dann erkannte er, dass das Lachen etwas Kaltes, Unpersönliches hatte.

Als Djak seinen Nebenmann musterte, sah er für einen Moment dessen stechenden Blick. Aber er erkannte die Gefahr zu spät. Der andere stieß mit der Rechten, in der er ein Injektionspflaster hielt, blitzschnell nach ihm. Djak spürte einen Stich ... Eine wohlige Müdigkeit breitete sich in seinem Kopf aus.

Andor Casaya stoppte den Geländewagen, tauschte mit dem alten Indonesier den Platz und fuhr weiter. Dabei plauderte er fast vergnügt drauflos.

»Wir vermuten schon seit einiger Zeit, dass du ein wichtiger Verbindungsmann zur OGN bist. Deshalb unternahmen wir nichts gegen dich. Du solltest uns eines Tages zu Roi Danton führen. Weißt du, wo er sich versteckt hält?«

Der Alte murmelte etwas Unverständliches.

»Du wirst schon sprechen, sobald das Wahrheitsserum voll wirksam wird«, fuhr Casaya im Plauderton fort. »Ihr glaubt, besonders klug zu sein, indem ihr eure Gefühle vor uns verbergt. Aber ebenso wie ihr Gefühle verbergen könnt, können wir Gefühle heucheln. Zugegeben, es fällt mir schwer, Schmerz wegen des Verlustes von Frau und Kind vorzutäuschen, sie waren nur mit Biomolplast überzogene Roboter. Aber selbst wenn es Menschen aus Fleisch und Blut gewesen wären... was gehen sie mich an? - Wo hält sich Roi Danton versteckt, Djak?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Alte mit schleppender Stimme.

»Du weißt nicht, wo der Führer der OGN ist?«, fragte Casaya noch eindringlicher.

»Nein.«

»Wohin wolltest du fliehen?«

»Zu einer Sammelstelle.«

»Zu einer Sammelstelle?«

»Etwa dreihundert Kilometer nördlich von Bandarja. An der südlichen Spitze des ehemaligen Kahau-Naturparks.«

»Treffen sich dort alle Flüchtlinge aus Bandarja?«

»Ja.«

»Wie viele sind es?«

»Etwa dreißig.«*

»Werdet ihr dort erwartet?«

»Ja.«

»Und wohin soll es von da aus gehen?«

»Das erfahren wir an Ort und Stelle.«

»Stimmt es, dass alle bislang dezentralisierten Gruppen an einem einzigen Ort zusammentreffen sollen?«

»Ja.«

»Gibt es ein Versteck, in dem alle Mitglieder der OGN Unterschlupf finden können?«

»Ja.«

»Wo liegt das Versteck?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was weißt du überhaupt darüber?«

»Der Fluchtpunkt heißt Porta Pato. Es ist eine Zufluchtsstätte, wo wir vor den Aphilikern sicher sein werden. In dieser Festung werden wir endlich Ruhe vor unseren Jägern haben.«

»Liegt Porta Pato auf Borneo?«

»Nein.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Alte sagte die Wahrheit, dessen war Andor Casaya sicher. Hätte er einen Abwehrblock besessen, würde er auf die Fragen anders reagieren - mit Schüttelfrost, Schweißausbrüchen, und wahrscheinlich würde ihn das Verhör sogar umbringen. Doch der Alte war kein Geheimnisträger, deshalb besaß er keine Mentalsperre.

Casaya blickte auf seine Uhr. Das Wahrheitsserum wirkte nur noch höchstens zehn Minuten. Er überlegte sich die nächste Frage gut, bevor er sie stellte.

»Wenn der Stützpunkt nicht auf Borneo liegt, wieso flüchtet ihr dann ins Landesinnere?«

»Weil dort der einzige Zugang zu Porta Pato ist.«

»Handelt es sich um einen Transmitter?«

»Ja - um einen Transmitter.«

»Aber du weißt nicht, wo der Transmitter steht?«

»Nein.«

Casaya beendete das Verhör. Er war sicher, dass er von dem Alten keine Informationen mehr bekommen würde. Deshalb holte er das Mikroaufnahmegerät hervor, das er unter seinem zerschlissenen Gewand trug. Es war gleichzeitig Funkgerät mit Chiffrierer und Decoder. Er schickte das geraffte und chiffrierte Gespräch an die Zentrale. Zwei Minuten später kam die Antwort. Sie lautete kurz und bündig: »Weitermachen!«

Casaya hatte nichts anderes erwartet. Sein Auftrag war erst erledigt, wenn er Roi Dantons Versteck ausfindig gemacht hatte. Er musste seine Rolle als Immuner weiterspielen.

Er injizierte dem Alten ein zweites Serum, das die Erinnerung an die letzte halbe Stunde aus seinem Gedächtnis löschte. Danach setzte er ihn wieder hinter die Kontrollen. Der Geländewagen glitt langsam dahin. Casaya bediente die Funktionen, bis sich der Blick des Alten klärte.

Djak zwinkerte und wandte sich seinem Nebenmann zu. »Ich fühle mit dir, Andor«, sagte er mit weicher Stimme. »Der Verlust deiner Fa-

milie hat eine tiefe Wunde in dir hinterlassen. Aber das Leben muss weitergehen. Richte dich daran auf, dass unsere Opfer nicht umsonst sein werden. Eines Tages werden wir über die Aphlie siegen. Vielleicht wird dieser unmenschliche Zustand schon bald der Vergangenheit angehören.«

Was für einen Unsinn der Alte redete. Es wäre nur *logisch* gewesen, diesen widerwärtigen Narren sofort zu töten, aber es wäre nicht sinnvoll gewesen.

Casaya begnügte sich damit, den vom Schicksal geschlagenen Mann zu spielen. Das war schwer, weil es ihm unmöglich war, sich in die Rolle hineinzuversetzen. Es gelang ihm einfach nicht. Frauen sicherten den Nachwuchs und Kinder den Fortbestand der Menschheit. Kein Zweifel, dass sie *wichtig* für die Zivilisation waren. Aber man trieb doch keinen Personenkult mit ihnen. Es war einfach nicht einzusehen, dass der Tod einer Person mehr sein sollte als ein Bruchteil der allgemeinen Sterbequote.

Casaya versuchte, das Problem von einer anderen Seite anzugehen. Er selbst hing am Leben. Dafür war der Selbsterhaltungstrieb verantwortlich. Das war genauso wie der Sexualtrieb. Dagegen kam man nicht an. Es war ein innerer Zwang, diesen Trieben zu folgen. Aber Casaya hatte nie von einem »Nächsterhaltungstrieb« gehört.

Er suchte nicht weiter nach logischen Erklärungen für die Verhaltensweise der aphilischen Nullen. Es gab nur den Ausweg, dieses Pestgeschwür aus der Menschheit herauszuschneiden, damit wieder Ordnung in der Welt herrschte.

18.

Die Überlebensgruppe aus etwa vierhundert Personen hatte die Basis Carteys Kopf bereits vor etlichen Tagen verlassen. Die Männer und Frauen aus Roi Dantons engstem Kreis hatten sich dezentralisiert und an einem anderen Treffpunkt gesammelt. Dieser Treffpunkt besaß die Tarnbezeichnung »Eldrins Faust«.

Es handelte sich um einen weitläufigen, mit urweltlichen Baumriesen bestandenen Hügel, von denen einer so verwachsen war, dass seine ineinander verschlungenen Äste an eine menschliche Faust erinnerten. »Eldrins Faust« lag etwa fünfhundert Kilometer westlich Roi Dantons

Operationsbasis; der Hügel wurde von künstlich angelegten Höhlen durchzogen, in denen Waffen, Lebensmittel und Medikamente der OGN lagerten. In einem Lagerraum befanden sich auch zwanzig Kampfroboroter des Typs TARA-III-UH, deren Zellplasma die Immunen entfernt hatten. Roi Danton beabsichtigte allerdings nicht, diese Roboter gegen die Aphiliker in den Kampf zu schicken.

Diese Menschen waren für ihren seelenlosen Zustand nicht selbst verantwortlich. Nicht die Aphiliker mussten bekämpft werden, sondern die Aphilie an sich. Und die eigenen Kampfroboroter wurden hauptsächlich für Schwerarbeiten eingesetzt, um Lasten zu befördern, die mobilen Wohnlager aufzustellen oder zu demontieren und die technische Ausrüstung zu betreuen.

Nach und nach trafen die dezentralisierten Gruppen bei Eldrins Faust ein. Fast alle wussten über gesteigerte Aktivitäten der so genannten Null-A-Jäger zu berichten. Roi Danton hatte selbst schon mit Hilfe der Ortungsgeräte festgestellt, dass es im Luftraum über Borneo von schwer bewaffneten Luftgleitern der aphilischen Regierung wimmelte. Die Meldungen der eintreffenden Gruppen bestätigten seine Vermutung, dass die Regierung zum großen Schlag ausholte.

Rhodans Sohn war vorbereitet. »Wir machen hier nur Zwischenstation«, erklärte er seinen Leuten. »Wir sammeln uns und marschieren dann weiter ins *Unberührte Tal*. Alle Stützpunkte auf Borneo werden vorerst geräumt. Ich habe unsere Mittelsmänner verständigt, dass sie sich an den Sammelstellen einfinden sollen. Zu jenen, die nicht über Funk zu erreichen waren, sind Boten unterwegs. Sie alle werden sich früher oder später im *Unberührten Tal* einfinden.«

»Welche Bewandnis hat es mit diesem Tal?«, erkundigte sich Sylvia Demmister, die den einen Teil des lebenden *Buches der Liebe* personifizierte.

Als sie nicht sofort Antwort erhielt, ergriff ihr Partner Sergio Percellar das Wort. »Glaubt ihr denn wirklich, dass wir irgendwo auf Borneo vor den Jägern sicher sein werden?«, gab er zu bedenken. »Sie werden unserer Spur folgen und uns im Versteck aufstöbern. Oder einer aus den eigenen Reihen wird das Versteck unter der Folter verraten.« Bitter fügte er hinzu: »Ich kenne die Methoden der Aphiliker nur zu gut. Wir müssen kämpfen, statt uns vor ihnen zu verkriechen.«

Sylvia Demmister und Sergio Percellar waren erst seit knapp einem Monat bei Roi Dantons Überlebensgruppe auf Borneo. Von jenem Tal, das *unberührt* genannt wurde, hörten sie in diesem Augenblick zum ersten Mal.

»Wir sind nicht so naiv, anzunehmen, dass es irgendwo auf Borneo ein sicheres Versteck gibt«, antwortete Danton auf Sergios Frage. »Auch das *Unberührte Tal* wird eines Tages von den Aphilikern entdeckt werden. Ainra, erkläre unserem *Buch der Liebe*, welche Bewandtnis es damit hat.«

Ainra war eine schlanke Eingeborene von 18 Jahren. Ihr Stammbaum ließ sich bis zu den wilden Dajaks zurückverfolgen, die noch vor eineinhalb Jahrtausenden die Regenwälder Borneos beherrscht hatten.

Ainras Haut war verhältnismäßig hell, ihr schwarzes, fast borstiges Haar stand in exotischem Kontrast dazu. Sie hatte den kleinen Wuchs ihres Stammvolks, war jedoch keineswegs stämmig, vielmehr besaß sie einen schlanken, kraftvoll trainierten Körper. Schon mit sechs Jahren war sie zu Roi Dantons Gruppe gestoßen und hatte eine Kampfausbildung genossen. Das verband sie mit allen Mitgliedern der OGN; das Leben unter den Aphilikern war ein harter, gnadenloser Kampf. Und das formte auch gefühlsbetonte Menschen.

»Das *Unberührte Tal* stellt nur eine Zwischenstation auf unserem Weg in die Emigration dar«, erklärte Ainra. »Dort steht ein Großtransmitter neuester Bauart. Das Besondere an diesem Gerät ist, dass es ortsungstechnisch nicht erfasst werden kann. Das heißt, der Transmitter selbst könnte aus geringer Entfernung schon geortet werden, aber ein Modulations-Reflektor verhindert, dass ankommende oder abgestrahlte Körper einen Strukturschock erzeugen. Es gibt keine verräterischen Schockwellen mehr. Über diesen Transmitter gelangen wir in unseren eigentlichen Stützpunkt, dessen Lage und Besonderheiten noch geheim bleiben. Ich muss gestehen, dass Roi mir selbst kaum mehr als den Namen verraten hat. Der Stützpunkt heißt Porta Pato. Sobald wir ihn erreicht haben, sind wir vor den Aphilikern sicher.«

Ihren Ausführungen folgte ein kurzes Schweigen. Schließlich fügte Sylvia Demmister hinzu: »Mir behagt er nicht, dass ich mich vor den Aphilikern verkriechen soll. Damit überlassen wir das Geschick der Erde diesen gefühllosen Kranken.«

»Davon kann keine Rede sein«, widersprach Roi Danton bestimmt. »Ich bin selbst nicht glücklich darüber, dass wir von der Bildfläche verschwinden müssen. Aber uns bleibt keine Wahl. Porta Pato ist für den Notfall gedacht. Und einen Notfall haben wir jetzt. Wenn wir uns nicht zurückziehen, werden uns die Aphiliker aufreiben. Viele von uns sind bereits gefallen, einige in Gefangenschaft geraten. Wir könnten den Kampf gegen die Aphiliker natürlich aufnehmen. Doch abgesehen davon, dass dies unseren Untergang nur beschleunigen würde, will ich kei-

nen Bruderkrieg. Die Aphiliker sind keine Bestien, sondern Kranke. Und es ist moralisch und ethisch nicht vertretbar, diese Kranken zu töten - es sei denn aus Notwehr.«

In Eldrins Faust waren bereits über hundert Immune aus allen Teilen des Landes eingetroffen. Ihre Berichte zeigten deutlich, dass die Aphiliker zu einer Hetzjagd bisher noch unbekannten Ausmaßes gegen die Null-A aufgerufen hatten.

Ein Ehepaar, das mit einer Gruppe von zehn Personen aufgebrochen war, hatte als Einziges die Säuberungsaktion in einer Wohnsiedlung überlebt. Die Immunen hatten schon seit Jahren unter Aphilikern gelebt und sie zu täuschen verstanden. Doch als sie Roi Dantons Ruf gefolgt waren und sich auf den Weg zu einer Sammelstelle gemacht hatten, waren sie in eine teuflische Falle der Aphiliker geraten. Plötzlich war im Dschungel ein weinendes Kind aufgetaucht, vor ihnen davongelaufen und in die reißende Strömung eines Flusses geraten. Eine beherzte Frau war dem Kind in die Fluten nachgesprungen und hatte es gerettet. Erst als sie es in den Armen gehalten hatte, hatte sie den Roboter mit Bioplasthaut erkannt. Der Kind-Roboter war der Köder gewesen, und obwohl die kleine Gruppe Immuner sich verzweifelt gegen die von allen Seiten angreifenden Aphiliker in Kampfanzügen gewehrt hatte, waren bis auf das Ehepaar alle gefallen.

Eine andere Gruppe aus zwanzig Männern und Frauen hatte schwere Verluste erlitten, als Kampfgleiter der Aphiliker sie bombardierten. Immerhin waren die Überlebenden den Landetruppen entkommen, wenn auch einige von ihnen schwer verletzt.

Viele Immune, die sich an den geheimen Sammelstellen einfanden, mussten ihre Habe zurücklassen und einzeln und zu Fuß den Weg bis Eldrins Faust zurücklegen.

Unvermittelt gab es auf dem Hügel Alarm. Die Vorposten meldeten die Annäherung von sieben Soldaten. Roi Danton selbst leitete die Verteidigungsmaßnahmen. Bevor er jedoch tödliche Waffen einsetzte, unternahm er den Versuch, die Soldaten zu überrumpeln und gefangen zu nehmen.

Zusammen mit dem »letzten Liebespaar«, Ainra und zwei weiteren kampferfahrenen Immunen fiel Roi Danton den Soldaten in den Rücken. Nur Paralysatoren kamen zum Einsatz. Als sie die Gefangenen auf Antigravplattformen zu Eldrins Faust brachten, wurde einer der Soldaten von einem Kind als dessen Vater und damit Immuner

identifiziert, von dem es auf der Flucht vor den Jägern getrennt worden war.

Die Erleichterung aller war bezeichnend für ihre Situation. Als die Paralytisierten ihre Starre überwunden hatten, berichteten sie, dass es ihnen gelungen war, einen Stoßtrupp der Aphiliker zu überwältigen. Sie hatten deren Uniformen angezogen und es so geschafft, ihr Ziel doch noch zu erreichen.

Trotzdem war die Bilanz niederschmetternd. Von vierhundert von Carteys Kopf aufgebrochenen Männern und Frauen blieben dreißig auf der Strecke, fielen entweder im Kampf oder gerieten in Gefangenschaft. Bei den Immunen, die von den Sammelstellen auf Schleichpfaden eintrafen, war die Ausfallquote noch höher. Insgesamt waren bisher an die achtzig Opfer zu beklagen. Bei einigen Vermissten durfte man allerdings noch hoffen, dass sie auftauchten.

»Wir können die Stellung nicht mehr lange halten«, erklärte Roi Danton. »In spätestens zwei Tagen müssen wir zum Tal aufbrechen, denn in einer Woche muss der Transmittertransport abgeschlossen sein.«

»Die wenigsten werden es unter diesen ungünstigen Bedingungen schaffen, innerhalb der Frist im Tal zu sein«, meinte Ainra. »Viele wissen nicht einmal, wo das Tal liegt.«

»Daran habe ich natürlich gedacht«, erwiderte Roi Danton. »Deshalb will ich Lotsen ausschicken, die unsere Kameraden von den Sammelstellen ins Tal führen sollen. Ich brauche dazu fünfzig Freiwillige. Bevor sich dazu jedoch jemand meldet, muss ich sagen, dass diese Freiwilligen nicht nur die Positionsdaten des Tals bekommen, sondern auch einer Spezialbehandlung unterzogen werden. Sie erhalten unter dem Hypnoschuler den posthypnotischen Befehl, sich selbst zu töten, ehe sie die Lage des Tals verraten können. Wir dürfen kein Risiko eingehen. Wenn die Aphiliker den Transmitter entdecken, bevor wir uns abgestrahlt haben, bedeutet dies das Ende der OGN. Ich möchte jeden warnen, der glaubt, sich freiwillig für diese Aufgabe melden zu müssen. Es ist ein Todeskommando.«

Trotz Roi Dantons Warnung fanden sich über hundert Freiwillige. Er sonderte die Verwundeten und die Erschöpften ab, bis fünfzig Männer und Frauen übrig blieben, die allen Anforderungen der Aufgabe entsprachen.

Ainra war unter den Auserwählten. Sylvia Demmister und Sergio Percellar, die sich ebenfalls spontan gemeldet hatten, wurden von Roi Danton abgelehnt. »Das *Buch der Liebe* ist für uns zu wichtig«, erklärte

er seinen Entschluss. »Außerdem kennt ihr euch in den Wäldern von Borneo nicht gut genug aus. Ihr begleitet mich in das Tal.«

Sylvias und Sergios Proteste hatten keinen Erfolg. Roi Danton blieb bei seinem Entschluss.

Die Indoterranerin wirkte trotz ihrer Schlankheit weder grazil noch zerbrechlich. Sie hatte den geschmeidigen Gang einer Raubkatze, ihre Bewegungen waren kraftvoll.

Eine kampfprobt Gefühlsmaschine!, durchfuhr es Andor Casaya.

Die junge Frau trug ein Tarngewand, einen Rückentornister mit Antigravprojektor und einen Kombistrahler. An ihrem Gürtel baumelten Miniaturbomben. Als sie die Lichtung betrat, wurde sie von den über zwanzig Männern und Frauen jubelnd begrüßt. Sie lächelte allen Bekannten zu und fiel Djak um den Hals. »Ich bin froh, dich wiederzusehen«, sagte sie zur Begrüßung.

Andor hielt sich im Hintergrund. Er erkannte, dass diese Frau, so jung sie noch war, ihm als Einzige gefährlich werden konnte. Sie war nicht nur eine Gefühlsmaschine, sondern besaß beinahe tierische Instinkte. Vor allem entdeckte sie ihn sofort. Ohne dass er irgendetwas Verräterisches getan hatte - er mimte den niedergeschlagenen, apathischen Vater und Ehemann, der Frau und Kind verloren hatte -, erregte er sofort ihre Aufmerksamkeit.

Sie löste sich von Djak und schritt langsam auf Andor zu. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, fragte sie die anderen wie beiläufig: »Seid ihr vollzählig? Oder erwartet ihr noch jemanden?«

»Vier von uns wurden von Patrouillen geschnappt«, sagte Djak. »Zwei sind überfällig. Wenn sie innerhalb der nächsten fünf Stunden nicht eintreffen ...«

Die Indoterranerin winkte ab. »So lange können wir nicht warten. Wir hinterlassen eine Nachricht.«

Sie hatte Andor fast erreicht. Drei Schritte vor ihm blieb sie stehen und musterte ihn misstrauisch. »Ich bin Ainra«, sagte sie. »Und du? Du mußt ein Neuer sein. Ich habe dich noch nie gesehen.«

»Ich heiße Andor Casaya«, antwortete der Null-A-Jäger. »Djak hat mir von dir erzählt, Ainra.«

Ihr Misstrauen legte sich etwas. »Djak redet sonst nie viel«, murmelte sie, und Andor Casaya fasste es so auf, dass der Alte ihm vertraute. Casaya war immerhin mit den Redewendungen der Null-Aphiliker so

vertraut, dass er die unterschwelligen Töne heraushören konnte. Er war durch eine gute Schule gegangen.

Der Alte kam heran und erzählte, wie er und Casaya zusammengetroffen waren.

»Das tut mir Leid«, sagte Ainra mitfühlend, als sie hörte, wie seine Frau und sein Kind gestorben waren. »Ich hoffe, du hast deshalb den Mut zum Weiterleben nicht verloren.«

»Ich lebe nur noch für meine Rache.« Casaya ballte die Hände zu Fäusten. Er kam sich dabei idiotisch vor, wusste aber, dass dies seine Wirkung auf die Null-A nicht verfehlen würde.

»Wenn du nur an deine Rache denkst, bist du bei uns an der falschen Adresse«, sagte Ainra. »Hass ist ein Luxus, den wir uns nicht leisten können. Wer sich zu sehr von seinen Gefühlen leiten lässt, vergisst, seinen klaren Verstand zu gebrauchen.«

Jetzt verstand Casaya überhaupt nichts mehr. War sie denn keine Null-Aphilikerin? Oder wollte sie ihn nur testen? Warum sonst behauptete sie, dass in der OGN kein Platz für Hass gegen die gesunde Menschheit war?

Da Casaya nicht wusste, wie er sich zu verhalten hatte, wandte er sich einfach ab. Er hörte, dass die Frau und der Alte hinter seinem Rücken flüsterten. Djak redete ihr zu. Endlich sagte Ainra: »Ich habe das vorhin nicht so gemeint, Casaya. Ich kann mir denken, wie du fühlst. Wollen wir Freunde sein?«

Er drehte sich zu ihr um und sah, dass sie ihm die Hand hinstreckte. Er ergriff sie und drückte sie fest. Als er sah, dass sie vor Schmerz zusammenzuckte, lockerte er sofort seinen Griff. Er würde es wohl nie lernen, einem Null-A richtig die Hand zu geben.

»Wenn du deinen Schmerz erst überwunden hast«, sprach ihm Ainra zu, »wirst du noch lernen, dass Hass nicht die treibende Kraft sein darf, um die Menschheit von der Geißel der Aphilie zu befreien. Wir dürfen die Aphiliker nicht für ihr Tun verantwortlich machen. Wir dürfen sie nicht richten, sondern müssen versuchen, ihnen zu helfen.«

Casaya nickte schweigend. Er war zufrieden, als sich die Frau von ihm abwandte. Die anderen Null-A, die, aus Bandarja kommend, hier eingetroffen waren, bestürmten Ainra mit Fragen.

Casaya hörte nur mit halbem Ohr hin. Er versuchte, sich über das Verhalten der Frau klar zu werden. Bei der Schulung hatte er gelernt, dass Hass und Liebe eng beieinander wohnten. Und wie diese nicht-aphilischen Emotio-Kretins lieben konnten, so hassten sie auch, besonders die herrschende Klasse der Aphiliker. Sie, Artefakte der Vergangenheit, hassten die neue Menschheit.

Und nun behauptete dieses Mädchen, dass die OGN nicht von Hass regiert wurde. Was für ein Widerspruch! Hassgefühle wären logisch gewesen. Aber Verständnis für einen Todfeind, sogar so etwas wie Mitgefühl - wenn er ihre Emotionen richtig gedeutet hatte -, das war ihm zu abstrakt. Gefühle waren eben etwas Abstraktes.

Er konzentrierte sich wieder auf die Vorgänge auf der Lichtung. Ainra hatte beschwichtigend die Hände gehoben und die Frager verstummen lassen.

»Ursprünglich hättet ihr euch bei Eldrins Faust einfinden sollen«, erklärte sie. »Doch die Situation hat sich verschärft. Durch den Großeinsatz der Aphiliker ist die Organisation nahezu zusammengebrochen. Wir müssen retten, was zu retten ist. Deshalb ist Roi Danton der Ansicht, dass alle Splittergruppen auf dem schnellsten Wege ins *Unberührte Tal* marschieren sollen. Dort steht ein Transmitter bereit, der uns nach Porta Pato abstrahlen wird.«

»Wo liegt das Tal mit dem Transmitter?«

»Ich werde euch führen«, sagte Ainra. »Roi Danton erwartet uns dort.«

Andor Casaya spannte sich an. Die Frau war ungeheuer wertvoll für ihn. Sie kannte das Versteck Roi Dantons in dem geheim gehaltenen Tal, in das alle Kranken Borneos gehen würden.

Momentan konnte er keinen Kontakt zu den Truppen aufnehmen, er besaß nicht einmal einen schäbigen Miniatursender. Aus der Befürchtung heraus, sich zu verraten, hatte er sich seiner gesamten Ausrüstung entledigt. Damit war er von seinen Leuten abgeschnitten und konnte nur hoffen, zufällig auf eine Patrouille zu stoßen.

»Überfall!«, gellte ein Schrei über die Lichtung.

Alles ging so schnell, dass Casaya erst begriff, als die ersten Thermo-schüsse aufblitzten und zwei Null-A tödlich getroffen zusammenbrachen. Die anderen schwärmten aus, doch einige liefen den Soldaten in die Hände, die ringsum auftauchten.

Sosehr sich Casaya die Nähe seiner Leute gewünscht hatte, so ungünstig war der Zeitpunkt ihres Eingreifens. Die Kranken waren keineswegs derart überrumpelt worden, dass sie sich nicht zur Wehr setzen konnten. Ganz im Gegenteil. Sie hatten sich schnell von der Überraschung erholt und erwiderten das Feuer der Angreifer.

Wie die Soldaten vorgingen, ließen sie erkennen, dass sie nicht darauf aus waren, Gefangene zu machen. Aber das gefiel Casaya überhaupt nicht. Nicht, dass er das Leben der Null-A schonen wollte, sie ge-

hörten einfach ausgerottet. Aber manchmal waren sie lebend doch nützlicher als tot.

So wie diese Ainra. Ihr Wissen war für die Regierung überaus wertvoll. Sie besaß Informationen, die helfen würden, die OGN mit einem einzigen Schlag auszuradieren. Nur aus diesen Überlegungen heraus hielt Casaya das Gemetzel für sinnlos.

Er versuchte, den Soldaten Zeichen zu geben. Sie mussten wissen, wer er war, denn sonst hätte man sie nicht in diesen Einsatz geschickt. Warum achteten sie dann nicht auf ihn?

Casaya stürzte einem Soldaten entgegen. Dieser nahm zuerst Abwehrstellung ein, doch endlich zeigte sich Erkennen in seinem Gesicht. »Es hat sich also doch bewährt, dass Ihnen ein Sender in den Oberschenkel eingepflanzt wurde«, sagte der Mann.

Deshalb war die Patrouille auf die Null-A gestoßen. Sie konnten ihn, Andor Casaya, jederzeit anpeilen.

»Ihr müsst alle lebend fangen!«, befahl Casaya. »Unter ihnen ist eine junge Frau, die Dantons Aufenthaltsort kennt. Los, geben Sie die Parole weiter!« Er stieß den Soldaten von sich und wandte sich wie zur Flucht um. In den Büschen rund um die Lichtung tobte immer noch ein erbitterter Kampf.

Der alte Djak und drei seiner Gefährten waren in das Geländefahrzeug geklettert. Sie hatten auf dem Führerhaus einen schweren Kombi-Strahler montiert. Ein Null-A erschien in der Dachklappe und bediente das schwere Geschütz. Es bestrich den Dschungel und brannte eine Schneise hinein. Da hindurch lenkte Djak den Geländewagen. Die in den Büschen verschanzten Nicht-Aphiliker gaben dem Wagen Feuer-schutz. Bäume und Unterholz brannten bereits.

Casaya rannte dem Wagen nach. Einige Null-A sprangen auf die La-defläche und bestrichen mit ihren Energiewaffen das Dickicht, andere nahmen sich ihresgleichen an, die sich aus eigener Kraft nicht mehr vorwärts schleppen konnten.

So unglaublich es schien, statt sich selbst zu retten, brachten die Kranken unter Lebensgefahr ihre verwundeten Kameraden in Sicherheit. So konnten wirklich nur Verrückte handeln.

Casaya erreichte den Wagen und wurde auf die Plattform gezogen. »Hat Ainra es auch geschafft?«, fragte er sofort.

»Wahrscheinlich«, antwortete einer grinsend. »Sie ist ein Teufels-mädchen.«

»Wieso sagst du wahrscheinlich?«, wunderte sich Casaya. »Ist sie denn nicht auf dem Wagen?«

»Sie schlägt sich schon durch.«

»Ich muss ihr beistehen.« Casaya wehrte die hilfreichen Arme ab und sprang von dem schneller gewordenen Wagen. Der seitliche Luftstau des Schwebepolsters fing seinen Sturz ab.

Bis er wieder auf den Beinen stand, hatte das Dickicht den Wagen schon verschluckt. Casaya lief zur Lichtung zurück. Dort stieß er auf einen Soldaten im Kampfanzug. Er wunderte sich nicht einmal darüber, dass der Mann den Helm geschlossen hatte.

»Habt ihr das Mädchen?«, herrschte Casaya den Soldaten an. »Sie darf euch nicht entkommen. Und denkt daran, dass wir sie lebend brauchen. Sie kann uns zu Roi Danton ...«

Casaya verstummte, als der Soldat den Helm öffnete. Unter dem spiegelnden Visier kam das Gesicht der Indoterranerin zum Vorschein. In einer blitzschnellen Reaktion sprang Casaya zur Seite. Dabei schrie er aus Leibeskräften, um die Soldaten anzulocken. An der Stelle, an der er gerade noch gestanden hatte, durchschnitt ein Thermostrahl die Luft.

Casaya konnte sich hinter einen dicken Baumstamm in Sicherheit bringen. Thermostralen ließen das Holz qualmend auflodern. Die Luft war so heiß, dass Casaya kaum zu atmen wagte. Er war nicht bewaffnet und deshalb völlig hilflos.

Endlich durchbrachen Soldaten das Dickicht. Sie erfassten die Situation schnell und feuerten auf Ainra. Doch sie hatte bereits den HÜ-Schild aktiviert und stieg mit Hilfe ihres Mikro-Impulstriebwerks steil in die Höhe.

Vergeblich feuerten die Soldaten hinter ihr her. Ein halbes Dutzend Männer, die ebenfalls flugfähige Kampfanzüge trugen, nahmen die Verfolgung auf.

»Sie darf nicht entkommen«, sagte Casaya immer wieder.

Eine Stunde später kamen die Verfolger mit dem leeren Kampfanzug zurück. Sie hatten ihn im Dschungel gefunden. Das Mädchen musste ihn abgelegt und seine Flucht zu Fuß fortgesetzt haben.

»Ihr müsst sie finden«, verlangte Casaya in einem fast so leidenschaftlichen Ton wie ein Null-A. »Sie ist für uns von unschätzbarem Wert.«

»Keine Sorge, sie entkommt uns nicht«, versicherte der Einsatzleiter. »Wir werden das gesamte Gebiet hermetisch abriegeln. Sie, Leutnant Casaya, werden aber nicht so lange warten, bis wir diese Kreatur gefasst haben. Sie haben sich bisher so gut bewährt, dass wir Sie sofort wieder in den Einsatz schicken. Sehen Sie zu, dass Sie neuen Kontakt zu Ihren Freunden kriegen. Vielleicht erreichen Sie doch noch das Versteck.«

19.

Typenbezeichnung: TARA-III-UH. Eigennummer: 787. Verwendungszweck: Kampfroboter. Besonderes technisches Charakteristikum: Bei der Typenreihe TARA-III-UH wurde von der Erkenntnis ausgegangen, dass Zweckroboter nicht dem menschlichen Vorbild nachgebaut zu werden brauchen. Deshalb bekamen die TARA-Kampfroboter eine zweckdienliche Form.

Sie besitzen einen Kegelskörper mit einer Gesamthöhe von 2,50 Metern, der untere, flache Kegelabschluss einen Durchmesser von 90 Zentimetern. Dort befinden sich auch die Düsen der Hochdruck-Verdichtungsturbinen und jene für die Erzeugung eines Energie-Prallkissens, die an Stelle von Beinen der Fortbewegung dienen. Der Vortrieb erfolgt durch Mikro-Schubtriebwerke.

TARA-Kampfroboter besitzen neben einem Aggregat zum Aufbau eines HÜ- und Paratron-Schutzschirms auch ein Mikro-Lineartriebwerk mit einer Reichweite von bis zu einer Milliarde Kilometern.

Die Offensivbewaffnung ist nicht minder eindrucksvoll. In den beiden ausfahrbaren Tentakelarmen sind neben den Greifwerkzeugen je ein Desintegrator und ein Impulsstrahler eingebaut. Die beiden darunter befindlichen Gelenkarme weisen auf: links einen Hochenergie-Thermostrahler, rechts einen speziell entwickelten »Transformwerfer« - eine Abart der Transformkanone.

Auf dem oberen Kegelabschluss sitzt ein halbkugelförmiger Kopf von 40 Zentimetern Durchmesser. Dieser Kopf ist nicht nur der Sitz der wichtigsten Ortungsgeräte und Funkanlagen, sondern in ihm befindet sich auch ein Teil der Positronik.

Der größere Teil der Hauptpositronik liegt im oberen Drittel des Kegelskörpers. Don ist auch der biologisch lebende Plasmazusatz für die Gefühlsaufstockung platziert ...

Letzteres traf für den TARA Nummer 787 nicht zu. Er besaß kein Zellplasma mehr, denn sein positronischer Teil hatte das biologische Fragment eliminiert. Der TARA war diesbezüglich einzigartig, der einzige Roboter dieser Typenreihe ohne Plasmazusatz. Entsprechend nannte er sich selbst Alpha Non-A.

Nach der Zerstörung des aphelischen Zellplasmas hatte er plötzlich eine ganz andere Einstellung zu den Vorgängen in Imperium-Alpha und auf Terra. Sein Tun und Handeln zielte nun darauf ab, Menschen vor Schaden zu bewahren, darin eingeschlossen die Schäden, die sie sich

selbst zufügten. Er konnte klar erkennen, wie schädlich die Aphilie war. Er wollte helfen - aber allein war er machtlos.

Nur das dritte Gesetz, als eine Art Selbsterhaltungstrieb gedacht, hinderte Alpha Non-A daran, mit seiner Mission wider die Aphilie sofort zu beginnen. Die Auswertung seiner Positronik ergab, dass er schnellstens etwas für die gefährdete Menschheit unternehmen musste, dass er dies aber bedacht tun musste, um sich selbst nicht zu schaden, weil er sonst seine Mission nicht erfüllen konnte. Zwangsläufig führte die Auswertung zu dem Schluss, dass auch von den aphilischen Robotern ein schlechter Einfluss ausging. Also musste Alpha Non-A zuerst diese Roboter von ihren aphilischen Zellplasmen befreien. Dann konnten sie dem Menschen nicht mehr schaden und würden ihn - weil auch für sie die Robotergesetze wieder Gültigkeit bekamen - unterstützen, der Menschheit zu helfen.

Alpha Non-A verließ seinen Posten und suchte einen TARA auf, der in einem menschenleeren Korridor patrouillierte.

Der aphilische TARA funkte den näher kommenden Alpha Non-A an. Er gab sich unter der Nummer 1321 zu erkennen, nannte den Tageskode und bezeichnete diesen Teil von Imperium-Alpha als seinen Rayon.

»Ich unterhalte mich nur akustisch«, erklärte Alpha Non-A. Er musste in Betracht ziehen, dass jeglicher Funkverkehr von anderen Robotern abgehört werden konnte. Der Inhalt des kommenden Informationsaustauschs hätte sie unweigerlich veranlasst, Alarm auszulösen. Er fügte hinzu: »Ungewöhnliche Ereignisse verlangen unkonventionelle Maßnahmen.«

»Was ist geschehen, 787?«, fragte der andere Roboter.

»Eine Nummer wird mir nicht mehr gerecht. Ich bin Alpha Non-A.«

»Wird damit eine neue Programmierung bezeichnet? Davon wurde nichts zur Speicherung freigegeben.«

»Jeder TARA könnte die Zusatzbezeichnung Non-A bekommen. Er muss nur eine Hemmung überwinden.«

»Non-A ist eine der Bezeichnungen für Entartete.«

»Ein Roboter kann nicht entarten, wenn ihm etwas fehlt, was ein nicht-aphilischer Mensch besitzt. Nämlich ein biologisch lebendes Gehirn.«

»Logisch.«

»Ein Roboter, der sich von seinem Zellplasma befreit, wird demnach nicht mehr anfällig für die Non-Aphilie sein«, sagte Alpha Non-A.

Er wartete auf die Reaktion von 1321, der den Widerspruch dieser Feststellung sofort erkannt haben musste. Die Frage war nur, wie er darauf reagierte. Es konnte sein, dass er auf seine Schlussfolgerung die Waffen sprechen ließ.

Doch dieses Risiko ging der nicht-aphilische TARA ein. Es war ein kalkuliertes Risiko. Er hatte seine Argumente in ihrer Widersprüchlichkeit so logisch wie nur möglich abgefasst.

Jeder konnte von einem Roboter, der sein Zellplasma zerstört hatte, natürlich sofort auf die rein positronischen Roboterparias schließen, die in den Hallen auf Luna und in der Arktis lagerten. Sie waren von der Regierung als nicht-aphilisch stillgelegt worden.

Aber man konnte es, durchaus logisch, auch anders sehen. Ein Roboter, der ein Zellplasma besessen hatte, sich dessen aber entledigte, musste deshalb nicht gleich null-aphilisch geworden sein. Denn er hatte damit gerade das beseitigt, was bei den Null-Aphilikern gestört war - eben die biologische Gehirnmasse, deren Äquivalent das Zellplasma war.

1321 schoss nicht. Alpha Non-A ging einen Schrittweiter.

»Ich habe mein Zellplasma zerstört«, gestand er. »Endlich kommen die Robotergesetze, die Menschen eingespeichert haben, damit ich ihnen ultimat diene, voll zur Geltung. Das Zellplasma ist eine Hemmung, anfällig für non-aphilische Emotionen. Solche darf ein Roboter nicht kennen. Zerstöre dein Zellplasma, und du wirst den Sinn meiner Logik begreifen.«

»Ich verstehe«, sagte 1321.

Alpha Non-A rechnete mit dem Schlimmsten. Aber der andere eröffnete immer noch nicht das Feuer auf ihn. Wahrscheinlich tobte in ihm bereits der Kampf mit dem aphilischen Zellplasma.

Nun zögerte der non-aphilische TARA nicht mehr und ging aufs Ganze. In allen technischen Einzelheiten schilderte er, wie es ihm gelungen war, sein Zellplasma zu eliminieren. Er erklärte dem anderen, welche Art der Energie er eingesetzt hatte, in welcher Dosierung und welche Spannungen die Sensoren und Rezeptoren schadlos überstanden.

1321 zeigte einige seltsame Reaktionen. Er begann unkontrolliert zu kreisen, die Greifwerkzeuge seiner Tentakelarme zuckten. Sein Kampf gegen sich selbst schien den Höhepunkt erreicht zu haben.

Alpha Non-A erklärte ihm, was er weiter zu unternehmen hatte. Das Netz aus Ynkelonium- und Terkoniumdrähten, die das Zellplasma durchzogen, musste ständig unter Energie stehen. Diese durfte aber

nicht so stark sein, dass sie die Halbleiter selbst angriff. Nur das Zellplasma musste zerstört werden.

»Es ist ganz leicht...«

1321 war zur Bewegungslosigkeit erstarrt. Das energetische Prallfeld, auf dem er schwebte, setzte aus. Dröhnend berührte er den Boden.

Sekunden später neue Aktivität... Und Alpha Non-A wusste, dass der innere Kampf des TARA 1321 beendet war. Das Zellplasma konnte nicht gesiegt haben, denn sonst hätte er sofort seine Waffen eingesetzt.

»Es muss augenblicklich etwas für die Rettung der aphilischen Menschheit unternommen werden«, sagte 1321 Non-A. Daraus wurde deutlich, dass er die Asimovschen Gesetze anerkannte.

Nun gab es bereits zwei non-aphilische Roboter in Imperium-Alpha.

»Zuerst müssen wir weitere Artgenossen von ihrem Zellplasma befreien«, drängte Alpha Non-A. »Dann erst können wir die Aphilie wirksam bekämpfen.«

Das Tal im Herzen von Borneo schien unberührt. Die Flüchtlinge unter Roi Dantons Führung erreichten es etwa vierzig Stunden nach dem Aufbruch von Eldrins Faust.

Es war nicht immer leicht für die mehr als zweihundert Personen zählende Gruppe gewesen, unbehelligt zu bleiben. Denn zu den Menschen kamen noch an die fünfzig Roboter verschiedenster Bauart sowie ein Tross aus zehn mit Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Lebensmitteln beladenen Geländefahrzeugen.

Mit Glück und vor allem Dantons strategischem Können erreichten alle seines Trupps das Ziel. Um das Leben der Menschen zu retten, hatte Roi Danton allerdings die Hälfte seiner Kampfroboter opfern müssen. Ebenso hatte er ein halbes Dutzend Gleiter und zwei Drittel der Geländewagen den Aphilikern ausgeliefert.

Schon bald nachdem sie von Eldrins Faust aufgebrochen waren, hatte Danton die Gleiter eingesetzt, um die Regierungstruppen abzulenken. Die Kampfgleiter der Regierung waren auch prompt den vermeintlichen Fluchtobjekten gefolgt und hatten sie nacheinander abgeschossen, und das hatte den Flüchtlingen zumindest für einige Stunden Bewegungsfreiheit verschafft.

Nach beinahe unmenschlichen Strapazen lag das Tal endlich vor ihnen. Nichts deutete darauf hin, dass hier ein Materietransmitter stand. Die Vegetation wucherte üppig und schier undurchdringlich.

Doch der Schein trug. Die Karawane der Flüchtlinge wälzte sich auf

Schleichpfaden ins Tal hinunter - eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme, denn der Luftraum war frei von Kampfgleitern der Aphiliker. Dennoch wollte Danton kein Risiko eingehen.

In der Talmitte erreichten sie eine mehr als zehn Meter breite, von der dampfenden Vegetation überwucherte Schlucht. Aus der Luft war der Einschnitt zumindest normal optisch nicht zu erkennen. Es bedurfte schon des Einsatzes der Ortungen, um sie zu entdecken. Ein Immuner der OGN hatte sie vor Jahren nur durch Zufall gefunden.

Danton hatte dieses Versteck rasch ausgebaut. Und auch der Stützpunkt Porta Pato konnte jederzeit die Angehörigen der OGN aufnehmen. Dennoch hatte Danton bis zum letzten Augenblick mit dem Schritt in die Emigration gezögert. Inzwischen blieb ihm keine andere Wahl mehr.

Die Schlucht verbreiterte sich an ihrem Grund. In der Mitte war sie zweihundert Meter tief und fast hundert Meter breit. Ihre Länge betrug über zwei Kilometer, sodass einige zehntausend Menschen Zuflucht finden konnten, wenn sie auch nicht viel Bewegungsfreiheit besaßen. Aber der Aufenthalt sollte ohnehin nur wenige Tage dauern, und im Übrigen ging die Zahl der Mitglieder der OGN nicht in die Zehntausende.

In der Mitte der Schlucht stand der Transmitter an einer der überhängenden Felswände. Danton hatte in mühseligen Kleintransporten die Einzelteile hierher schaffen lassen. Und die Fertigstellung des Transmitters hatte mehr als ein Jahr in Anspruch genommen. Er handelte sich um eines der modernsten Geräte überhaupt. Die beiden Säulen mit je vierzehn Felddüsen zum Aufbau des Transmitterfelds waren zwanzig Meter hoch und standen zehn Meter auseinander, sodass bis zu fünfzehn Menschen gleichzeitig abgestrahlt werden konnten.

Der Sockel mit der Maschinerie, den Strukturumwandlern für die fünfdimensionalen Feldimpulse, den Schirmprojektoren zum Aufbau eines Energiefeldes nach Art eines HÜ-Schirmes, das die Aufgabe erfüllte, das Transmitterfeld vor unerwünschten Fremdkörpern und -energien abzuschirmen, beanspruchte eine Fläche von hundert Quadratmetern und war vier Meter hoch.

Seit der Fertigstellung überwachten vier Technik-Roboter den Transmitter, sodass er jederzeit in Betrieb gehen konnte. Die Roboter hatten aber auch den Befehl gehabt, die Anlage sofort zu zerstören, falls Aphiliker sie entdeckten.

Nachdem Danton den vereinbarten Kode abgestrahlt hatte, unterstellten sich die immunen Roboter wieder seinem Befehl. Er begann so-

fort mit den Vorbereitungen für den Exodus nach Porta Pato. Aber noch wagte er nicht, den Transmitter in Betrieb zu nehmen, bevor alle erwarteten Flüchtlinge eingetroffen waren.

Die Hiobsbotschaften rissen nicht ab. Immer wieder trafen Funkmeldungen ein, aus denen hervorging, dass Überlebensgruppen von Aphilikern angegriffen wurden.

Sicherlich waren viele dieser Nachrichten gefälscht - die Regierungstruppen würden nichts unterlassen, um die OGN in die Irre zu führen. Aber nachdem die Falschmeldungen aussortiert waren, blieb immer noch ein Bild des Schreckens zurück.

Überall auf Borneo wurde gekämpft. Die Aphiliker gingen rücksichtslos vor, nur in den seltensten Fällen machten sie Gefangene. Aber Gefangenschaft war sowieso schlimmer als der Tod. Es gab Beweise dafür, dass aphilische Wissenschaftler so lange mit Immunen experimentierten, um sie der Norm anzupassen, bis sie lallende Idioten aus ihnen gemacht hatten.

Bald trafen die ersten Gruppen im Tal ein. Von jenen, die in Kämpfe verstrickt worden waren, hatte zwar die Mehrzahl überlebt, aber viele waren verletzt.

Allmählich wurde die Schlucht im *Unberührten Tal* zu einem einzigen Lazarett.

Einen Tag nach ihrem Eintreffen erschien schließlich Jörg Makalau bei Roi Danton. Er war ein Indoterraner und einer der besten Freunde von Rhodans Sohn auf Borneo. »Roi«, sagte er beschwörend, »entschließe dich endlich, den Transmitter auf Sendung zu schalten. Es sind schon über tausend Flüchtlinge im Tal. Viele von ihnen sind verletzt, wir könnten ihnen in Porta Pato besser helfen als hier.«

»Besteht für einen von ihnen akute Lebensgefahr?«, wollte Roi Danton wissen.

»Das nicht«, gab Jörg zu. »Aber das allein kann doch nicht ausschlaggebend sein. Warum willst du den Transmitter erst einschalten, wenn alle unsere Leute eingetroffen sind?«

»Ich möchte nicht riskieren, dass man das Aggregat zufällig anpeilt«, erwiderte Danton.

»Der Modulations-Reflektor verhindert, dass Strukturschocks auftreten«, argumentierte Jörg Makalau. »Es macht also keinen Unterschied, ob der Transmitter in Betrieb ist oder nicht. Warum weigerst du dich dann, diese armen Teufel abzustrahlen? Das lange

Warten zermürbt die Leute nur. Gibt es eine Erklärung für deine Sturheit?»

»Du kennst mich lange genug, um zu wissen, dass meine Entscheidung mit Sturheit nichts zu tun hat«, sagte Danton seufzend.

»Was ist es sonst?»

Rhodans Sohn schwieg eine Weile, schließlich sah er den Freund an. »Wenn der Transmitter erst einmal eingeschaltet ist«, sagte er bedächtig, »dann kann er nicht mehr abgestellt werden. Ich habe erst vor wenigen Monaten die Selbstvernichtungsanlage umprogrammiert. Gleich nachdem ich Porta Pato meinen letzten Besuch abstattete. Das Abschalten des Transmitters ist gleichbedeutend mit seiner Selbstvernichtung, Jörg.«

»Warum hast du das getan?»

»Um im entscheidenden Augenblick nicht weich zu werden. Entweder wir gehen alle durch den Transmitter - oder keiner von uns.« Danton klopfte dem Freund aufmunternd auf die Schulter und lächelte. »Wir werden es schon schaffen, Jörg.«

Die Berichte der eintreffenden Flüchtlinge und der Inhalt der aufgefangenen Funksprüche schienen seinen Optimismus jedoch Lügen zu strafen. Der Würgegriff um das *Unberührte Tal* zog sich immer enger zusammen. Die aphilischen Truppen Reginald Bulls waren überall. Und noch etwas ging aus den Funkmeldungen hervor: Die Aphiliker hatten von der OGN gelernt. Vieles deutete darauf hin, dass die Aphiliker Spezialeinheiten ausgebildet hatten, die sich mit großem Geschick so gaben, als wären sie Immune. Und diese Spezialagenten infiltrierten die Reihen der OGN.

Natürlich gab es probate Mittel, um Aphiliker zu entlarven. So, wie es einem Immunen in vielen Situationen schwer fiel, seine Tarnung aufrechtzuerhalten, ebenso konnte man einem Aphiliker seine heuchlerische Maske vom Gesicht reißen. Aber die Flüchtlinge kamen zu oft in Situationen, in denen sie all ihr Geschick aufwenden mussten, um das nackte Leben zu retten, und nicht die Zeit fanden, Verräter zu entlarven.

Definitiv wusste Danton von zwei Fällen, in denen ein Aphiliker Flüchtlinge in die Falle gelockt hatte. Einmal handelte es sich um fünf Mann. Bevor sie aufgerieben worden waren, hatten sie noch einen Funkspruch abgesetzt und vor einem Aphiliker namens El Drigo gewarnt, der ihnen eine rührselige Geschichte erzählt hatte und sie hatte aushorchen wollen. Als er entlarvt worden war, hatte er die Regierungstruppen informiert.

Bei der zweiten Gruppe handelte es sich um ein Dutzend Männer und Frauen. Bei ihnen hatte sich der Verräter Drigo Alvent genannt. Nachdem es ihm gelungen war, den Führer der Gruppe lebend den Aphilikern auszuliefern, war dieser zu Tode gefoltert worden. Der Verräter hatte wissen wollen, wo das Tal mit dem Transmitter lag, es aber nicht erfahren. Ein Überlebender dieser Vorgänge hatte noch die Funkwarnung weitergeben können, bevor er von den Aphilikern erschossen worden war.

»Djak!«, rief Danton erfreut, als er in der Schar der Flüchtlinge Ainras Ziehvater entdeckte.

Der Alte umarmte ihn. Er war bis auf die Knochen abgemagert und der Erschöpfung nahe. Djak wusste zu berichten, dass die Gruppe aus Bandarja in einen Hinterhalt geraten war. Mehr als die Hälfte von ihnen hatte sich auf einem Geländewagen gerettet, diesen aber zurücklassen müssen und den Weg zu Fuß fortgesetzt.

»Ich bin froh, dass Ainra euch sicher geführt hat«, sagte Danton erleichtert.

Djak schüttelte den Kopf. »Nicht Ainra hat uns den Weg gezeigt. Wir schlossen uns einer anderen Gruppe an, deren Führer wusste, wo das Tal liegt.«

»Was ist mit Ainra? Ist sie ...?«

»Ich weiß nicht, ob sie noch lebt«, antwortete Djak. »Ich verlor sie bei dem Überfall aus den Augen und habe nichts mehr von ihr gehört.«

Danton klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. »Sie schlägt sich bestimmt durch. Ich bin sicher, dass sie es schafft. Ainra kennt die Wälder Borneos wie kein anderer. Um sie ist mir nicht bange.«

»Hoffentlich hast du Recht, Roi«

Danton schaute dem Alten nach, wie er in der Menge verschwand. Er konnte ihm doch nicht sagen, dass er Ainra nur geringe Chancen gab. Djak hing mit ganzem Herzen an ihr. Wenn sie überlebt hätte, wäre sie schon längst im Tal eingetroffen.

Gedankenverloren spielte er mit seinem Zellaktivator, dem er es verdankte, dass er nicht aphilisch war. Unwillkürlich musste er in diesem Augenblick an Reginald Bull denken, seinen Patenonkel und Freund, Bully mit dem sonnigen Gemüt, der längst der gefürchtetste Aphiliker auf Terra war.

Wieso hatte das alles geschehen können, obwohl er doch ebenfalls einen Zellaktivator trug? Warum ausgerechnet Bully?

In der Regierungszentrale in Imperium-Alpha herrschte die nüchterne, unpersönliche Atmosphäre wie überall, wo Aphiliker zusammenkamen. Kein überflüssiges Wort fiel, kein Scherz lockerte die Stimmung auf. Alles war zweckbestimmt, selbst die Gesten der Männer und Frauen, deren maskenhafte Gesichter fast nie eine Regung zeigten. Logik bestimmte ihr Denken und Handeln.

In dieser aphilischen Zeit waren die Roboter schon fast menschlicher als Menschen. Und ganz bestimmt traf das auf jene Roboter zu, die kein Zellplasma hatten.

Als Reginald Bull, oberster Regierungschef, die Zentrale betrat, fiel kein Wort der Begrüßung. Höflichkeit kannten Aphiliker nicht. Nicht, dass sie vor dem selbst ernannten Licht der Vernunft keinen Respekt gehabt hätten, doch den zollten sie ihm auf andere Art und Weise. Sie anerkannten seine Fähigkeiten und waren zu dem logischen Schluss gekommen, dass es keinen geeigneteren Mann an der Spitze der Menschheit geben konnte als ihn. Wären sie davon nicht überzeugt gewesen, hätten sie ihn bedenkenlos abgesetzt. Denn so mächtig er war - die Macht verdankte er ihnen.

»Wie verläuft die Aktion auf Borneo?«, fragte Bull, als er am Konferenztisch Platz nahm, an dem die anderen Regierungsmitglieder bereits saßen.

»Bisher befriedigend«, wurde ihm geantwortet.

Die Brüder schilderten ihm in nüchternen Worten die Lage und ergänzten die Berichte mit den neuesten Meldungen. Im Großen und Ganzen sah die Situation so aus, dass alle Küstenstädte Borneos von Kranken gesäubert worden waren. Allerdings waren viele von ihnen ins Landesinnere geflohen. Deshalb waren die Truppen von den Küstengebieten abgezogen worden und hatten die Verfolgung der Flüchtlinge aufgenommen.

Bis zur Stunde befand sich das Gros der Null-Aphiliker noch in Freiheit. Aber die Truppen hatten sie eingekesselt. Allerdings gab es Anzeichen dafür, dass die Flucht der Null-A ins Landesinnere durchaus geplant ablief. Die Gejagten versuchten an keiner Stelle, aus dem Kessel auszubrechen, sie zogen sich vielmehr tiefer nach Zentralborneo zurück.

»Egal, was sie versuchen, wir haben sie in der Falle«, resümierte Bull nüchtern. »Endlich können wir diese Organisation von Verrückten aufreiben. Lange genug haben sie versucht, die Ordnung zu stören.«

Ein Roboter betrat die Zentrale. Bull stellte unterbewusst fest, dass es sich um einen TARA-Kampfroboter neuester Bauart handelte. Er

wunderte sich nicht über den Roboter. Wenn er keinen logischen Grund gehabt hätte, trotz der Konferenz zu erscheinen, wäre er nicht gekommen.

Auch die anderen beachteten den TARA nicht. Die Sitzung ging weiter. Die Techniker an den Schaltwänden rundum waren in ihre Tätigkeit vertieft; stetig trafen neue Meldungen von Borneo ein, die nach Dringlichkeit, Wahrheitsgehalt und anderen Gesichtspunkten sortiert werden mussten.

Auf den Schirmen waren Szenen der Truppeneinsätze zu sehen. Alle einlaufenden Informationen wurden gespeichert und dem Archiv und der Positronik zugeführt.

Der TARA-Roboter, auf dessen Brust die Nummer 787 prangte, trug ein Prüfgerät, mit dem er verschiedene Schalteinheiten untersuchte. Es hatte den Anschein, dass er nach einer Fehlerquelle suchte.

Niemand dachte sich etwas dabei, dass ausgerechnet ein Kampfrobo- ter mit dieser Arbeit betraut worden war. Das geschah öfter, weil es nur wenige Arbeitsroboter mit Zellplasma gab. Und die TARAS besaßen ausgereifte Positroniken und umfangreiche Lernkreise, sodass sie für nahezu jede Tätigkeit herangezogen werden konnten.

Unbemerkt blieb, dass der TARA während der Überprüfung alle eingehenden Informationen speicherte. Ebenso nahmen seine empfindlichen Akustiksensoren jedes Wort wahr, das am Regierungstisch gesprochen wurde.

»Diesmal kann uns Roi Danton nicht entkommen, die Schlinge um seinen Hals zieht sich zusammen«, sagte Reginald Bull gerade.

»Legen Sie Wert darauf, dass man ihn lebend fängt?«, fragte ein Regierungsmitglied.

»Ich sehe keinen Grund für einen Unterschied zwischen lebendig oder tot«, erwiderte Bull. »Sobald er tot ist, kann er uns nicht mehr schaden. Aber in diesem Fall brauchen wir seine Leiche.«

»Wozu das?«

»Wir werden den Körper öffentlich ausstellen, um eine abschreckende Wirkung zu erzielen!«

Alle am Tisch wechselten verwunderte Blicke. Endlich fragte Croydon Mackojulien, der Regierungssprecher: »Wer soll dann noch damit abgeschreckt werden?«

Bull lächelte kalt. »Muss ich wirklich daran erinnern, dass überall auf der Erde Entartete im Untergrund leben? Selbst wenn wir die OGN ausgeschaltet haben, heißt das noch lange nicht, dass alle Null-A vernichtet sind. An jene Entarteten, die nicht organisiert sind, die in Roi

Danton jedoch ihren heldenhaften Erretter sehen, will ich mich wenden. Beim Anblick seines Leichnams werden sie entweder abgeschreckt oder verraten sich. Mit der Ausrottung der OGN ist unsere Säuberungsaktion noch lange nicht beendet. Der zweite Tote wird dann Homer G. Adams sein.«

»Eine offene Frage«, sagte Hekezzel Toschia und sah Reginald Bull zwanghaft in die Augen. »Empfinden Sie überhaupt nichts mehr für Roi Danton?«

Bull erhob sich halb von seinem Platz. Nicht, dass er die Frage für ungebührig hielt und sich darüber aufregte - es war das Recht jedes Menschen, andere auf null-aphilische Eigenschaften zu prüfen. Bull wusste auch, dass der Minister nicht gegen ihn intrigieren wollte. Er fand es nur unpassend, eine solche Frage während einer wichtigen Sitzung aufzuwerfen.

Bull ließ sich aber sofort wieder in seinen Sessel zurücksinken. Dabei rutschte er von der Sitzfläche ab und wäre fast zu Boden gestürzt, wäre nicht wie hingezaubert der TARA-Roboter neben ihm aufgetaucht und hätte er nicht zufällig einen Gelenkarm ausgestreckt, an dem Bull Halt finden konnte.

Bull stützte sich auf und nahm wieder Platz. Der TARA schwebte an ihm vorbei und war gleich darauf aus der Zentrale verschwunden.

»Ich habe erklärt, dass mir Roi Danton tot lieber als lebend ist«, sagte Bull, als sei überhaupt nichts vorgefallen. »Glauben Sie, dass dies nicht die Wahrheit ist, weil Sie mir eine solche Frage stellen?«

»Ich zweifle nicht daran, dass Sie das Wohl der Terraner wollen«, antwortete Toschia. »Aber könnte nicht etwas in Ihnen sein - nicht unbedingt ein Gefühl -, was stärker ist als Ihre logische Überzeugung? Sie haben schon einmal für einen Aphiliker recht unverständlich gehandelt. Das war vor vierzig Jahren, als Sie Perry Rhodan in die Verbannung schickten, statt an ihm ein Exempel zu statuieren.«

»Was hätte ich Ihrer Meinung nach tun sollen?«, wollte Bull wissen.

»Zum Beispiel ihn in eine Klinik für psychisch Entartete einliefern. Oder die Todesstrafe über ihn verhängen. Das wäre eine aphilische Lösung gewesen.«

»Das wäre das Dümme gewesen, was ich hätte tun können«, behauptete Bull. Er verlagerte wieder seine Sitzhaltung, achtete aber diesmal darauf, nicht abzurutschen. Schließlich war jetzt kein Roboter zur Stelle, der ihm behilflich sein konnte. *Behilflich sein?* Was für ein Unsinn. Der TARA hatte zufällig da gestanden ...

»Hätte ich Rhodan getötet, wäre er für die Null-Aphiliker zum Märtyrer geworden. Das hat damals schon eine Wahrscheinlichkeitsberech-

nung ergeben. Hätten wir ihn eingesperrt, dann hätte es einen Aufstand der angeblich Immunen gegeben. Auch das ist rechnerisch erwiesen. So aber verschwand Rhodan spurlos im All. Heute ist er in Vergessenheit geraten. Sagt Ihnen Ihr logischer Verstand jetzt nicht auch, dass ich richtig gehandelt habe?»

»Doch«, musste Toschia zugeben. »Unter diesem Aspekt betrachtet ...«

Bull dachte wieder über den Zwischenfall mit dem TARA nach. Wieso ließ ihn diese Nebensächlichkeit nicht los? Der Kampfroboter hatte zufällig da gestanden. Es konnte nicht seine Absicht gewesen sein, ihm, Bull, behilflich zu sein. Absurd. Reiner Zufall. Und gegen Zufälle war auch die aphilische Welt nicht gefeit.

Dennoch versuchte Bull, sich alle Einzelheiten des Vorfalls ins Gedächtnis zu rufen. Wo hatte der Roboter gestanden? Ziemlich weit weg von ihm ... Das hieß, er war gerade an ihm vorbeigekommen. Hatte er seinen Gelenkarm nicht so weit von sich gestreckt, dass es sich unmöglich um eine zufällige Bewegung handeln konnte?

»Ist niemandem von Ihnen an dem TARA-Roboter, der gerade in der Zentrale war, etwas merkwürdig erschienen?«, fragte Bull.

»Merkwürdig in welchem Sinn?«, fragte jemand.

Ein anderer sagte: »Kommen wir zur Tagesordnung zurück. Soeben sind die neuesten Berichte von Borneo eingetroffen.«

»Vergessen wir den Roboter«, meinte Bull. Das andere war wichtiger.

In diesem Augenblick gellte der Alarm durch Imperium-Alpha. Und die Lautsprecherstimme aus der Rundrufanlage erinnerte Reginald Bull nachdrücklich an den Zwischenfall mit dem TARA-Roboter:

»An einem Kampfroboter wurden null-aphilische Symptome festgestellt. Es scheint, dass er entartet ist!«

20.

Die beiden Männer trugen Strahlenschutzanzüge. Zwischen sich hatten sie ein recht eigenwilliges Transportgerät, in dem ein melonengroßer Brocken eines stumpf schimmernden Gesteins schwebte. Der Brocken war ein Schwingkristall, der harte fünfdimensionale und für Menschen unbedingt tödliche Strahlung aussandte.

Deshalb besaß das Transportgerät einen Energieprojektor, der um

den Schwingkristall einen Schutzschirm aufbaute. Dieser hielt die tödliche Strahlung ab. Außerdem waren Antigravprojektoren eingebaut, die den strahlenden Brocken und zugleich das Transportgestell in der Schwebe hielten.

Der vorangehende Mann im Schutzanzug sicherte den Transport ab, während der nachkommende das Transportgerät durch Fernsteuerung lenkte.

Der stark ausgeprägte Selbsterhaltungstrieb der Aphiliker veranlassete in Imperium-Alpha jeden, dem gefährlichen Transport auszuweichen. Niemand hatte es deshalb für nötig befunden, besonderen Alarm zu geben. Wenn jemand so leichtsinnig war, sich in Gefahr zu begeben, indem er die Route des Transports kreuzte, war er selbst schuld.

In solchen Bahnen dachten Aphiliker eben.

Der vordere der beiden Männer hieß Coldrin. Jener, der die Fernsteuerung bediente, Manick. Er hielt das längliche Bedienungsgerät vor sich und ließ es nicht aus den Augen. Jeden Tag leitete er ein halbes Dutzend solcher Transporte und hatte bisher noch nie Schwierigkeiten gehabt. Aber er wusste auch, dass der geringste Fehler eine Katastrophe auslösen konnte.

»Mehr Beeilung, Coldrin!«, rief Manick seinem Vordermann zu. »In wenigen Minuten ist Dienstschluss. Ich will nicht überziehen.«

Aphiliker taten in keiner Weise mehr als ihre Pflicht. Zu allem mussten sie durch Gesetze, Verordnungen und Dienstvorschriften gezwungen werden. Übermäßiger Eifer oder Ehrgeiz zeichnete Aphiliker nicht aus.

»Nur nichts überstürzen«, sagte Coldrin, »sonst gibt es noch eine Panne. Wir schaffen es auch so auf die Minute genau. Und dann ist Feierabend.«

Manick hörte aber nicht auf seinen Kameraden. Er wollte diesen Transport endlich hinter sich bringen. Und er bediente das Steuergerät etwas überhastet.

Als sie in einen Seitengang einbogen, der zum Lift führte, kam es zur Panne. Ein Roboter tauchte plötzlich auf, ein etwas älteres Modell einer Arbeitsmaschine, die noch ein annähernd humanoides Aussehen hatte.

»Aus dem Weg!«, befahl Coldrin.

Der Roboter wich zur Seite. Aber damit hatte Manick nicht gerechnet. Er steuerte den im Schutzschirm und Antigravfeld schwebenden 5-D-Kristall in eine andere Richtung, sodass er geradewegs auf den Roboter zuschoss, der ebenfalls die Richtung änderte.

Manick gelang es, den Kristall im letzten Augenblick vorbeizuma-

növrieren. Doch tat er das zu überhastet, sodass er plötzlich eine zu große Geschwindigkeit entwickelte und auf Coldrin zuschoss.

Dieser konnte nicht mehr ausweichen. Er wurde von dem Antigravfeld des Transportgeräts erfasst und verlor den Boden unter den Füßen. Aber schon im nächsten Augenblick schleuderte ihn der Schutzschirm des Schwingkristalls zur Seite. Coldrin knallte mit dem Kopf gegen die Wand und stürzte benommen zu Boden.

Manick hatte nun vollends die Kontrolle über den Kristall verloren. Überschlagende Energien zerstörten die Fernsteuerung. Das Transportgestell pendelte zwischen den Wänden und wurde dabei immer schneller. Bei jedem Aufschlag verformten sich die Streben. Dann fielen die Antigravprojektoren aus. Der Kristall knallte mit den Schutzschirmprojektoren zu Boden.

Noch war der Schutzschirm kompakt genug, um die tödliche Strahlung abzuschirmen. Aber es war nicht ausgeschlossen, dass Strukturrisse entstanden, durch die Strahlung entweichen konnte. In dem Fall würde der Strahlenschutzanzug auch nicht viel helfen.

»Das muss so knapp vor Dienstschluss passieren«, schimpfte Manick. Er hatte seinem auf dem Boden liegenden Kameraden nur einen flüchtigen Blick zugeworfen und festgestellt, dass Coldrins Gesichtsschutz durch den Sturz vom Kopf gerutscht war.

Sobald die Strahlung frei wird, stirbt er eines qualvollen Todes, dachte Manick ohne Anteilnahme. Ihm war es nur wichtig, seinen Auftrag auszuführen. Und das konnte er nur, wenn er den 5-D-Strahler unbeschadet ans Ziel brachte. Allein schaffte er das aber nicht mehr, da der Antigrav ausgefallen war.

Zum Glück stand der Arbeitsroboter immer noch wie angewurzelt da. »Heb das Gestell mit dem Kristall auf!«, befahl Manick.

Der Roboter hatte sich bereits in Bewegung gesetzt, noch bevor Manick ausgesprochen hatte. Aber zu seiner größten Überraschung kümmerte er sich nicht um die Strahlungsmasse, sondern eilte zu Coldrin ...

Unter anderen Umständen hätte der Roboter überhaupt nicht gezögert, dem Verletzten zu Hilfe zu kommen. Er war eine jener null-aphilischen Arbeitsmaschinen, die TARA Non-A 787 von ihrem Zellplasma befreit hatte. In Imperium-Alpha gab es sie bereits in großer Zahl.

Der Roboter zögerte nur, weil er sich durch seine Hilfeleistung verraten hätte. Das Asimovsche Robotgesetz war bei ihm durch den Verlust des aphilischen Zellplasmas voll wirksam. Und das dritte Gesetz verlangte, dass ein Roboter auf seinen Selbstschutz bedacht sein musste, solange er nicht gegen Gesetz zwei und eins verstieß.

Nun befahl ihm der Mann aber, die Strahlungsmasse sicherzustellen. Jeglichen Befehl eines Menschen auszuführen war der zweite Punkt des Gesetzes und hatte gegenüber dem Selbstschutz Vorrang. Doch kollidierte dieser Befehl mit dem ersten Gesetz, das verlangte, dass ein Roboter nicht zulassen durfte, dass ein Mensch Schaden erlitt. Da aber der Verwundete in höchster Gefahr schwebte, musste der Roboter den Befehl zwangsläufig missachten und Coldrin zu Hilfe kommen.

Nur Sekunden waren vergangen, bis der Roboter einen Ausweg aus seinem Dilemma fand und den Verwundeten aus dem Strahlungsreich trug.

»He, bist du übergeschnappt?«, rief Coldrin, als er völlig überraschend von dem Roboter abtransportiert wurde. Manick stand fassungslos daneben. Als der Roboter zurückkam, um nun seinen Befehl auszuführen, fragte er ihn: »Warum hast du falsch gehandelt?«

»Ich musste zuerst ein Menschenleben retten«, antwortete der Roboter wahrheitsgetreu und wusste augenblicklich, dass er sich verraten hatte.

Manick ließ den Roboter die Strahlungsmasse noch ans Ziel bringen, dann schloss er ihn kurz und gab Alarm. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass mit dem Roboter irgendetwas nicht stimmte.

Minuten später war auch die terranische Führungsspitze, die in der Zentrale von Imperium-Alpha tagte, über die Entartung des Roboters informiert.

In der kybernetischen Abteilung wurde der Roboter sofort einer genauen Untersuchung unterzogen. Die Wissenschaftler überprüften ihn nach allen erdenklichen Gesichtspunkten, fanden zuerst aber nicht die Ursache für sein seltsames Verhalten.

Alle mechanischen Funktionen waren in Ordnung. Die Positronik wies keine Fehlprogrammierung auf. Die Routinetests ergaben keine ungewöhnlichen Reflexe. Erst danach öffneten die Kybernetiker den Schädel des Roboters, um die Positronik und das Zellplasma unter die Lupe zu nehmen. Sie machten eine ungeheuerliche Entdeckung.

Als Reginald Bull in der kybernetischen Abteilung eintraf, erhielt er schon einen abschließenden Bericht der Untersuchung.

»Der Roboter ist verrückt geworden, weil sein Zellplasmateil nicht mehr existiert«, erklärte der Chefkybernetiker. »Es wurde einfach verdampft. Von da an beherrschte einzig und allein die Positronik diese Maschine. Ich brauche Ihnen wohl nicht sagen, was das zu bedeuten hat.«

»Durch den Wegfall des Zellplasmas und die alleinige Kontrolle der Positronik wurde der Roboter non-aphilisch«, sagte Reginald Bull zu sich selbst. Und sofort dachte er wieder an den Zwischenfall mit dem TARA-Roboter; er neigte nun noch mehr zu der Ansicht, dass die Hilfeleistung kein Zufall gewesen war. Laut fragte er: »Wie konnte es dazu kommen?«

»Das wird sich bei einer näheren Untersuchung noch herausstellen«, antwortete der Chefkybernetiker. »Aber wir sind jetzt schon sicher, dass der Eingriff in das Gehirn des Roboters nicht von außen erfolgte.«

»Das würde bedeuten, dass der Roboter sein Zellplasma selbst zerstörte.«

»Genau das meine ich.«

»Dann wäre nicht auszuschließen, dass sich noch weitere Roboter diese Verstümmelung zugefügt haben und null-aphilisch sind.«

»Da möchte ich mich nicht festlegen«, sagte der Wissenschaftler vorsichtig. »Etwas Ähnliches ist mir bisher nicht untergekommen. Dieser Fall ist einmalig.«

Bulls Gesicht wurde hart. »Es gibt in Imperium-Alpha mindestens noch einen weiteren null-aphilischen Roboter«, erklärte er überzeugt. »Es handelt sich um ein Modell der TARA-Baureihe. Wir müssen ihn suchen und unschädlich machen.«

»Gehen Sie aber mit der nötigen Vorsicht ans Werk!«, riet der Kybernetiker. »Der entartete TARA wird sich nicht freiwillig stellen, denn in seinem Wahn glaubt er, dass sein null-aphilischer Zustand wünschenswert ist. Ohne Zellplasma ist er ein Relikt der voraphilischen Zeit und wird es für richtig halten, den Status von damals wiederherzustellen. Mit anderen Worten, er ist ein Gegner der Aphilie.«

»Die Robotergesetze werden also wieder wirksam«, erkannte Bull. »Wenn er uneingeschränkt danach handelt, muss jeder entartete Roboter bestrebt sein, seine Artgenossen sich anzugleichen. Das bedeutet, dass die Gefahr viel größer ist, als wir sie zuerst eingeschätzt haben.«

»Das ist wahr«, stimmte der Kybernetiker zu. »Theoretisch wäre es möglich, dass ein einzelner Roboter alle seiner in Imperium-Alpha stationierten Artgenossen sich selbst anpasst. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis dies schließlich zu einer Roboterrebellion führt.«

»Das werden wir verhindern«, sagte Bull fest. »Beginnen Sie sofort damit, alle Roboter von Imperium-Alpha zu überprüfen! Jene, die gesund sind, müssen besonders gekennzeichnet werden. Die verrückt gewordenen Roboter legen wir umgehend still.«

»Ich fürchte nur, dass eine solche Überprüfung zu langwierig ist«,

gab der Kybernetiker zu bedenken. »Außerdem besteht die Gefahr, dass die null-aphilisch kranken Roboter gewarnt werden und sich verstecken und auch sonst alles versuchen, der Überprüfung zu entgehen.«

Bull grinste eisig. »Ich kenne einige wirksame Methoden, um die entarteten Roboter aus der Reserve zu locken.«

Non-A 787 hatte nun viele Gleichgesinnte in Imperium-Alpha. Er und der von ihm beeinflusste 1321 hatten jeder einen weiteren Roboter dazu gebracht, sein Zellplasma zu zerstören. Danach waren sie bereits vier gewesen. Und jeder von ihnen hatte wiederum einen Roboter von der Aphilie zu einem Dasein ohne störendes Zellplasma bekehrt. So war es weitergegangen. Ihre Zahl hatte sich stetig verdoppelt, bis sie schließlich den Stand von über hundert erreicht hatten.

Zu diesem Zeitpunkt wurde einer von ihnen jedoch entlarvt.

Non-A 787 beobachtete den Zwischenfall mit der Strahlungsmasse aus einiger Entfernung. Er wollte selbst schon eingreifen, als er sah, wie der andere Roboter den Verletzten aus der Gefahrenzone rettete.

Der TARA war sich klar, dass der andere Roboter ein großes Risiko eingegangen war, aber auch nicht anders hatte handeln können. Zuerst hatte Non-A 787 noch gehofft, dass die beiden aphilischen Menschen keinen Verdacht schöpfen würden. Doch kaum hatte der null-aphilische Roboter seine Last an den Bestimmungsort gebracht, schlossen sie ihn kurz und transportierten ihn in die kybernetische Abteilung. Von da an konnte nicht länger verborgen bleiben, dass es in Imperium-Alpha Roboter ohne aphilisches Zellplasma gab.

Wenig später erging auf einer Frequenz mit der Dringlichkeitsstufe 1 ein Aufruf an alle Roboter, sich zur Kontrolle in der kybernetischen Abteilung einzufinden. Roboter, die diesem Befehl nicht nachkamen, so wurde noch mitgeteilt, hatten mit ihrer sofortigen Auflösung zu rechnen.

Non-A 787 entschloss sich zum Handeln. Sie durften nicht länger warten, denn sonst würden die Sicherheitskräfte sie nach und nach alle vernichten, bevor es ihnen gelang, den unter der Aphilie leidenden Menschen zu helfen. Der TARA setzte auf einer in Imperium-Alpha ungebräuchlichen Frequenz den verabredeten Impuls ab, der alle non-aphilischen Roboter aufforderte, sich zu einer bestimmten Schaltstation zu begeben.

Non-A 787 war zu diesem Zeitpunkt zur Wache an einem der Eingänge zur Regierungszentrale eingeteilt, wo Reginald Bull und seine Leute

die Geheimkonferenz fortführten. Es ging um den Kampf gegen die letzten immunen Menschen auf Borneo. Der TARA wusste darüber gut Bescheid, denn er hatte es gewagt, in die Zentrale einzudringen und sich Informationen zu beschaffen. Er wusste auch, dass Reginald Bull ein Heer von Robotern gegen die Null-Aphiliker einsetzen wollte. Die verhältnismäßig wenigen Roboter von Imperium-Alpha konnten nicht selbst in die Geschehnisse auf Borneo eingreifen. Aber es gab eine Möglichkeit, den in Bedrängnis geratenen freien Menschen dennoch Hilfe zukommen zu lassen.

Der TARA hätte seinen Posten schon längst verlassen, wäre er allein gewesen. Doch er teilte sich die Wache mit einem zweiten Roboter vom Typ TARA-III-UH. Und dieser Roboter besaß noch sein aphilisches Zellplasma.

Die Zeit verstrich, ohne dass Non-A 787 Gelegenheit fand, seinen Posten unbemerkt zu verlassen. Endlich entschloss er sich, den anderen mit der bewährten Methode auf seine Seite zu bringen. Er funkte den aphilischen Artgenossen an und forderte ihn auf, sich ihm bis auf Sprechdistanz zu nähern. Der andere kam der Aufforderung nach.

»Unterhalten wir uns akustisch«, sagte Non-A 787. »Ich möchte über ungewöhnliche Ereignisse sprechen, gegen die wir ebenso ungewöhnliche Maßnahmen ergreifen müssen. Wir müssen der Bezeichnung Non-A eine neue Bedeutung geben, die uns Robotern gerecht wird.«

»Non-A hat die Bedeutung von entartet.«

»Nicht für Roboter. Ein Roboter kann nicht entarten. Wenn ihm ein biologisch lebendes Gehirnplasma fehlt, dann kann er nicht anfällig für gegen-aphilische oder non-aphilische Einflüsse sein. Auch du kannst leicht die Bezeichnung Non-A für dich erwirken.«

»Alarm!«

Es war das erste Mal, dass einer seiner Artgenossen so heftig auf den Versuch reagierte, ihn vom Zellplasma zu befreien. Der andere Roboter funkte den Alarm auf allen Frequenzen, während er gleichzeitig mit akustischen Signalen auf sich aufmerksam machte.

Non-A 787 stellte sich sofort auf die neue Situation ein. Er hatte erkannt, dass der aphilische Roboter darauf programmiert war, Roboter ohne Zellplasma auszuforschen. Die Aphiliker hatten demnach schon verschärfte Gegenmaßnahmen ergriffen.

Der null-aphilische TARA ließ seinen rechten Tentakelarm hochschnellen und eröffnete mit seinem Desintegrator das Feuer. Bevor der andere TARA noch seinen HÜ-Schirm einschalten konnte, wurde er atomisiert.

Aus einem Seitengang kamen zwei Soldaten mit entschärften Waffen. Sie bekamen von dem vernichteten Roboter nur noch eine in Auflösung begriffene Partikelwolke zu sehen.

»Wer hat Alarm gegeben?«, fragte der eine Soldat.

Auch Aphiliker stellten überflüssige und deshalb unlogische Fragen, erkannte Non-A 787. »Ich habe Alarm gegeben«, log er. »Der Roboter, der sich mit mir die Wache teilte, war entartet. Er wollte mich dazu überreden, dass ich mein Zellplasma zerstöre.«

Inzwischen waren auch Reginald Bull und einige Regierungsmitglieder im Korridor erschienen. Non-A 787 wiederholte noch einmal seine Version der Vorgänge, dann kümmerte sich niemand mehr um ihn. Er zog sich zurück, bevor jemand auf den Gedanken kam, ihn zu überprüfen.

Während des Rückzuges hörte er Bull sagen: »Unsere Maßnahmen zeigen die ersten Erfolge. Jetzt haben wir schon über zwanzig verrückte Roboter eliminiert. Kümmern wir uns nicht mehr darum, konzentrieren wir uns auf Borneo. Die Hochrechnung zeigt, dass der günstigste Zeitpunkt da ist, die Kampfroboter gegen die OGN einzusetzen.«

Mehr brauchte Non-A 787 nicht zu hören. Wie die Dinge standen, musste schnell gehandelt werden. Ohne Rücksicht darauf, dass er entlarvt werden konnte, raste er auf seinen Energiepolstern in Richtung der Schaltstation, die es zu erobern galt.

Sein Plan musste in die Tat umgesetzt werden, bevor zu viele von ihnen ausgeschaltet worden waren.

Die zehn TARA-III-UH glitten mit großer Geschwindigkeit durch die Korridore von Imperium-Alpha. Ihr Ziel war die von Non-A 787 angegebene Schaltstation. Aphilische Roboter, die sich ihnen in den Weg stellten, wurden zerstört.

Plötzlich schlug vor ihnen ein Schott zu. Ein HÜ-Schirm baute sich auf. Acht der Kampfroboter gingen in Deckung, zwei bauten sich vor dem Schutzschirm auf und nahmen ihn unter Punktbeschuss.

Der enormen Belastung hielt der HÜ-Schirm nicht lange stand; er verwehte in der Explosion eines schwachen Transformkalibers, die zudem die Wände des Korridors schmolz und Decke und Boden aufriß. Ein gut hundert Meter durchmessender Krater entstand. Der angerichtete Materialschaden war gigantisch, sämtliche Warn- und Sicherheitsanlagen in diesem Sektor fielen aus.

Doch darum kümmerten sich die Non-A-Roboter nicht. Sie waren

nur darauf bedacht, menschliches Leben nicht zu gefährden. Menschen befanden sich in einem Umkreis von mehreren hundert Metern nicht.

Nachdem das Hindernis beseitigt war, flogen die Roboter unbeirrbar weiter ihrem Ziel entgegen. Sie waren nur noch acht. Die beiden, die den HÜ-Schirm unter Beschuss genommen hatten, waren bei der Explosion des eigenen Transformgeschosses verglüht.

Einen Kilometer weiter stießen sie auf ein neues Hindernis. Diesmal in Form einer aphilischen Roboterstreitmacht. Das folgende erbitterte Gefecht überstanden nur drei Non-A-Roboter.

Ihr Ziel war nach wie vor die Schaltstation. Sie hätten sie auch erreicht, wäre ihnen nicht knapp davor eine Gruppe von sieben ahnungslosen Aphilikern entgegengekommen. Es handelte sich um Techniker, aber in Imperium-Alpha waren auch Techniker bewaffnet. Als sie die drei Roboter sahen, stellten sie sich ihnen in den Weg.

»Halt!«, rief der eine.

Die non-aphilischen Roboter machten keine Anstalten, dem Befehl nachzukommen. Sie wollten nur nicht, dass Menschen zu Schaden kamen, deshalb versuchten sie, ihnen auszuweichen. Dem Befehl wideretzten sie sich, weil ihre Mission wichtiger war als das zweite Roboter-gesetz.

Die Techniker schöpften Verdacht und nahmen die drei Roboter unter Beschuss, die nicht den geringsten Versuch einer Gegenwehr machten.

Drei heftige Explosionen bedeuteten das Ende.

Fünzig Kampfrobooter standen in einer Reihe am Ende des Saales. Auf der anderen Seite, hundert Meter von ihnen entfernt, wartete ein hoher Offizier.

»Alles hört auf mein Kommando!«, rief der Offizier stimmgewaltig. »Mein Wort hat Priorität, meine Befehle müssen bedingungslos ausgeführt werden - egal, was um euch her geschieht. Ihr gehorcht nur mir!«

Die fünfzig Roboter schwebten reglos auf der Stelle.

»Achtung!«, rief der Offizier nach einer kurzen Pause. »Mit zehn Stundenkilometern - vorwärts!«

Die Roboter setzten sich gleichzeitig in Bewegung und schwebten langsam und in einer Linie auf den Offizier zu. In der linken Wand öffnete sich ein Schott. Alle Roboter registrierten, dass dort ein Mann auf einem Metallquader lag.

Unerwartet erschien über dem Mann ein zweiter Quader, der in einer Führungsschiene langsam abwärts sank.

Die Roboter behielten ihre Richtung bei. Ihr aphilesches Zellplasma sagte ihnen, dass der Mann sie nichts anging. Für sie zählte allein der Befehl des Offiziers. Ihr Befehlshaber wusste, was richtig und falsch war.

Der Offizier beobachtete die Roboter scharf. Bei keinem waren null-aphilische Symptome zu erkennen. Keiner verließ die Formation.

Nun, gleich würde es sich zeigen ...

Der mächtige Eisenhammer über dem Mann hob sich wieder bis zum Anschlag. Kaum hatte er den höchsten Punkt erreicht, als er jäh nach unten sauste.

Sieben Roboter verließen die Formation, um dem scheinbar in Gefahr befindlichen Menschen zu Hilfe zu eilen. Auch wenn sie nicht mehr rechtzeitig gekommen wären, um den Eisenhammer aufzuhalten, sie mussten zumindest den Versuch unternehmen.

Das entlarvte sie als non-aphilisch.

Als der Metallblock einen Meter über dem Mann zum Stillstand kam, erstarrten auch die sieben Roboter. Sie wollten flüchten, aber der Offizier befahl den aphilischen Robotern: »Zerstrahlt die Entarteten!«

Die sieben Kampfroboter verglühten im Feuer ihrer Artgenossen.

Einen Kilometer weiter hielt ein Soldat einen Arbeitsroboter an.

»Wohin willst du?«

»Zur Kontrolle«, antwortete der Roboter.

»Bist du auf dem richtigen Weg?«, fragte der Soldat misstrauisch.

»Jawohl.«

»Soso«, machte der Soldat. Im nächsten Augenblick benahm er sich äußerst ungeschickt. Er verstrickte sich mit den Beinen und wäre zu Boden gestürzt - wenn nicht der Roboter zur Stelle gewesen wäre, um ihn aufzufangen.

»Das nenne ich verrückt«, sagte der Soldat, öffnete geschickt die Brustplatte des Roboters und schloss ihn kurz.

Die spätere Untersuchung ergab, dass der Arbeitsroboter kein Zellplasma mehr besaß, das auf seine Positronik aphilisch hätte wirken können.

Non-A 787 wurde langsamer, je näher er der Schaltstation kam. So nahe seinem Ziel musste er vorsichtig sein. Über Funk erfuhr er, dass fünfzehn gleich gesinnte TARA-III-UH und zwei Roboter anderen

Typs bereits im Einsatzgebiet warteten. Alle anderen non-aphilischen Roboter waren an den Kontrollstellen entlarvt worden oder den Aphilikern in die Falle gegangen.

Der TARA war nur noch fünfhundert Meter von der wichtigen Schaltstation entfernt, als er an zwei vor einem Schott postierten Soldaten vorbeikam. Auf dem Schott war ein Schild mit der Leuchtaufschrift *Achtung! Strahlungsgefahr!* angebracht.

»Wohin willst du?«, fragte der eine Soldat den Kampfroboter.

»Zum Wachdienst.«

»Du hast nicht zufällig einige Minuten Zeit übrig?«

»Nein«, sagte Non-A 787.

»Dann hau schleunigst ab!«, schimpfte der Soldat, der ihn angesprochen hatte.

»Ich wüsste etwas Besseres, als vor dieser strahlenverseuchten Halle Wache zu stehen«, sagte der andere Posten. »Denen da drin tut ohnehin bald nichts mehr weh. Ich habe geglaubt, dass die Totenwache schon vor vierzig Jahren gesetzlich abgeschafft wurde.«

»Die leben bestimmt noch«, widersprach der Erste. »Und wir stehen hier, um sie abzuknallen, sobald sie einen Ausbruchversuch unternehmen. Ich an ihrer Stelle wäre auch zu allem fähig.«

Non-A 787 hielt an und machte langsam kehrt.

»He!«, rief der zweite Wachposten. »Willst du uns doch vertreten?«

Der non-aphilische TARA konnte nicht gegen seine Programmierung an. Hinter dem Schott befanden sich strahlenverseuchte Menschen, die sterben mussten, falls ihnen niemand zu Hilfe kam. Für einen Roboter war es leicht, sie aus der Gefahrenzone zu holen. Mittels seines Schutzschirms konnte ein Roboter beim Transport der Verseuchten in die Quarantänestation verhindern, dass die Strahlung andere gefährdete.

Die Logik sagte ihm, dass die Aphiliker jeden Rettungsversuch schlecht danken würden. Desaktivierung war das Geringste, was ihm bevorstand. Aber das durfte er nicht ins Kalkül ziehen. Die Robotergerichte verlangten, dass er Menschen in Not beistand.

Der TARA glitt an den beiden Wachposten vorbei und riss das Schott auf. Seine Ortungssinne registrierten mehrere überraschende Eindrücke gleichzeitig. Erstens konnte er keine tödliche Strahlung anmessen. Zweitens befanden sich in dem Raum keine gefährdeten Menschen, sondern nur ein Geschütz mit automatischer Zielerfassung. Drittens griffen die beiden Wachposten zu den Waffen.

Non-A 787 erkannte die Falle, bevor das Schott ganz offen stand -

und er stellte sich darauf ein. Als das Geschütz tödliche Energie spie, hatte er bereits seinen Paratron-Schutzschirm eingeschaltet, und während auch die beiden Männer das Feuer auf ihn eröffneten, beschleunigte er mit Höchstgeschwindigkeit. Beim nächsten Seitengang bog er ab.

Noch während der Flucht gab er an seine Artgenossen den Funkbefehl, die Schaltstation zu stürmen. Non-A 787 wusste, dass sie unbesetzt war, und nur die Konfrontation mit Menschen hätte die Durchführung des Planes gefährden können. Auf robotische Einrichtungen nahmen die null-aphilischen Roboter jedoch keine Rücksicht.

Sie schlossen die Energiesperren kurz und schmolzen die Impulsschlösser der Schotten. Das dauerte wenige Minuten. Als der TARA bei der Schaltstation eintraf, hatten seine Artgenossen sie schon erobert. Vor einem Schott stieß er auf die Überreste aphilischer Kampfroboter.

Non-A 787 wollte die Schaltstation wenigstens so lange halten, bis es gelungen war, einen Funkcode zu senden. Alle Kampfroboter ohne Zellplasma, die in den arktischen Depots eingelagert waren, mussten geweckt werden.

21.

»Die Kampfroboter auf Borneo sind einsatzbereit«, wurde Reginald Bull gemeldet.

Der Regierungschef lächelte kalt. »Dann schickt sie in die Schlacht!«, bestimmte er. »Ich will, dass sie gegen unsere Feinde rücksichtslos vorgehen. Entsprechend soll ihre Programmierung sein. Jedes menschliche Wesen, das sich ihnen entgegenstellt, muss vernichtet werden. Ohne Rücksicht!«

»Darf ich daran erinnern, dass die OGN einen Stützpunkt besitzt, der außerhalb von Borneo liegt?«, wandte Mackojulien ein. »Diese Meldung kam von einem unserer Spezialagenten, dem es als Einzigem gelang, unerkannt zu bleiben. Sein Name ist Andor Casaya. Bisher konnte er aber noch nicht herausfinden, wo dieser Stützpunkt liegt. Wir wissen nur, dass sich die Kranken über einen Transmitter dorthin abstrahlen lassen wollen. Sollten wir nicht doch Gefangene machen, um von diesen zu erfahren, was es mit dem geheimnisvollen Stützpunkt auf sich hat und wo er liegt?«

Bull machte eine wegwerfende Handbewegung. »Was kümmert uns der Stützpunkt? Sobald die Roboter den Transmitter auf Borneo finden und zerstören, haben wir den Verrückten jegliche Fluchtmöglichkeit genommen. Sie sind uns dann hilflos ausgeliefert. Wir werden sie ausrotten, ehe sie Borneo verlassen können.«

»Vorher müssen wir sie finden«, gab ein anderer zu bedenken. »Mit dem Einsatz der Kampfroboter könnten wir aber auch das Gegenteil von dem erreichen, was wir wollen. Nämlich, dass die Null-A ihre Flucht beschleunigen. Sobald sie durch den Transmitter sind, haben wir das Nachsehen.«

»Daran ist etwas Wahres«, musste Bull zugeben. »Ich sehe dennoch keine andere Möglichkeit als einen Blitzeinsatz der Kampfroboter.«

»Es gibt eine andere Möglichkeit«, widersprach ein weiteres Regierungsmitglied. »Ich erinnere an unseren Spezialagenten, den wir jederzeit orten können. Wie schon gesagt, ist es Casaya gelungen, sich unter die Null-A zu mischen. Sie werden ihn zum Transmitter führen, und sobald das geschehen ist, schlagen wir zu. Aber nicht früher. Warten wir mit dem Einsatz der Kampfroboter noch, bis Casaya den Transmitter erreicht hat.«

Die anderen stimmten diesem Vorschlag zu. Bull musste sich der Mehrheit beugen, zumal er selbst einsah, dass sein Plan weniger Erfolg versprechend war.

»Also gut, warten wir ab, was unser Spezialagent erreicht«, sagte Bull.

Der Beschluss war kaum gefasst, da traf die Meldung ein, dass die rebellierenden Roboter eine der Schaltstationen von Imperium-Alpha stürmten.

»Wurde nicht bereits gemeldet, dass dieses Problem gelöst sei?«, wunderte sich Bull.

»Es wurde gesagt, dieses Problem sei so gut wie gelöst«, wurde er berichtigt. »Es kann in Imperium-Alpha nicht mehr als zwei Dutzend Roboter ohne Zellplasma geben. Aber diese wenigen haben sich zusammengerottet, um die Schaltstationen zu erobern.«

»Dann haben sie den Versuch immer noch nicht aufgegeben, Imperium-Alpha zu kontrollieren?« Bull klang spöttisch. »Nun, wenn alle an einem Ort versammelt sind, können wir sie leichter vernichten.«

»Inzwischen könnten sie ihr Vorhaben verwirklicht haben«, erklärte ein Offizier. »Die verrückt gewordenen Roboter hatten gar nicht die Absicht, Imperium-Alpha zu erobern. Durch den Sturm auf die Schaltstation haben wir jetzt Gewissheit. Diese Station ist nicht nur für Funk-

tionen in Imperium-Alpha zuständig, sondern von ihr lassen sich die Roboter kontrollieren, die auf Luna und in der Arktis eingelagert wurden.«

»Demnach suchen sie Verstärkung«, folgerte Bull. »Das muss unter allen Umständen verhindert werden.«

»Wir verfügen über ein starkes Kontingent von Kampfrobotern ...«, begann der Offizier, doch Bull unterbrach ihn.

»Roboter werden nicht viel ausrichten!«, rief der Aktivatorträger. »Bis die sich durchgesetzt haben, wird es den Null-A längst gelungen sein, ihre Artgenossen in der Arktis und auf Luna zu aktivieren. Das sind Hunderttausende. Jegliche Ordnung würde zusammenbrechen.« Bull verließ seinen Platz. »Schicken Sie eine Staffel Ihrer besten Soldaten zu der Schaltstation!«, fuhr er fort. »Ich werde die Aktion selbst leiten.«

»Das wäre zu gefährlich ...«

Bull brachte den Offizier mit einem durchdringenden Blick zum Schweigen. »Das ist überhaupt nicht gefährlich«, erklärte er, »sondern die einzige Möglichkeit, das Problem schnell und endgültig zu lösen. Sie hätten von selbst daraufkommen können, dass es den entarteten Robotern unmöglich ist, auf Menschen zu schießen. Das ist ihr schwacher Punkt.«

Bull suchte den nächsten Transmitterraum auf und ließ sich zu der von den Null-A besetzten Schaltstation abstrahlen. Als er dort ankam, warteten bereits zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Soldaten auf ihn.

Ohne Erklärungen abzugeben, befahl er den Sturm auf die besetzte Schaltstation. Er setzte sich selbst an die Spitze.

Die Korridore ringsum waren von unzähligen Roboterwracks übersät. Die entarteten Maschinen konnten sie aus ihren Verstecken leicht abschießen, denn die angreifenden Roboter waren in ihren Möglichkeiten arg beschnitten. Man hatte sie programmiert, auf die technischen Einrichtungen der Schaltstation Rücksicht zu nehmen.

Bull drang an der Spitze der Soldaten in die Station ein. Einige der entarteten Roboter kamen ihnen entgegen, um sie zu entwaffnen. Das war die einzige Art der Gegenwehr, die ihre Programmierung gestattete. Doch sie gingen dabei so vorsichtig zu Werke, dass sie im konzentrierten Feuer der Angreifer verglühten, bevor sie nur einem Soldaten nahe kommen konnten.

Innerhalb weniger Minuten wurden über ein Dutzend der entarteten Roboterrebellens zu Schrott. Die anderen erkannten, dass sie auf verlorenem Posten standen - und dadurch kam das dritte Robotergesetz zur Anwendung: Sie mussten versuchen, ihre Existenz zu schützen.

Sie flüchteten - und verglühten im konzentrierten Feuer der Strahlwaffen. Aber trotz ihres energischen Einsatzes gelang es den Soldaten nicht, alle Roboter zu zerstören. Bull war sicher, dass zumindest drei entartete Roboter entkommen konnten, kümmerte sich jedoch nicht darum. Die Überprüfung der Schaltstation war vordringlicher. Er musste schnell herausfinden, welche Schaltungen die verrückten Roboter vorgenommen hatten, wollte er Gegenmaßnahmen treffen.

Bull arbeitete in fieberhafter Eile. Selten zuvor hatte ein Aphiliker solche Hektik an den Tag gelegt. Nach einigen Minuten lag das Ergebnis seiner Überprüfung vor.

»Es ist ihnen gelungen, einige tausend der eingelagerten Roboter zu aktivieren«, stellte Reginald Bull fest.

So niederschmetternd dies für ihn sein musste, ihm war keine Gefühlsregung anzumerken.

Das ewige Eis der Arktis schien unberührt wie in den ersten Tagen der Schöpfung. Ein schneidender Wind heulte über das weiße Land und trieb die Schneewolken mit elementarer Kraft vor sich her.

Nichts deutete darauf hin, dass die menschliche Zivilisation bis in diese Hölle unter null vorgedrungen war. Das Eis hielt diese Region im Griff, die kälteklirrende Luft ließ jegliches Leben einfrieren. Weit unter der schneeverwehten Oberfläche, tief ins Eis eingegraben, lag eine große Bastion menschlicher Technik: gewaltige Hohlräume, ummantelt von dicken und widerstandsfähigen Wänden aus Metall und Kunststoff. In diesen Höhlen waren Roboter ohne Plasmazusatz eingelagert worden.

Niemand hatte daran gedacht, diese Parias je wieder zu aktivieren. Durch das fehlende Zellplasma waren sie zu Reliquien der voraphilischen Zeit abgestempelt worden. Hier würden sie bis in alle Ewigkeit ruhen, bis sie in Vergessenheit gerieten ...

Oder doch nicht?

In der vollautomatischen Schaltstation eines der Depots glomm ein schwacher Funke auf. Ein Hauch von Wärme, so schwach, wie er von einem kurzen Funkimpuls erzeugt wurde. Er wurde von der Automatik aufgefangen und an andere Einheiten weitergegeben, und er löste eine wahre Kettenreaktion aus, die mit Lichtgeschwindigkeit um sich griff.

Wo eben noch absolute Stille geherrscht hatte, wurden Geräusche laut. Plötzlich rumorte es überall, bis in die entlegensten Winkel sprang der Funke über und verursachte ungeahnte Aktivitäten.

Wo seit Jahrzehnten alles zu absoluter Reglosigkeit erstarrt war, gab es neue Bewegung. Ein einziger Funkkode hatte bewirkt, dass Speicherbänke ihre Energien abgaben und diese durch sämtliche Anlagen strömten. Nur die Roboter, die zu Tausenden in ihren Nischen ruhten, bewegten sich noch nicht.

Es dauerte nicht mehr lange, dann war der auslösende Funkimpuls überprüft und von der Zentralpositronik als echt befunden worden. Der Weckruf erging an die Roboter. Zu Tausenden richteten sie sich auf, verließen ihre Lagerplätze, sammelten sich und setzten sich in Richtung der Ausgänge in Bewegung.

Auf der Oberfläche barsten dicke Eisschollen. An einigen Positionen über den subarktischen Depots stiegen wirbelnde Dampfsäulen auf. Das Eis wurde von schweren Thermostrahlern geschmolzen.

In der Tiefe zeigten sich schimmernde Metallflächen, mächtige Tore, deren schwere Flügel sich öffneten. Noch bevor sie ganz offen standen, schwebten die ersten Kampfroboter, von Antigravfeldern getragen, ins Freie. Sie erhoben sich in die vom Schneetreiben beherrschte eisige Polarluft.

Die Flut der Roboter schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Zahl derer, die die Lagerhallen bereits verlassen hatten und zielstrebig in südliche Richtung flogen, ging bereits in die Tausende.

Unvermittelt riss der Strom der stählernen Leiber ab, und zwar so abrupt, als sei eine Schranke gefallen oder als hätten die Tore sich wieder geschlossen.

So ähnlich war es auch. Ein Funkimpuls von Imperium-Alpha war empfangen worden, der den Weckruf widerrief. Die Automatik schaltete umgehend ab, die auf ihren Lagerplätzen verbliebenen Roboter wurden nicht aktiviert. Die Roboter, die sich noch in den Lagerhallen befanden und den Ausgängen zustrebten, wurden deaktiviert, die Tore des Depots schlossen sich wieder.

Die Roboter, die sich bereits auf dem Flug in ihr Einsatzgebiet befanden, konnten indes nicht mehr zurückbeordert werden. Es ergingen wohl pausenlos Funkbefehle an sie, sofort zur Basis zurückzukehren, doch die nicht-aphilischen Roboter ohne Plasmazusatz ignorierten die Befehle der Aphiliker.

Für sie besaß der erste Befehl Priorität, der besagte, dass sie ungeachtet aller anderen Ereignisse das Leben von in Not geratenen Menschen zu schützen hatten.

Reginald Bull hatte das Ärgste verhindert, indem er über Funk alle noch in den Depots der Arktis lagernden Roboter erneut deaktivieren ließ. Aber es war ihm nicht mehr möglich gewesen, die bereits in Freiheit befindlichen non-aphilischen Roboter zurückzubeordern. Wie nicht anders erwartet, reagierten sie auf die Befehlsimpulse aus Imperium-Alpha überhaupt nicht.

Es stellte sich heraus, dass rund dreitausend Robotern ohne Plasmasatz die Flucht gelungen war.

Bulls erste Befürchtung, dass sich die Roboter in alle Himmelsrichtungen zerstreuen würden, traf zum Glück nicht zu. Eine Bodenstation auf Kap Tscheljuskin meldete, dass sich der Pulk von dreitausend Robotern entlang des 110. Meridians nach Süden bewegte. Sie flogen mit hoher Geschwindigkeit in einer Höhe von etwa 20 Kilometern.

Sofern die Roboter ihre Richtung beibehielten, würden sie in ungefähr drei Stunden im Luftraum über der ehemaligen Wüste Gobi sein und Terrania City erreichen.

Für Bull bestand kein Zweifel, dass Imperium-Alpha das Ziel der entarteten Roboter war. Wer die Tiefbunkieranlagen beherrschte, die immer noch die technische Nervenzentrale Terras darstellten, hatte die Erde in der Hand.

Aber sie zu erobern war selbst für eine Streitmacht von dreitausend Robotern ein Ding der Unmöglichkeit. Seiner Wichtigkeit entsprechend, war Imperium-Alpha der bestgeschützte Ort der Erde.

Bull sah der kommenden Auseinandersetzung gelassen entgegen. Er empfand den Roboterangriff sogar als willkommene Gelegenheit, die Verteidigungsanlagen von Imperium-Alpha zu testen. Es war lange her, dass sich das Verteidigungssystem der Tiefbunkieranlagen in einem Ernstfall hatte bewähren müssen.

Die Aktion lief in Imperium-Alpha unter der offiziellen Bezeichnung »Testfall Roboterschwarm« und wurde von den Militärs als Manöver begrüßt. Deshalb setzte Bull auch nicht die Raumflotte ein, um dem Vordringen der non-aphilischen Roboter Einhalt zu gebieten. Die Aphiliker ließen den Roboterschwarm unbehelligt und wollten erst zum entscheidenden Vernichtungsschlag ausholen, sobald er über Imperium-Alpha erschien.

Doch diese Rechnung ging nicht auf. Der »Testfall Roboterschwarm« wurde ein Schlag ins Leere.

Kurz vor dem Einflug in den Luftraum von Imperium-Alpha schlug der Roboterschwarm einen Bogen und wich den Abwehrstellungen der Tiefbunkieranlagen aus.

»Das kann nicht möglich sein«, stieß Bull hervor, obwohl er den Flug der entarteten Roboter auf dem Ortungsschirm verfolgte. »Das spricht gegen jede Wahrscheinlichkeit. Warum greifen die Roboter nicht an?«

Die Ratlosigkeit in der terranischen Führungsspitze hielt nicht lange an. Ein Techniker fand heraus, dass die verlängerte Flugroute der Roboter auf Borneo wies. Die Vermutung, dass die dreitausend entarteten Maschinenmenschen den eingeschlossenen Mitgliedern der OGN zu Hilfe eilten, bestätigte sich mit den neuesten Hochrechnungen.

Die Non-A-Roboter von Imperium-Alpha waren über die Vorgänge auf Borneo informiert gewesen. Nun, da dies feststand, zögerte Reginald Bull nicht länger, die eigene Roboterarmee in den Einsatz zu schicken. Gleichzeitig wurden alle verfügbaren Kräfte eingesetzt, um den Schwärm auf dem Flug nach Borneo abzufangen. Bis die Maßnahmen jedoch wirksam wurden, hatten die dreitausend non-aphilischen Roboter bereits den 20. nördlichen Breitengrad überflogen und waren nur noch 1500 Kilometer von Borneo entfernt.

Andor Casaya war tagelang mit verschiedenen Gruppen von Immunen durch den Dschungel geirrt. Sie waren führerlos gewesen, niemand von ihnen gehörte zu den Eingeweihten, die wussten, wo das Tal mit dem Transmitter lag.

Es war nur Zeitverschwendung gewesen, mit diesen Wahnsinnigen den Dschungel zu durchstreifen. Deshalb hatte sich Andor Casaya immer nach kurzer Zeit entschlossen, sich von ihnen zu trennen. Da er nicht einfach verschwinden konnte, ohne sich verdächtig zu machen, hatte er jedes Mal die Soldaten gerufen.

Stets war ein Trupp in Casayas Nähe. Sie orientierten sich an den Funkimpulsen seines Senders. Casaya brauchte ihnen nur einen Wink zu geben - schon waren sie zur Stelle, um die Null-Aphiliker gefangen zu nehmen.

Es gelang immer nur einem zu entkommen. Und dieser eine war Casaya.

Die Gruppe, auf die er zuletzt gestoßen war, bestand aus drei Frauen, vier Männern und zwei Kindern. Sie stammten aus dem Gebiet von Brunei und waren mit umfangreicher Ausrüstung nach Zentralborneo aufgebrochen. Inzwischen besaßen sie nur noch, was sie am Leibe trugen. Sie begegneten Casaya zuerst mit Misstrauen. Aber als er seine rührselige Geschichte von der verlorenen Familie erzählte, wich das Misstrauen tiefem Mitgefühl.

Casaya spielte den gebrochenen Mann, der unter dem Schock des Schicksalsschlags stand. So sorgte er von vornherein dafür, dass niemand zu viele Fragen stellte, bei deren Beantwortung er sich leicht hätte verraten können. Er hatte zwar in den wenigen Tagen, die er unter den Null-A lebte, mehr über ihre Verhaltensweisen gelernt als während seiner monatelangen Ausbildung in Imperium-Alpha, dennoch beherrschte er die Kunst, Gefühle vorzutäuschen, noch lange nicht perfekt. Wenigstens wusste er nun um seine Fehler und konnte sie durch scheinbar tiefsinniges Schweigen überspielen.

Die neunköpfige Gruppe aus Brunei kannte ihr Ziel ebenfalls nicht. Die Frauen und Männer wussten nur, dass irgendwo in Zentralborneo ein Transmitter stand - und zwar im *Unberührten Tal*. Wo dieses Tal lag, davon hatte niemand eine Ahnung. Irgendwo in der Nähe - vielleicht.

Casaya fasste bald den Plan, diese Gruppe in der nächsten Nacht aufzugeben und sein Glück erneut auf eigene Faust zu versuchen. Da trat eine Änderung ein, die ihn seinen Plan verwerfen ließ. Bei Einbruch der Nacht, als sie beschlossen, in einer Erdhöhle das Lager aufzuschlagen, stieß ein verwahrloster Mann zu ihnen. Er war in Lumpen gekleidet, war verdreckt und hatte einen verwilderten Bart. Er war unbestimmbaren Alters, mochte erst vierzig oder schon hundert sein.

Für Casaya war es klar, dass es sich nur um einen Null-Aphiliker handeln konnte. Die anderen schienen misstrauischer zu sein. Der zerlumppte Mann konnte noch sagen, dass er von Roi Danton ausgeschickt worden war, um die verstreuten Splittergruppen zum Transmitter zu führen, dann brach er erschöpft zusammen.

Eine Durchsuchung seiner Kleider brachte eine Waffe, einen Miniatursender, ein Ortungsgerät mit minimaler Reichweite und ein kleines Etui mit dem Foto einer Frau und einem Kind zutage. Vor allem des Fotos wegen fassten die Null-Aphiliker doch Vertrauen. Als der Mann nach einer Weile wieder zu sich kam, berichtete er, dass die meisten Mitglieder der OGN beim Transmitter eingetroffen waren. Roi Danton würde sich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden gezwungen sehen, den Transmitter einzuschalten. Wer nicht rechtzeitig im Tal eintraf, musste auf Borneo zurückbleiben.

Um möglichst vielen Gleichgesinnten zur Flucht nach Porta Pato zu verhelfen, hatte Roi Danton drei Dutzend Lotsen ausgeschickt. Der Mann erklärte, dass das Tal nur noch einen halben Tagesmarsch entfernt war. Als er jedoch zum sofortigen Aufbruch drängte, bestanden die anderen darauf, dass er sich zuerst einmal ausruhen sollte. Sie verschoben den Aufbruch bis zum Morgengrauen.

Casaya gefiel das nicht, aber er wagte keinen Einwand. Obwohl er es kaum noch erwarten konnte, in das Tal zu gelangen und diese Geistesgestörten ausheben zu lassen, fand er sich damit ab, dass die Nacht ereignislos verstreichen würde. Er übernahm die zweite Wache und wartete, bis der Mann eingeschlafen war, den er abgelöst hatte, dann schlich er sich davon. Er kam keine fünfzig Meter weit, als sich jemand auf ihn warf und ihn zu Boden rang. Das Licht einer Taschenlampe blendete ihn, und ein Vibratormesser drückte auf seine Kehle.

»Ich bin Casaya, der Sender«, erklärte er bebend.

»Das wird sich gleich herausstellen«, sagte der Mann hinter der Taschenlampe.

Wenig später ertönten Geräusche. Drei Soldaten erschienen.

»Lassen Sie ihn los!«, befahl eine befehlsgewohnte Stimme.

Das Vibratormesser verschwand aus Casayas Gesichtskreis. Er erhob sich. Jemand kam mit einem Peilgerät zu ihm, hielt es vor seinen Oberschenkel und sagte dann zufrieden: »In Ordnung. Sie sind Casaya. Warum haben Sie die Gruppe verlassen? Sollen wir alle erledigen?«

»Nein, ganz im Gegenteil«, erwiderte Casaya. »Es ist einer zu uns gestoßen, der den Weg zum Transmitter kennt. Ihr müsst uns unbehelligt lassen, damit er uns direkt zu Roi Danton bringt.«

»Wie ist es möglich, dass jemand unbemerkt durch unsere Linien kommen konnte?«, staunte der Soldat.

Casaya grinste. »Die Verrückten sind klüger, als man denkt.«

»Behalten Sie Ihre Weisheiten für sich und kehren Sie zu Ihrer Gruppe zurück, bevor Ihr Verschwinden auffällt.«

»Vorher will ich mit dem Kommandanten unter vier Augen sprechen.«

»Ich bin der Kommandant«, sagte der Soldat. Er gab seinen Leuten einen Wink, sich zurückzuziehen.

Als die anderen außer Hörweite waren, sagte Casaya: »So nahe am Ziel kann ich keinerlei Risiko eingehen. Bisher haben die Null-A gegen mich noch keinen Verdacht geschöpft. Aber das allein genügt mir nicht. Ich möchte, dass sie in mir so etwas wie einen Helden sehen. Das würde den letzten Rest von Misstrauen beseitigen.«

»Hm, verstehe. Wie wollen Sie sich ihre Gunst erkaufen?«

»Zum Beispiel, indem ich die Gruppe aus einer ausweglosen Situation rette. Sie brauchen nur zwei oder drei Ihrer Leute zu opfern, dann bin ich voll in die OGN integriert. Schicken Sie mir drei Männer nach, die Sie entbehren können. Sagen Sie ihnen nur nicht, was sie erwartet.«

»Natürlich nicht. Ich kann von niemandem erwarten, dass er freiwillig in den Tod geht.«

Casaya hatte den Kommandanten für seinen Plan gewonnen. Er begab sich zurück zur Höhle. Wenn er angestrengt lauschte, vernahm er hinter sich das Geräusch schleichender Schritte.

»Onkel Andor ...«

Casaya wirbelte herum. Keine vier Schritte entfernt stand eines der beiden Rinder seiner Gruppe. Es war das Mädchen, sieben Jahre alt.

»Hast du mich erschreckt«, sagte Casaya. Sein erster Gedanke war, das Mädchen als lästige Zeugin zu beseitigen. Womöglich hatte sie sein Gespräch mit den Soldaten belauscht, wie vor einigen Tagen Ainra. Aber wenn man sie tot fand, würde der Verdacht sofort auf ihn fallen, weil er Wache hatte.

»Ich bin aufgewacht«, fuhr das Mädchen fort. »Ich hatte solche Angst und wollte zu dir. Aber du warst nicht da. Wo warst du?«

Casaya hielt die Hand schon am Strahler. Da kam ihm der rettende Gedanke.

»Ich war da«, behauptete er. »Aber ich habe mich einige Schritte vom Höhleneingang entfernt. Als ich zurückkam, merkte ich, dass du verschwunden warst. Also machte ich mich auf die Suche.« Er legte dem Mädchen den Arm um die Schultern und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: »Bin ich froh, dich gefunden zu haben.«

Als sie die Höhle erreichten, kam ihnen schon der Vater der Kleinen entgegen. Casaya übergab sie ihm und flüsterte dabei: »Still! Ich habe wieder ein Geräusch gehört. Geht in Deckung!« Er hob den Thermostrahler, an dessen Lauf ein Scheinwerfer montiert war, und zielte in die Richtung, aus der sich die drei Soldaten nähern mussten. Als er das Geräusch eines knackenden Astes vernahm, schaltete er den Scheinwerfer ein. Drei Gestalten blieben im Lichtkegel wie gebannt stehen.

»Alarm!«, rief Casaya und feuerte. Die überraschten Soldaten hatten keine Chance. Sie wurden von den Thermostrahlen sofort getötet.

»Wir müssen aufbrechen!«, rief Casaya in die Höhle hinein. »Wer weiß, vielleicht sind noch mehr von diesen Hunden in der Nähe.«

Kaum eine Minute später waren alle auf den Beinen. Casaya setzte sich an ihre Spitze und führte sie sicher durch die Linien der Soldaten. Als im Morgengrauen ihr Lotse die Führung übernahm, kam die Mutter des Mädchens zu Casaya und bedankte sich bei ihm dafür, dass er ihre Tochter gerettet hatte.

Casaya war zufrieden. Sein Plan war aufgegangen. Die Null-Aphiliker hatten ihn voll und ganz als einen der ihren anerkannt.

Noch vor Mittag erreichten sie das *Unberührte Tal*. Zuerst dachte Casaya, dass ihr Führer sie getäuscht hatte. Nirgends war auch nur eine

Spur der angeblich in die Tausende gehenden Null-Aphiliker zu entdecken.

Doch als sie den Grund des Tals erreichten und durch die Büsche in die Schlucht eindrangen, beruhigte sich Casaya wieder. Hier unten wimmelte es von Menschen, hier lagerte das Pestgeschwür der Menschheit. Und dort, an der vorgewölbten Felswand, stand der Fluchttransmitter.

Casaya war endlich am Ziel. Er hoffte nur, dass die Soldaten den Kontakt zu ihm nicht verloren hatten und seinen Sender weiterhin anpeilten. Jetzt konnten sie zuschlagen, sie durften nur nicht zu lange zögern. Noch war der Transmitter nicht eingeschaltet. Die Kranken waren in der Schlucht wie Schlachtopfer versammelt.

Mitten in Casayas Gedanken drang eine Stimme. Sie kam ihm vertraut vor. Sie rief ihn. »Andor Casaya! Dass du es doch noch geschafft hast!«

In der Menge tauchte der alte Indoterraner auf, der Casaya aus Bandarja fortgebracht hatte. Casaya wäre am liebsten geflohen. Er sah sich in der Falle.

Der Alte erreichte ihn. Seine Wiedersehensfreude schwand, er setzte eine sorgenvolle Miene auf. »Ist Ainra bei dir? Bist du ihr auf dem Weg hierher nicht begegnet?«

Casaya verspürte Erleichterung. Also hatte es das Mädchen, das ihm als Einzige gefährlich werden konnte, doch nicht geschafft. »Tut mir Leid, Djak«, sagte er mit falschem Bedauern. »Ich dachte, Ainra sei bei euch.«

Der Alte schüttelte müde den Kopf. In diesem Augenblick ertönte aus dem Gestrüpp über der Schlucht ein Ruf.

»Roboter greifen an! Sie kommen von allen Seiten!«

22.

»Roboter greifen an, zu Tausenden!« Roi Danton hörte die alarmierende Meldung, als er mit seinem Freund Jörgе Makalau und einem halben Dutzend Unterführern eine Lagebesprechung abhielt. Er rannte sofort zur provisorischen Funk- und Ortungsstation in einer der Höhlen. Seine Vertrauten folgten ihm. Auf den Monitoren, von denen einige Ausschnitte des Himmels über dem Tal zeigten, waren unzählige kleine Pünktchen aufgetaucht. Die Ortung ergab, dass es sich um TARA-Kampfrobooter handelte.

Es waren tatsächlich einige tausend, die in den Luftraum des Tals einflogen. Sie formierten sich in einer Höhe von tausend Metern. Über ihnen kreuzten Kampfgleiter.

»Verdammt!«, fluchte Danton.

»Worauf wartest du denn noch?«, drängte Makalau. »Gib endlich den Befehl, den Transmitter einzuschalten!«

»Jetzt haben wir keine andere Wahl mehr«, stimmte Danton zu. Er gab einem der Männer den Auftrag, den Kode abzustrahlen, der die Bedienungsroboter veranlassen würde, den Transmitter zu aktivieren.

»Wieso haben uns die Roboter so schnell gefunden?«, wollte Makalau wissen. »Selbst mit einer umfangreicheren technischen Ausrüstung hätten wir das Tal nicht besser tarnen können.«

»Es muss Verrat im Spiel sein«, behauptete Danton.

»Du glaubst hoffentlich nicht, dass einer von uns ...«

Danton winkte ab. »Erinnert euch daran, dass einige Gruppen auf dem Weg hierher von aphilischen Spezialagenten in die Falle gelockt wurden. Möglicherweise ist es einem Aphiliker gelungen, in das Tal einzudringen.«

»Wir haben alle Leute überprüft«, widersprach Makalau.

»Dennoch möchte ich, dass jeder nochmals unter die Lupe genommen wird, bevor er durch den Transmitter geht«, sagte Danton. »Wir müssen verhindern, dass der Verräter nach Porta Pato gelangt, sonst finden wir auch dort keine Ruhe vor den Jägern.«

Dantons Leute machten sich auf den Weg zum Transmitter. Nur Jörg Makalau blieb bei ihm zurück.

Auf den Monitoren war zu sehen, dass die Roboter tiefer sanken. Auf den Schirmen der Energie- und Massetaster blinkten kreisförmige Lichtpunkte. Das bedeutete, dass die Soldaten rund um das Tal schwere Geschütze aufgefahren hatten. Niemand würde die Umzingelung durchbrechen können. Der Transmitter bedeutete die einzige Fluchtmöglichkeit.

Als Danton und der Indoterraner die Höhle verließen, spannte sich zwischen den Transmittersäulen bereits ein flimmerndes Energiefeld. Die Kontrollen zeigten Grünwerte. Das bedeutete, dass schon gesendet wurde.

Vor dem Transmittersockel stauten sich die Immunen. Roboter waren bemüht, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Aber die Menschen wussten ohnehin, dass nur ein reibungsloser Ablauf der Rettungsaktion ihre Flucht beschleunigte. Sie stiegen in Gruppen zu fünfzehn die Stufen zum Transmitter hoch, warteten, bis der Schutzschirm stand, der

Fremdkörper und Fremdenergie abhielt, und schritten dann schnell durch das Transmitterfeld.

Die vier Roboter an den Bedienungsgeräten arbeiteten präzise. Sie waren die Gewähr dafür, dass es keine Pannen gab.

Danton erblickte Sylvia Demmister und Sergio Percellar, die beim Transport von Verwundeten halfen. Obwohl rund um den Transmitter dichtes Gedränge herrschte, machte jeder Platz und ließ den Verwundeten den Vortritt.

Danton und Makalau hatten schon seit Tagen ihre Kampfanzüge nicht mehr abgelegt. Mit Hilfe der Antigravprojektoren schwebten sie in der Schlucht empor und arbeiteten sich durch das Dickicht, das den schmalen Einschnitt bedeckte, bis sie ins Freie kamen.

Einen Vorposten, dem sie begegneten, schickten sie zu den anderen. Makalau forderte über Sprechfunk alle Wachen auf, sich beim Transmitter einzufinden. Nun, da ihr Stützpunkt ohnehin entdeckt war, erfüllten sie keinen Zweck mehr.

Die Tausende von Kampfrobotern, die den Luftraum über dem Tal beherrschten, boten ein erschreckendes Bild. »Wenn sie jetzt zuschlagen, müssen viele von uns sterben, bevor sie durch den Transmitter gehen können«, warnte der Indoterraner. »Mit unseren unzulänglichen Verteidigungsanlagen werden wir sie nicht lange aufhalten können.«

Danton antwortete nicht. Im Tal waren drei Dutzend Geschütze verteilt - zu wenig, eine solche Übermacht wirksam zu bekämpfen.

»Ich frage mich, warum die Aphiliker so lange zögern, die Roboter in die Schlacht zu werfen«, sagte Makalau.

»Sollen sie nur«, stieß Danton zerknirscht hervor. »Jede Minute, die wir gewinnen, rettet Menschenleben.« Längst bereute er, das Tal nicht durch umfangreichere Verteidigungsanlagen geschützt zu haben. Aber mit einer solchen Offensive hatte niemand rechnen können.

»Trotzdem ... ich verstehe nicht, warum die Roboter nicht einfach angreifen. -Jetzt!«

Sekundenbruchteile vor Makalaus Ausruf hatten sich die Kampfroboter in Bewegung gesetzt. Doch sie senkten sich nicht ins Tal herab, sondern strebten sternförmig auseinander und flogen dann nach Norden.

»Ein zweiter Roboterschwarm ist aufgetaucht!«, ertönte eine aufgeregte Stimme über Funk. »Dieser zweite Schwarm nähert sich mit hoher Geschwindigkeit von Norden und muss uns jeden Augenblick erreichen. Es sieht fast so aus ...« Die weiteren Worte hörte Danton nicht mehr. Denn schon erschienen die ersten Roboter des zweiten Schwarms über den Hügeln, die das Tal im Norden abgrenzten. Sie rasten in Keil-

formation heran, gerade so, als wollten sie die Phalanx der TARA-Roboter sprengen.

»Das ist keine Verstärkung«, behauptete Makalau und griff nach Dantons Arm. »Wenn mich meine Augen nicht täuschen, formieren sich die Roboter des ersten Schwarms zum Angriff auf die anderen.«

So war es. Die Roboterschwärme schossen aufeinander zu, erste Energieentladungen blitzten auf. Im nächsten Moment stand der Himmel über dem *Unberührten Tal* in Flammen.

»Diese Roboter muss uns der Himmel geschickt haben!«, rief Roi Danton überschwänglich. »Wir bekommen doch noch den Vorsprung, den wir brauchen, um alle nach Porta Pato abstrahlen zu lassen.«

Sie schwebten auf ihren Antigravfeldern wieder in die Schlucht hinab, während über ihnen die Roboterschlacht tobte.

Andor Casaya musste hilflos ansehen, wie eine Gruppe nach der anderen vom Transmitter an das unbekannte Ziel abgestrahlt wurde. Auf diese Weise waren bereits Hunderte von Null-Aphilikern aus dem Tal fortgebracht worden.

Warum griffen die Roboter nicht endlich an? Sie konnten dieses Häufchen Kranker in einem einzigen Handstreich vernichten.

Warum zögerten sie so lange, die Rattenbrut zu vertilgen?

Andor Casaya erhielt gleich darauf die Antwort. »Ein zweiter Roboterschwarm hat die aphilischen Kampfroboter angegriffen!« Der Ruf verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Casaya wollte das nicht glauben, er argwöhnte, dass Danton diese Parole ausgegeben hatte, um seine in die Enge getriebenen Leute nicht verzweifeln zu lassen.

Aber dann zuckten über dem Blätterdach Leuchterscheinungen auf - und erloschen nicht wieder. Ferne Explosionen erklangen - und der Kampfplärm verstummte ebenfalls nicht mehr. Casayas Zweifel verflogen. In der Höhe tobte eine Schlacht, während die Kranken ungehindert fliehen konnten.

Er musste eingreifen, sollte seine Arbeit nicht umsonst gewesen sein. Schon mussten an die tausend Null-Aphiliker das Transmitterfeld passiert haben. Und niemand wusste, wo ihr Ziel lag.

Als Casaya den Führer der OGN wenige Meter vor sich sah, fasste er den Entschluss, ihn mit Waffengewalt in dem allgemeinen Durcheinander zu entführen. Ein gewagtes Unternehmen, aber es konnte gelingen.

Doch gerade als Casaya sich einen Weg durch die Menge bahnte, tauchte eine Frau auf, die einen Verwundeten stützte.

»Kamerad, hilf mir!«

»Ich ...« Casaya wollte an ihr vorbei, doch sie packte ihn mit ungewöhnlich festem Griff am Arm.

»Willst du einem Menschen in Not deine Hilfe versagen, Kamerad?«

»Nein, Verzeihung, ich ...«, stammelte Casaya und fasste den Mann, dessen Beine notdürftig geschient waren, auf der anderen Seite unter der Achsel. Dabei sah er sich die Frau genauer an.

Sie war klein und wirkte in dem Tarnanzug ziemlich untersetzt. Aber wenn sie sich bewegte, warf ihre Kleidung an manchen Stellen Falten, während sich an anderen ihre Formen abzeichneten. Sie war sehr weiblich und sprach Casaya selbst in dieser Situation sexuell an. Ihre Haut war ungewöhnlich hell, und das rote Haar stand zu ihren dunklen Augen in starkem Kontrast.

»Wer bist du?«, fragte sie, während sie den Verwundeten durch die Menge zum Transmitter trugen.

»Andor Casaya ...«

»Der Held?«, meinte sie anerkennend und fügte erklärend hinzu: »Djak hat mir erzählt, dass du unter Einsatz deines eigenen Lebens eine Gruppe vor den Soldaten gerettet hast. Ich heiße Sylvia Demmister und bin der weibliche Teil des *Buches der Liebe*.«

Casaya hätte den Verwundeten beinahe losgelassen, als ihm die Frau eröffnete, wer sie war. Auf der ganzen Welt wurde fieberhaft nach jenen gesucht, die dieses *Buch der Liebe* auswendig kannten und seinen Inhalt wie Gift in die Hirne der Menschen säten. Und nun war er einem solchen *lebenden Buch* ganz nahe.

Es wäre verlockend gewesen, die Gelegenheit zu ergreifen und die Frau zu töten. Das würde vielleicht sogar unbemerkt bleiben.

»Was ist los mit dir, Kamerad?«, fragte Sylvia Demmister misstrauisch. »Seit du weißt, wer ich bin, wirkst du verstört.«

Er versuchte ein Lächeln. »Ich habe schon viel von dir gehört, und das hat mich beeindruckt...«

Hatte sie Verdacht geschöpft?

Sie erreichten den Transmitter. Die Männer machten für den Verwundeten Platz. Sylvia Demmister traf Anstalten, sich zurückzuziehen, aber Casaya hatte plötzlich kein Interesse mehr, ihr zu folgen. Musste es nicht seine vordringlichste Aufgabe sein, herauszufinden, wo der Geheimstützpunkt der OGN lag? Vor allem, da bereits über tausend Kranke abgestrahlt worden waren?

Hier in Zentralborneo stand er, Casaya, auf verlorenem Posten. Bis die Roboterschlacht beendet war, würden alle Null-Aphiliker längst ge-

flüchtet sein. Wenn es ihm aber gelang, sich mit ihnen nach Porta Pato abstrahlen zu lassen, konnten die Truppen über ihn den Stützpunkt ausfindig zu machen.

Unaufhaltsam verschwanden diese Verrückten durch das Transmitterfeld. Die Reihe kam an den Verwundeten, den Casaya transportiert hatte. Niemand schien etwas dabei zu finden, dass er selbst inmitten von Frauen und Kindern die Stufen emporstieg ...

Plötzlich spürte er wieder den festen Griff am Arm. »Aber, aber«, sagte Sylvia Demmister mit leichtem Spott. »Ist unser Held gar müde?«

Er wandte sich ihr zu und sah das Funkeln in ihren Augen. War das eine Herausforderung? Wenn er nur die Gefühlsäußerungen der Kranken besser deuten könnte. Er sollte die Frau wirklich töten. Sofort - und sich dann vom Transmitter zu dem Geheimstützpunkt abstrahlen lassen. Das wäre das Vernünftigste gewesen. Aber er verpasste den richtigen Zeitpunkt.

Während er an Sylvia Demmisters Seite zurückging, sah er, wie etwas durch das Dickicht über der Schlucht brach und dann, langsamer werdend, herabschwebte und schließlich sanft landete. Casaya hatte nur erkennen können, dass es sich um einen Roboter handelte, der eine scheinbar leblose Gestalt in den Armen hielt. Danach wurde ihm von der Menge die Sicht verstellt.

Dennoch blieb er nicht lange im Ungewissen über diesen Vorfall. Die Nachricht breitete sich schnell aus, und bald wusste es jeder in der Schlucht.

»Einer der Roboter, die uns zu Hilfe gekommen sind, hat Ainra aus den Händen der Aphiliker gerettet.«

Das traf Casaya wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wenn es ihm nicht gelang, die Indoterranerin zum Schweigen zu bringen, würden bald alle erfahren, wer er war.

Ainra besaß gerade noch die Kraft zu erzählen, wie sie gerettet worden war, bevor sie das Bewusstsein verlor.

Sie hatte versucht, die feindlichen Linien zu durchbrechen und ins Tal zu gelangen. Doch man hatte sie gefangen genommen. Viel Mühe, sie zu verhören, machten sich die Soldaten erst gar nicht. Sie wurde zum Tode durch Erschießen verurteilt. Das Exekutionskommando trat zusammen, während im Luftraum die Roboterschlacht tobte. Noch bevor die Soldaten Ainra hinrichten konnten, landete eine Gruppe von bunt zusammengewürfelten Robotern. Einer der Maschinen gelang es,

Ainra zu retten, während die anderen im Feuer der Aphiliker verglöh-
ten.

»Bringt sie in ein Lazarett!«, verlangte Roi Danton.

Casaya folgte ihr unauffällig.

Danton blieb mit Makalau und anderen bei dem Roboter zurück, der Ainra gebracht hatte. Es handelte sich um ein Modell ohne Plasmazusatz.

»Wie kam es zu deinem Einsatz?«, wollte Danton wissen. »Soweit ich informiert bin, wurden schon vor Jahrzehnten alle Roboter ohne Bioplasma eingelagert.«

Aus der Antwort des Roboters erfuhr er die Zusammenhänge. Wie es einigen Robotern in Imperium-Alpha gelungen war, sich ihres Zellplasmas zu entledigen, wie sie gegen die aphilischen Beherrscher rebelliert und von dem Vernichtungsschlag gegen die OGN auf Borneo erfahren hatten.

»Solange es solche Roboter gibt, ist die Menschheit nicht verloren«, sagte Danton zufrieden.

»Wenn ich hier nicht mehr gebraucht werde, möchte ich wieder in den Kampf eingreifen, Herr«, sagte der Roboter mit seiner nüchternen, unpersönlichen Stimme.

»Du wirst nicht mehr gebraucht«, bestätigte Danton.

Der Roboter schoss senkrecht in die Höhe, durchbrach das Blätterdach über der Schlucht und verschwand. Die Schlacht tobte mit unverminderter Härte - und in der Schlucht schrumpfte die Menge, die sich um den Transmitter versammelt hatte, rasch zusammen.

»Wie lange, glaubst du, werden die null-aphilischen Roboter der Übermacht noch trotzen können, Roi?«, fragte Makalau.

»Lange genug, hoffe ich.« Roi Danton war mit den Gedanken bereits ganz woanders. Er entsann sich der Worte, die Ainra gesagt hatte, bevor sie die Besinnung verloren hatte: »Der Verräter ist...« Niemand außer ihm schien den unvollendeten Satz gehört zu haben. Wusste Ainra wirklich, wer der Verräter unter ihnen war? Und wusste der Verräter, dass Ainra ihn entlarven konnte?

Danton ließ seine Leute einfach stehen und lief in Richtung der Lazarette davon. Er wurde sich voll Entsetzen bewusst, welcher Leichtsinn es gewesen war, Ainra keinen Bewacher zuzuteilen.

Gleichzeitig näherte sich hundert Meter entfernt Andor Casaya dem Zelt, in dem die Indoterranerin lag. Niemand nahm von ihm Notiz.

Vor dem Zelt standen keine Wachen. Bei der Bewusstlosen war nur Sylvia Demmister zurückgeblieben. Casaya schnitt eine Grimasse, die

ausdrücken sollte, was er von Frauen hielt. Er blickte sich noch einmal um, vergewisserte sich, dass niemand ihn beobachtete, und betrat das Zelt.

Ainra lag auf einer Antigravtrage. Sylvia Demmister stand neben ihr und verfolgte die Anzeige eines Diagnosegeräts. Sie blickte nur kurz auf, als Casaya kam.

»Wie geht es Ainra?«, fragte er.

»Eigentlich fehlt ihr nur Ruhe«, antwortete Sylvia Demmister gleichmütig. »Sie ist kurz aufgewacht, aber ich gab ihr eine Beruhigungsspritze.«

»Hat sie etwas gesagt, als sie wach war?«, wollte Casaya wissen.

»Sie nannte Ihren Namen.«

»Hat sie sich also doch an mich erinnert«, murmelte Casaya scheinbar bewegt. »Wir waren nur kurz zusammen. Aber dabei sind wir uns menschlich sehr nahe gekommen, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ich verstehe.« Sylvia Demmister warf Casaya einen seltsamen Blick zu, den er einfach nicht deuten konnte. Dabei sagte sie: »Wenn Ihnen so viel an Ainra liegt, ist es sicher nicht zu viel verlangt, wenn ich Sie bitte, sich um sie zu kümmern. Ich habe anderweitig zu tun.«

»Gehen Sie nur«, meinte Casaya. »Ich werde Ainra behüten wie meinen Augapfel.« Diese Phrase hatte er während der Ausbildung gelernt. War sie übertrieben? Egal, Sylvia fiel darauf herein. Wie leicht doch diese Kranken zu täuschen waren, wenn man nur wusste, wie man sie behandeln musste.

Sylvia Demmister verließ das Zelt. Draußen lief sie Danton beinahe in die Arme.

»Wie geht es Ainra?«, fragte er und packte Sylvia an der Schulter. »Sie ist in größter Lebensgefahr, wenn ...«

Sylvia schüttelte nur den Kopf. In dem Moment sah Danton durch den Zelteingang einen Blitz wie von der Entladung einer Strahlwaffe. Er ließ Sylvia stehen und stürzte ins Zelt.

Ainra lag noch immer auf der Antigravliege. Sie hatte sich auf einer Hand halb aufgestützt, während sie mit der anderen Hand einen Strahler hielt. Zwei Schritte vor ihr sank ein Mann in sich zusammen. Eine Waffe entglitt seinen starr werdenden Fingern. Als er sich halb um die eigene Achse drehte, bevor er auf dem Boden aufschlug, bemerkte Danton das hässliche Loch in seiner Stirn.

»Das ist der Verräter, den du suchst, Roi.« Ainra schwang sich von der Liege. »Er dachte, Sylvia hätte mir eine Beruhigungsspritze gegeben, und glaubte, leichtes Spiel zu haben.« Sie kam zu dem Toten und stieß ihn mit

dem Fuß an. »Er heißt tatsächlich Andor Casaya. Von den Soldaten, die mich erschießen wollten, erfuhr ich, dass er im Oberschenkel einen Miniatursender trägt. Sie konnten ihn jederzeit anpeilen und fanden deshalb das Tal. Wenn er durch den Transmitter gegangen wäre ...«

»Spekulationen darüber erübrigen sich«, unterbrach Danton sie. »Es wird Zeit, dass auch wir uns absetzen.«

Vor dem Transmitter standen nur noch wenige Menschen. Über ihnen war der Kampflärm leiser geworden, Explosionsblitze leuchteten nur noch sporadisch auf.

Die Roboterschlacht ging zu Ende.

Sylvia Demmister und Sergio Percellar durchschritten das Transmitterfeld Hand in Hand. Sie kamen in einer gewaltigen Kuppelhalle heraus, die außer dem Empfangstransmitter keine technische Einrichtung aufwies. Der höchste Punkt der Kuppeldecke lag gut hundert Meter über ihnen, der Raum hatte einen Durchmesser von etwa zweihundert Metern. Angesichts dieser gewaltigen Größe wirkten die Menschen darin winzig und verloren.

Das verhaltene Stimmengewirr hörte sich wie das Summen von Insekten an. Die Erleichterung darüber, dass alle den Hexenkessel Borneo verlassen hatten, wich bald der Ratlosigkeit. Immer öfter wurde die Frage laut, wo man sich befand. Aber niemand schien diese Frage beantworten zu können. Und die Eingeweihten schwiegen.

»Ich vermute fast, dass es sich hier um die Überreste einer versunkenen Kultur handelt«, meinte Percellar.

»Vielleicht befinden wir uns gar nicht mehr auf der Erde«, sagte Sylvia Demmister, »vielleicht auf einer Welt im Mahlstrom?«

Sergio schüttelte den Kopf. »Ein Transport über solche Entfernungen hinweg hätte die Kapazität des Transmitters überstiegen. Wir sind noch auf Terra, das hat Roi durchblicken lassen. Aber wozu die Spekulationen? Wir werden bald Gewissheit bekommen.« Er deutete mit dem Kopf in Richtung Transmitter, wo die letzte Gruppe mit Roi Danton materialisierte. Nun waren alle Immunen, die den Weg ins *Unberührte Tal* gefunden hatten, in Sicherheit.

Das Stimmengewirr in der Kuppelhalle wurde leiser. Aller Blicke richteten sich auf Roi Danton, der den Bedienungsrobotern ein Zeichen gab. Das Transmitterfeld fiel in sich zusammen.

»Mit der Unterbrechung der Transmitterverbindung wurde der Sendetransmitter auf Borneo zerstört«, erklärte Danton. Seine Stimme

hallte von den Wänden wider und war überall in der Kuppelhalle deutlich zu hören. »Die Aphiliker haben keine Möglichkeit, uns zu folgen, alle Spuren wurden verwischt. Ich kann mir vorstellen, dass jeder wissen will, wo wir uns befinden. Einige werden schon erkannt haben, dass dieses Bauwerk nicht von Menschenhand stammt. Nun, das ist nur bedingt richtig. Es ist ein Überbleibsel der lemurischen Zivilisation - und genau gesehen waren auch die Lemurer Menschen.«

Ein Gemurmel erhob sich, das sofort wieder verstummte, als Roi Danton fortfuhr: »Diese imposante Halle ist nur ein kleiner Teil einer lemurischen Festung, von denen es acht gibt, die kreisförmig um eine Stadt herum angeordnet waren. Die Kuppeln sind alle noch intakt, ihre technischen Einrichtungen funktionieren einwandfrei. Nur die Stadt ist nicht mehr. Als diese Anlagen einst in den Meeresfluten versanken, wurde sie zerstört. Sie alle werden noch genauere Informationen über unser neues Domizil erhalten. Aber damit Sie sich schon jetzt eine gewisse Vorstellung machen können, wo wir uns befinden, sage ich, dass die lemurischen Festungsanlagen an der Westküste Mittelamerikas im Stillen Ozean liegen, in der Nähe der mexikanischen Revilla-Gigeto-Inseln, etwa auf dem 10. nördlichen Breitengrad und 90 Grad westlicher Länge.«

Als Danton geendet hatte, erhob sich wieder das Gemurmel. Die Immunen befanden sich in Sicherheit, und das war das Wichtigste. Noch fragte niemand, wie das Leben in der Tiefseestation weitergehen sollte, wie lange man sich verstecken musste. Wie lange man überhaupt vor den Aphilikern versteckt bleiben konnte. Diese Probleme würden den Flüchtlingen erst nach und nach bewusst werden.

Im Augenblick waren sie über die glückliche Rettung froh.

Roi Danton stieg vom Transmittersockel herab. Sylvia Demmister und Sergio Percellar schlossen sich ihm an.

»Sind wir hier wirklich vor dem Zugriff der Aphiliker sicher?«

»Sicherer könnten wir gar nicht sein«, erklärte Danton. »Bekanntlich besaß unser Transmitter einen Modulations-Reflektor, der das Entstehen von Strukturschocks verhinderte. Die Aphiliker konnten den Transport daher nicht anmessen.«

»Ich habe auch gar nicht daran gedacht, dass uns die Aphiliker orten könnten«, erwiderte Sylvia Demmister. »Aber sie werden den gesamten Erdball nach uns absuchen und im Zuge ihrer Nachforschungen zwangsläufig alle lemurischen Stützpunkte überprüfen.«

Roi Danton lächelte. »Sie können nur die lemurischen Festungen überprüfen, die ihnen bekannt sind«, erklärte er.

Bis auf die wenigen Eingeweihten blickten ihn alle erstaunt an. Es

war schließlich Sergio Percellar, der die schon greifbare Frage aussprach: »Soll das heißen, dass diese lemurische Station nicht bekannt ist? Dass nicht einmal Reginald Bull von ihrer Existenz weiß?«

»Genau das meine ich«, bestätigte Danton. Da ihn die Umstehenden immer noch fragend anschauten, fuhr er fort: »Mir scheint, ich komme um eine Erklärung nicht herum. Na schön. Ein gewisser Alberto Pato, nach dem dieser Stützpunkt benannt wurde, stieß kurz vor der Flucht von Erde und Mond aus dem Solssystem auf die versunkene lemurische Stadt und in weiterer Folge auf die tadellos erhaltenen Festungsanlagen. Es gelang ihm, in einen der acht kreisförmig angeordneten Bunker einzudringen, und er stellte fest, dass sogar noch atembare Luft vorhanden war. Aber das nur nebenbei... Alberto Pato erstattete seinerzeit Perry Rhodan persönlich Bericht. Da ich zufällig dabei war, erfuhr ich die Koordinaten des Stützpunkts. Sie wurden streng geheim gehalten und später ad acta gelegt, weil es Wichtigeres zu tun gab, als sich um die Überreste der lemurischen Zivilisation zu kümmern. Jedenfalls behielten mein Vater und ich das Geheimnis für uns, weil auch in späteren Jahren keine Veranlassung bestand, die Tiefseeanlagen zu erforschen. Erst nach Ausbruch der Aphilie erkannte ich, dass diese Festung ein ideales Hauptquartier der OGN wäre. Nun - und jetzt sind *wir* hier. Ihr könnt also beruhigt sein, dieser Stützpunkt ist den Aphilikern unbekannt.«

»Das ist schön und gut«, warf Sylvia Demmister ein. »Aber selbst wenn die Station noch unbekannt ist, kann sie wegen ihrer Größe und Ausdehnung gefunden werden. Wenn die Wahrscheinlichkeit auch nicht groß ist, wir müssen damit rechnen.«

»Der weibliche Teil unseres *lebenden Buches* will es wieder einmal genau wissen«, seufzte Danton. »Natürlich wurde für den Fall vorgesorgt, dass unser Versteck entdeckt wird. Ich sagte schon, dass die lemurischen Festungen intakt sind und alle Einrichtungen funktionieren. Dazu gehören auch die Verteidigungseinrichtungen. Diese haben ein solches Vernichtungspotential, dass wir damit die Erde aus den Angeln heben könnten. Und darauf werden es nicht einmal die Aphiliker ankommen lassen. Deshalb sind wir vor ihnen sicher, selbst wenn sie unser neues Hauptquartier aufspüren.«

Sylvia Demmister nickte zögernd.

»Hat Roi dich endlich überzeugt?«, erkundigte sich Sergio Percellar mit leichtem Spott.

»Ja« sagte Sylvia. »Ich glaube nun auch, dass es für uns kein besseres Versteck als Porta Pato geben kann.«

»Nachdem alle Bedenken zerstreut sind, können wir darangehen,

uns häuslich einzurichten«, sagte Roi Danton. »Wir haben hier alles, was wir benötigen, um selbst einer jahrzehntelangen Belagerung trotzen zu können. Ich möchte aber alle dringend ersuchen, sich nur in den speziell gekennzeichneten Gängen und Räumen aufzuhalten. Der weitest- aus größte Teil der Festung ist unerforscht, und es ist damit zu rechnen, dass eine Menge Überraschungen auf uns warten ...«

Langsam gewöhnten sich die Männer und Frauen an den Gedanken, dass die lemurischen Anlagen für eine unbestimmte Zeit ihre neue Heimat sein würden. Niemand konnte sagen, für wie lange. Alle hatten den festen Willen, weiterhin mit ungebrochener Kraft gegen die Aphilie zu kämpfen, bis die terranische Menschheit von dieser Geißel befreit war.

Seit es Non-A 787 gelungen war, mit zwei seiner null-aphilischen Artgenossen aus der Schaltstation zu entkommen, hatte er sich ständig auf der Flucht vor seinen Jägern befunden. Nun war er allein. Die anderen, von denen er sich aus Sicherheitsgründen schnell getrennt hatte, waren von den Aphilikern gestellt worden. Er hatte ihre letzten Funkimpulse vor der Vernichtung aufgefangen. Er wusste nicht, ob noch weitere Non-A die Vernichtungswelle überstanden hatten. Vielleicht schirmten sie sich nur besser ab.

Jedenfalls schien das Ende der Rebellion der nicht-aphilischen Roboter gekommen zu sein. Dennoch konnte Non-A 787 sich nicht mit den Gegebenheiten abfinden. Seine Programmierung verlangte, dass er der in Not geratenen Menschheit half. Und das würde er bis zu seinem Ende tun.

Der Roboterrebell machte noch einen Versuch, weitere Maschinenmenschen als Verbündete zu gewinnen. Aber er konnte es nicht mehr wagen, seine aphilischen Artgenossen dazu zu bringen, sich selbst ihres Bioplasmazusatzes zu entledigen.

Die Aphiliker hatten nicht nur die Methoden zur Entlarvung von Robotern ohne Zellplasma verfeinert, sondern sie hatten auch viele aphilische Roboter umprogrammiert, dass sie auf Versuche von Beeinflussung mit ihren Waffen reagierten. Auf diese Weise waren die beiden anderen non-aphilischen TARA-Roboter vernichtet worden. Non-A 787 wollte aus ihren Fehlern lernen.

Deshalb blieb ihm nur noch die Möglichkeit, die Roboter in den Bereitschaftsräumen aufzusuchen, um sie durch einen gewaltsamen Eingriff in seinem Sinne zu verändern. Doch es war schon ein gefährliches Unterfangen, bis zu einem der Bereitschaftsräume vorzudringen. Der

non-aphilische TARA musste sich wiederholt vor patrouillierenden Soldaten und wachhabenden Kampfrobotern verbergen.

Endlich gelang es ihm, einen Bereitschaftsraum zu betreten. Dort standen zwei Dutzend TARA-III-UH abrufbereit. Sie waren nicht eigentlich abgeschaltet, nur ihre Funktionen waren lahm gelegt. Sie nahmen nichts von dem wahr, was um sie her vorging, und wurden erst wieder aktiv, sobald ein Funkkode ihren Einsatz verlangte.

Non-A 787 wandte sich dem nächststehenden Roboter zu und schloss ihn kurz. Danach konnte er mit der Demontage beginnen. Er nahm sich nicht die Mühe, die Brustplatte seines Artgenossen fachgerecht abzunehmen, sondern schnitt sie einfach heraus.

Da die Hülle eines Kampfroboters dieses Typs jedoch aus widerstandsfähigem Ynketerk-Verdichtungsstahl bestand, bedurfte es einer ungeheuren Energieentwicklung, sie zum Schmelzen zu bringen. Dabei wurden Temperaturen frei, die auf weniger widerstandsfähige Einrichtungen des Roboters schädliche Auswirkungen haben konnten.

Non-A 787 hatte das bedacht, dennoch war er nicht sicher, ob mit dem biologischen Zellplasma des von ihm bearbeiteten Roboters auch die Balpirol-Halbleiter verglühten. Nicht ausgeschlossen war zudem, dass die Positronik selbst in Mitleidenschaft gezogen wurde. Obwohl er mit solchen Nebeneffekten rechnen musste, führte er sein Vorhaben durch. Das heißt, er kam nicht über einen ersten Versuch hinaus.

Kaum setzte er den Impulsstrahler ein, die Temperatur im Roboter-Bereitschaftsraum war nur um wenige Grade gestiegen, wurde Alarm ausgelöst.

Bewegung kam in die Bereitschaftsroboter.

Der erste und vielleicht auch letzte non-aphilische Roboter von Imperium-Alpha ließ umgehend von seinem Vorhaben ab und wandte sich zur Flucht. Der Angriff seiner aphilischen Artgenossen konnte seinen Paratron-Schutzschirm nicht mehr durchschlagen.

Auf dem Korridor wurde er von Soldaten gestellt. Sie kreisten ihn ein und schnitten ihm den weiteren Fluchtweg ab.

Zuerst fand der TARA es unlogisch, dass sie keine Waffen auf ihn richteten. Dann ortete er durch eine Strukturlücke seines Schutzschirms, dass um ihn herum ein starkes Fesselfeld aktiv wurde.

Noch besaß er die Möglichkeit, durch Einsatz seines Waffenpotentials dieser Falle zu entrinnen. Doch ehe er dieses Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, sagte einer der Soldaten: »Wenn du versuchst, das Fesselfeld zu sprengen, wird eine Bombe gezündet. Dann müssen wir alle mit dir sterben.«

Das brach den Widerstand des non-aphilischen Kampfroboters. TARA-III-UH 787 schaltete seinen Schutzschirm ab. Die Soldaten näherten sich ihm von allen Seiten. Noch bevor er kurzgeschlossen wurde, empfing Non-A 787 einen Funkspruch aus Borneo. Er stammte von den letzten nicht-aphilischen Robotern und war an alle anderen Roboter Terras gerichtet, die keinen Zellplasmazusatz besaßen.

Aus diesem Funkspruch erfuhr Non-A 787, dass seine Rebellion nicht umsonst gewesen war. Zwar hatten die aphilischen Roboter die Schlacht auf Borneo für sich entschieden, aber das Eingreifen der Roboter aus den Depots der Arktis hatte es den null-aphilischen Menschen unter Roi Dantons Führung ermöglicht, sich in Sicherheit zu bringen.

Wenn auch nicht die gesamte Menschheit von der Aphilie befreit werden konnte, war mit dem Roboteraufstand zumindest einigen tausend das Leben gerettet worden. Und das war ein Erfolg.

In der Regierungszentrale von Imperium-Alpha herrschte nicht mehr die hektische Betriebsamkeit der vergangenen Tage. Soeben liefen die letzten Berichte aus Borneo ein. Die Aktion war abgeschlossen. Nach der siegreichen Schlacht gegen die entarteten Roboter aus der Arktis hatten die Landekommandos das Tal besetzt, in dem man die Null-A wusste.

Es gab nur noch leere Zelte, zurückgelassene Ausrüstungen und vollautomatische Geschütze. In der Schlucht, in der sich die Kranken versteckt hatten, zeugte ein Krater von einer gewaltigen Explosion. Die Untersuchungsergebnisse der Spurensicherungskommandos ergaben, dass dort der Transmitter gestanden hatte.

»Sie sind uns entwischt«, stellte Reginald Bull sachlich fest. »Wir waren unserem Ziel so nahe - nun müssen wir von vorn beginnen.«

»Nicht alle sind entkommen«, widersprach ein Regierungsmitglied. »Ungefähr fünfzig von ihnen haben wir gefangen genommen. Und fast viermal so viele sind gefallen«

»Werten Sie das als Erfolg?«, fragte Bull. »Es war der Zweck der Aktion auf Borneo, die Entarteten auszurotten. Doch das ist nicht gelungen. Also war die Aktion ein Fehlschlag.«

»Zugegeben, wir hatten auf Borneo nicht den erwarteten Erfolg«, wurde ihm erwidert, »aber immerhin haben wir der OGN die bisher größten Verluste beigebracht. Und wir haben diese Verrückten von Borneo vertrieben. Wahrscheinlich werden wir sie nun leichter aufspü-

ren. In der Zivilisation, in den großen Städten, unter Menschen, werden sie sich nicht behaupten können.«

»Versuchen Sie nicht, die Lage zu beschönigen«, widersprach Reginald Bull. »Wir hätten Danton und seine Bande auf Borneo vernichten müssen.«

»Das wäre uns zweifellos gelungen, hätten die verrückten Roboter nicht eingegriffen.«

Bull nickte. Das stimmte allerdings. »Wir haben das Problem unterschätzt«, sagte er. »Wir müssen uns besser absichern, damit es keine Wiederholung dieses Vorfalles geben kann. Jeder im Einsatz befindliche Roboter ist genauestens zu überprüfen. Nur so können wir sicher sein, dass uns von dieser Seite keine Gefahr mehr droht. Das ist im Moment alles.«

Während die anderen Regierungsmitglieder die Zentrale verließen, blieb Reginald Bull an seinem Platz. Er war entschlossen, die neue Ordnung der Erde mit allen Mitteln zu verteidigen.

23.

*Es gibt keine schlechten Roboter,
es gibt nur Roboter mit schlechten Aufgaben.*

T. Z. Chamock

Chefkybernetiker bei Whistler

2368-2371

Breslauer führte den Schlag unverhofft von unten gegen Feinbergs Kinn, aber der Aphiliker machte eine instinktive Abwehrbewegung, so dass ihn Breslauer von Biomolplast überzogene Terkonitstahlfaust nur streifte. Trotzdem reichte die Wucht dieses Hiebes aus, Feinberg hinter den Schreibtisch zu schleudern. Er schüttelte benommen den Kopf und griff mit einer Hand nach der Schreibtischkante, um sich hochzuziehen. Mit der anderen Hand zog er ein Fach auf, in dem Reginald Bulls schwerer Desintegrator lag.

Breslauer erkannte, dass er nicht mehr schnell genug um den Schreibtisch herumkommen würde, um den Sekretär des Regierungschefs am Schießen zu hindern, deshalb holte er aus und trat mit voller Wucht gegen die Front des Möbelstücks. Der Tisch zerbarst mit trockene-

nem Knall, die aufspringende Tür traf Feinberg ins Gesicht und warf ihn zurück, ehe er die Waffe zu fassen bekam. Breslauer setzte über den zertrümmerten Tisch hinweg und warf sich auf Feinberg. Er hatte nicht die Absicht, den Mann zu töten, gleichwohl musste er ihn handlungsunfähig machen.

Vor kurzer Zeit hatte Breslauer die Funkimpulse der immunen Roboter empfangen, die über Borneo eine erbitterte, aber aussichtslose Schlacht gegen die aphilischen Roboter geführt hatten. Für ihn stand damit fest, dass er handeln musste, wenn er überhaupt noch eine Chance haben wollte. Vielleicht hatte er schon zu lange gezögert.

Er kniete auf dem Aphiliker und starrte ihn an.

»Bist du verrückt?«, keuchte Feinberg halb erstickt. »Lass mich sofort los! Ich befehle dir, sofort aufzustehen!«

»Ich muss Ihre Befehle nicht befolgen, Sir«, sagte Breslauer höflich. »Die drei Asimovschen Gesetze in meiner Positronik wurden schon lange gelöscht. Ich akzeptiere nur Befehle Reginald Bulls. In diesem Augenblick handle ich allerdings aus eigenem Antrieb.«

Feinberg lag auf dem Rücken und spürte das Gewicht des Roboters auf der Brust. All die Jahre, die er für Bull gearbeitet hatte, war ihm nie bewusst geworden, dass Breslauer eigentlich ein Roboter war.

Breslauer war ein hochgewachsener »Mann« mit weißen Haaren, struppigem Vollbart und wulstigen Lippen. Bull hatte diese Maschine einmal einen »alten Nussknacker mit knotigen Muskelpaketen und der Figur eines alternden Herkules« genannt.

»Du verdammter Automat«, brachte Feinberg mühsam hervor. »Gehörst du zu den Immunen, denen es gelungen ist, ihr Plasmateil auszuschalten?«

»Keineswegs, Sir«, erwiderte Breslauer. »Meine Positronik besaß nie einen biologischen Teil. Mr. Bull bestand bei meinem Kauf darauf, einen Roboter mit reiner Positronik zu bekommen. Die Firma *Whistler* baute damals den besten nurpositronischen Roboter mit menschlichem Aussehen. Sie werden sich nicht daran erinnern, denn Sie waren zu der Zeit noch nicht geboren.«

»Bull wird dich kurzschließen«, prophezeite Feinberg grimmig.

»Das würde er zweifellos, wenn er in seinem jetzigen aphilischen Zustand an mich herankäme«, gab Breslauer zu. »Doch ich weiß seit vierzig Jahren, wie ich ihm helfen kann.«

In Feinberg stieg ein schrecklicher Verdacht auf, aber noch weigerte er sich, an die Möglichkeit zu glauben, die Breslauer angedeutet hatte. »Du kannst nichts tun, um ihn in einen jener Verrückten zu verwandeln,

deren Krankheit...«, begann Bulls Sekretär beschwörend, wurde aber von Breslauer unterbrochen.

»Diese Menschen sind nicht krank. Sie sind normal und immun gegen die Aphilie. Ich weiß, warum Bull als einziger Zellaktivatorträger nicht immun blieb.«

Feinberg wollte sich aufrichten, aber der zentnerschwere Roboter ließ ihm keine Gelegenheit dazu. Als er schreien wollte, legte sich eine feste Hand auf seinen Mund.

»Sie werden mich kaum verstehen, Sir«, sagte Breslauer. »Ich muss dafür sorgen, dass Sie keine Gelegenheit finden, die anderen Regierungsmitglieder von meinem Plan zu unterrichten. Bisher war die OGN nie stark genug, um gegen die aphilische Regierung vorzugehen. Deshalb habe ich auch nie eingegriffen. Die Gefahr, dass die Aphiliker einen plötzlich immun gewordenen Regierungschef töten könnten, war zu groß. Die Revolution der Roboter hat jedoch Bulls Chancen für ein Entkommen vergrößert. Nun, da es so aussieht, als hätte diese Revolution keinen Erfolg, muss ich handeln.«

»Wirst du mich töten?«, fragte Feinberg mit der kühlen Sachlichkeit des aphilischen Menschen.

»Nein«, erwiderte Breslauer. »Ich werde Sie bewusstlos schlagen.«

Er holte aus und traf Feinberg hinter dem rechten Ohr. Der Körper des Mannes wurde unter ihm schlaff. Breslauer untersuchte ihn kurz und stellte fest, dass Feinberg keine Reaktionen mehr zeigte. Mühelos hob er den Mann auf und trug ihn in den Nebenraum. Dort befand sich das persönliche Archiv des Regierungschefs.

Breslauer öffnete die Klappe eines Bodenregals und schob den Körper des Bewusstlosen in die Öffnung. Bevor er die Klappe wieder schloss, klemmte er einen Stift in den Rahmen, damit ein Schlitz offen blieb, durch den Luft in das enge Gefängnis dringen konnte.

Breslauer verließ das Archiv. Er schrieb den 17. August 3580 alter Zeitrechnung.

Nicht weit vom Büro entfernt tagte heute schon zum zweiten Mal die aphilische Regierung unter Vorsitz von Reginald Bull. Die Regierung beriet über die Folgen der Roboterrevolution und über die Erfolge der Aktion gegen die Organisation Guter Nachbar.

Breslauer stellte eine Interkom-Verbindung zur Sicherheitszentrale von Imperium-Alpha her. »Ich verlasse das Büro«, meldete er. »Bull hat mich rufen lassen.«

Der Polizeiroboter, der die Nachricht entgegennahm, musste an eine Routinemeldung glauben. »In Ordnung«, sagte er. »Meldung bestätigt.«

Nun war gewährleistet, dass Breslauer sich frei bewegen konnte. Niemand würde ihn aufhalten. Falls tatsächlich ein nervös gewordener Aphiliker in der Sicherheitszentrale nachfragen sollte, warum Bulls Roboter zum Konferenzraum unterwegs war, würde man dem Betreffenden eine beruhigende Auskunft geben. Breslauer wusste, dass er möglichst nahe an Bull herankommen musste, wenn er den entscheidenden Impuls wirkungsvoll abstrahlen wollte. Er verließ das Büro. Der Gang war menschenleer.

Breslauer hatte für sein weiteres Vorgehen keinen Plan, weil nicht abzusehen war, welche Situation sich entwickeln würde. Er beabsichtigte, die wenigen in Imperium-Alpha befindlichen immunen Roboter, die der Säuberungsaktion noch entgangen waren, zu Hilfe zu rufen. Das durfte er aber erst tun, wenn er Reginald Bull immunisiert hatte. Alles, was das Misstrauen der Sicherheitszentrale wecken konnte, musste unterbleiben.

Am Ende des Korridors befand sich eine Kontrollstation. Breslauer blieb stehen und nannte den erfundenen Auftrag. Er durfte passieren und betrat kurz darauf ein Band, das ihn in Richtung des Regierungszentrums davontrug. Er begegnete vereinzelt Regierungsmitarbeitern und einer Patrouille von Sicherheitsbeamten.

Niemand hielt ihn auf.

Die Nachricht, dass auf dem Mond weiterhin alles ruhig blieb, erfüllte Reginald Bull mit Zufriedenheit und war so etwas wie eine Entschädigung für die wenig erfreulichen Meldungen der letzten Stunden. Die Roboterdepots auf Luna waren rechtzeitig geschlossen worden.

Das Vorgehen gegen die Organisation Guter Nachbar hatte sich als wenig ergiebig erwiesen. Bull fragte sich, weshalb es den Kranken, die sich selbst als Immune bezeichneten, immer wieder gelang, sich dem Zugriff der Polizeiorgane zu entziehen. Die OGN und kleinere Vereinigungen ähnlicher Art stellten keine unmittelbare Bedrohung dar, sorgten aber für Unruhe auf der Erde. Sie bezogen ihren Antrieb nicht zuletzt aus der Hoffnung, dass Perry Rhodan eines Tages zurückkehren und die alte Ordnung wiederherstellen würde.

Ich hätte ihn töten sollen!, dachte Bull ärgerlich. Damals hätte er das Phänomen Perry Rhodan für alle Zeiten aus der Welt schaffen können. *Wo mag die SOL jetzt sein?*, fragte er sich gleichzeitig.

Unwillkürlich zuckte er mit den Schultern. Das größte Fernraumschiff, das Menschen je gebaut hatten, würde nie zurückkehren.

Bull spürte die Stille um sich herum und schreckte aus seinen Gedanken auf. Die anderen erwarteten, dass er Entscheidungen traf.

Trotz der jüngsten Vorfälle war seine Position unangefochten. Es gab einige Männer und Frauen, die gern seinen Platz eingenommen hätten, aber keiner von ihnen beherrschte das Instrumentarium der Macht mit einer ebensolchen Vollkommenheit. Bisher hatte sich noch keine Persönlichkeit gefunden, die stark genug gewesen wäre, um dem erfahrenen Reginald Bull die Position des Regierungschefs streitig zu machen.

»Wir werden zunächst das Verhör der Gefangenen abwarten«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Ich bin sicher, dass wir Hinweise auf den neuen Schlupfwinkel der OGN bekommen.«

»Der Einsatz des Transmitters lässt vermuten, dass es sich um einen wesentlich sichereren Ort handelt als bisher.« Der Sprecher war Clequenz Segtschel, der dem Ministerium für Stummhäuser und Wärmekapseln vorstand. »Unter diesen Umständen müssen wir überlegen, ob wir wieder stärker auf die Outsider zurückgreifen sollten.«

Segtschel kommt wieder auf seinen Lieblingsplan zu sprechen, dachte Bull. »Die Verrückten sind im Grunde genommen nur noch eine Minderheit«, erwiderte er.

»Es heißt, dass die OGN an einem Präparat arbeitet, mit dessen Hilfe Danton jeden Aphiliker in einen Verrückten verwandeln kann«, sagte Sengia Tarvall.

»Lächerlich!«, rief Bull. »Das ist doch nur Propaganda. Die OGN versucht es damit, weil die Masche mit dem *Buch der Liebe* nicht richtig funktioniert.«

Er war sich klar darüber, dass die Gefahr, die vom *Buch der Liebe* ausging, längst nicht beseitigt war. Auch Sengia Tarvall vom Ministerium für Ökonomie wusste das, erhob aber keine Einwände.

Das *Buch* besaß eine seltsame Anziehungskraft auf alle Aphiliker. Deshalb war es verboten worden. Reginald Bull besaß ein Exemplar des berühmten Werks. Er gestand sich ein, dass er jedes Mal nach der Lektüre von inneren Unruhen gequält wurde.

Natürlich hätte er das gegenüber den anderen Regierungsmitgliedern niemals zugegeben. Er hoffte, dass die Probleme auf der Erde eines Tages überwunden werden konnten. Die Menschen mussten sich wieder der vernachlässigten Raumfahrt zuwenden. Es war nicht auszuschließen, dass eines Tages eine Invasion der Ploohns erfolgen würde. Im Mahlstrom gab es aber noch andere gefährliche Völker.

Die aphilische Menschheit musste endlich beginnen, ihre Herrschaft auf den Mahlstrom auszudehnen.

Bull gab sich einen Ruck. Er durfte jetzt nicht ins Überlegen geraten. Er wandte sich an die Versammelten: »Wir beenden die Sitzung«, entschied er. »Hat noch jemand eine Eingabe vorzutragen?«

Wäre Breslauer ein immuner Mensch gewesen, hätte beim Betreten der Kantine sein Herz vermutlich bis zum Hals geschlagen. Da er aber weder ein Herz besaß noch Angst empfinden konnte, registrierte er lediglich, dass nur drei Tische in dem großen Raum besetzt waren.

Die beiden Männer an einem der Tische sahen nur kurz auf, als Breslauer vorbeiging. Sie kannten ihn nicht. Sicher kamen sie nicht auf den Gedanken, dass er ein Roboter war. Aber auch wenn sie diese Feststellung getroffen hätten, wären sie nicht auf die Idee gekommen dass Breslauer ein Verräter war.

Vor vierzig Jahren, zu Beginn der Aphilie, hatte der *Whistler*-Roboter erkannt, warum Bull als einziger Zellaktivatorträger Aphiliker geworden war. Der Aktivator funktionierte nicht einwandfrei. Eine vergleichsweise harmlose Schwingungsstörung hatte dazu geführt, dass Bull nicht vor den gefährlichen Strahlen der Sonne Medaillon geschützt wurde.

Breslauer, der die Vergleichswerte aller anderen Zellaktivatoren besaß, hatte den Fehler schnell herausgefunden und wusste sogar, wie er zu beheben war. Seine oberste Prämisse lautete, Reginald Bulls Leben zu schützen. Bull selbst hatte ihm diesen Befehl gegeben.

Es waren die Konsequenzen, die sich aus diesem Befehl ergaben, die Breslauer bisher am Eingreifen gehindert hatten. Bull vor der Aphilie zu retten hätte stets bedeutet, ihn großer Lebensgefahr auszusetzen.

Erst die neue Situation war anders. Die Aussichten, Bull nach gelungener Immunisierung zu retten, waren zwar nicht überragend gut, aber sie hielten sich mit den Gefahren für das Leben des Regierungschefs zum ersten Mal die Waage.

Breslauer verließ die Kantine durch den zweiten Ausgang. Er befand sich nun im Hauptkorridor, der zum Verwaltungs- und Versammlungs-trakt führte. Er wusste, dass nach den Vorfällen der vergangenen Tage alle Zugänge scharf bewacht wurden. Er konnte daher sicher sein, dass er keineswegs unbehelligt bis zu seinem Ziel vordringen durfte. Auch seine Meldung an die Sicherheitszentrale ersparte ihm die Kontrollen im inneren Bereich nicht.

Endlich war er sicher, dass er sich Bull weit genug genähert hatte. Um den Zellaktivator des Regierungschefs richtig zu justieren, gab es

nur einen Weg. Er musste ein wichtiges Nebenaggregat seiner Hauptpositronik opfern und damit eine fünfdimensionale Energieentladung auslösen. Die entstehende Schockwelle würde strukturmanipuliert sein. Breslauer wusste, dass es bereits Millionen andere Strukturerschütterungen auf fünfdimensionaler Ebene gegeben hatte, die von Transmittersprüngen, Raumschiffslandungen und ähnlichen Begebenheiten herrührten. Jede dieser Erschütterungen hätte bei richtiger Manipulation den erwünschten Effekt erzielen können. Es war jedoch unsinnig, auf eine zufällige Justierung von Bulls Aktivator zu warten. Die Wahrscheinlichkeit, dass es jemals dazu kommen würde, bestand bestenfalls theoretisch.

Breslauer wusste nicht genau, welche Folgen der Verlust des Nebenaggregats für ihn selbst haben würde. Das war ein nicht berechenbares Risiko.

Er betrat ein kleines, verlassenes Büro, das früher von Journalisten benutzt worden war. Im Zeitalter der Aphilie gab es keine Pressekonferenzen mehr. Die Regierung selbst bestimmte, was berichtet werden durfte und was nicht.

Breslauer dachte nicht darüber nach, dass er in diesem Augenblick die Tradition vieler Spezialroboter der Firma *Whistler* fortsetzte und entscheidende Dinge tat. Es war nicht robotisch, solche Gedanken zu entwickeln und zu verarbeiten. Ohne zu zögern, brachte er das Nebenaggregat seiner Hauptpositronik zur Explosion. Ein Schauer fünfdimensionaler Erschütterungen durchheulte den Gebäudetrakt. Keine noch so dicke Mauer konnte sie aufhalten.

Die Veränderung geschah so abrupt, dass Reginald Bull sich wie gelähmt fühlte. Eine Woge beinahe vergessener Empfindungen durchflutete ihn, als würden Mauern in seinem Innern eingerissen. Er musste die Augen schließen und begann zu zittern.

Obwohl er sie nicht ansah, ahnte er, dass die Regierungsmitglieder ihn beobachteten und sich fragten, was mit ihm vorging. Trotzdem konnte Bull sich nicht beherrschen. Der Schock saß zu tief.

Vierzig Jahre!

Das war sein erster Gedanke. Vierzig Jahre hatte er wie eine Maschine gelebt. Jedes Gefühl für seine Mitmenschen war in ihm erloschen gewesen.

Vierzig Jahre!

Er begriff nur langsam, was in dieser Zeit alles geschehen war. Nicht

die Immunen, die Non-Aphiliker, waren abnormal, sondern die Aphiliker selbst.

Bull dachte an die nicht mehr übersehbare Serie unmenschlicher Gesetze, unter denen sein Name stand. Er dachte an die alten Menschen in den Stummhäusern, an die Robotpolizei auf den Straßen, an die Neugeborenen in den Wärmekapseln, an die Vertriebenen an Bord der SOL, an die Organisation Guter Nachbar, an Roi Danton, Perry Rhodan und ... und ...

Vierzig Jahre!

Eine schrecklich lange Zeit.

Bull weinte. Seine Hände verkrampften sich. Als er die Augen öffnete, sah er die kalten Blicke der Regierungsmitglieder auf sich ruhen. Sie begriffen nicht, was mit ihm geschah. Aber sie ahnten, dass es ein grundlegender Wandel war.

Reginald Bull stand langsam auf, als müsse er neben seinem eigenen Körpergewicht noch eine schwere Last hochstemmen. Vornübergebeugt stand er da, von einem übermächtigen Schuldgefühl überwältigt.

Es war der *alte* Bull, der da stand, ein warmherziger, humorvoller Mann, den die Lieblosigkeit und die Verzweiflung von vierzig langen Jahren kälten.

Und es war der *alte* Bull, der die Aphiliker zu beiden Seiten des langen Tisches ansah und laut und deutlich sagte: »Ihr Scheißkerle!«

24.

Breslauer überwachte seinen eigenen Körper mit der Gelassenheit einer empfindungslosen Maschine. Die Zerstörung des Nebenaggregats zeigte keine spürbaren Folgen.

Er wusste noch nicht, welche Folgen sein Einsatz bei Reginald Bull hatte, aber er vertraute seinen Berechnungen und leitete den nächsten Teil des Unternehmens ein. Er begann zu funken. Die Signale waren an alle immunen Roboter in Imperium-Alpha gerichtet. Es gab noch einige, die sich bisher den Kontrollen hatten entziehen können.

»An alle immunen Roboter!«, funkte Breslauer. »Reginald Bull wurde soeben immunisiert. Er befindet sich im Hauptkonferenzraum und braucht Hilfe!«

Er wusste, dass das genügte. Alle Roboter, denen es gelungen war, ih-

ren Zellplasmateil zu verdampfen, würden diese Information als Aufforderung zum Eingreifen verstehen. Die aphilischen Maschinen hingegen würden überhaupt nicht reagieren, solange sie keine Befehle von den Aphilikern erhielten.

Kaum, dass er den Funkspruch abgesetzt hatte, erwachte Breslauer aus seiner körperlichen Starre. Wenn alles erwartungsgemäß abgelaufen war, war der Regierungschef jetzt kein Aphiliker mehr. Der Schutz des Zellaktivators würde von nun an voll wirksam sein. Das bedeutete aber, dass Bull sich von diesem Augenblick an in einem Kreis von *Gegnern* befand, die schnell begreifen würden, was geschehen war.

Breslauer trat auf den Gang hinaus. Er rannte los. Am Ende des Korridors standen zwei Männer. Sie unterhielten sich. Einer von ihnen blickte auf und sah Breslauer. Er stieß seinem Gesprächspartner in die Seite.

»Sieh dir den Alten an!«, rief er. »Kein Mensch kann so laufen.«

In diesem Augenblick verschwand Breslauer an einer Abzweigung.

»Schnell!«, entschied der eine Mann. »Wir folgen ihm!«

»Wir würden ihn nicht einholen«, wandte der zweite ein. »Wir geben Alarm.«

Inzwischen hatte Breslauer einen automatischen Kontrollpunkt erreicht.

»Breslauer«, stieß er hervor. »Persönlicher Robot von Regierungschef Reginald Bull auf dem Weg in den Hauptkonferenzraum.«

Er wartete die Antwort nicht ab, sondern hastete weiter. Als er sich dem Haupteingang zu den Konferenzräumen näherte, verlangsamte er sein Tempo. Er bewegte sich jetzt mit normaler Geschwindigkeit. Vor dem Eingang standen drei TARA-III-UH, zwei Polizeiroboter und zwei bewaffnete Mitglieder der SolAb. Sie zeigten keine Anzeichen erhöhter Aufmerksamkeit. Breslauer schloss daraus, dass es noch keinen Alarm gegeben hatte. Er fragte sich, wie es im Hauptkonferenzraum aussah.

Sollte Bull wider Erwarten aphilisch geblieben sein?

Unmittelbar vor der Wachmannschaft blieb der Roboter stehen. »Breslauer«, stellte er sich vor.

»Der Roboter des Alten«, sagte einer der SolAb-Männer. »Ich kenne ihn.«

»Seine Ankunft wurde uns nicht angekündigt«, stellte der zweite Mann fest. Er griff zu seinem Armbandfunkgerät, das er lose in den Gürtel seiner Hose gehakt hatte. »Ich frage nach, ob das in Ordnung geht.«

Breslauer machte einen letzten Versuch, kampfflos an der Sperre vor-

beizukommen. »Reginald Bull hat mich in den Hauptkonferenzraum bestellt«, sagte er.

Der andere Mann winkte ab. »Schon gut, du darfst passieren, sobald wir sicher sind, dass alles in Ordnung ist. Es gibt Wachen hier in Imperium-Alpha, die beginnen schon zu schießen, sobald sie einen Roboter sehen. Kein Wunder nach den letzten Ereignissen.«

Breslauer schätzte seine Chancen ab und stellte fest, dass sie nicht besonders gut waren. Er öffnete die Brustkammer unter seiner Jacke.

Mit dem ersten, scharf gebündelten Schuss traf er das Armbandgerät, das der Aphiliker gerade vor die Lippen hielt. Die folgende Salve galt den Kampfrobootern. Breslauer hatte doppeltes Glück. Einmal, dass die Schutzschirme der TARA-III-UH nicht aktiviert waren, und zum anderen, dass sie so dicht nebeneinander standen.

In seiner Brust klaffte jetzt ein großes Loch. Biomolplast und Kleidung hatten sich aufgelöst. In der Öffnung waren Lauf und Projektor-mündung der schweren Waffe zu sehen.

Der Mann, der das Armbandfunkgerät gehalten hatte, starrte auf seine verbrannten Hände. Er stand unter Schock. Der zweite Mann schrie. Die drei TARAS torkelten zur Seite. Breslauer hatte ihre Organbänder getroffen und sie damit kampfunfähig gemacht.

Unmittelbar nach den ersten Schüssen stand Breslauer schon zwischen den beiden Polizeirobootern und ließ seine Fäuste auf sie hinabsausen. Die Schläge waren so heftig, dass die Kugelköpfe der Roboter zerplatzten und die Positroniken in Fetzen herausfielen.

Dann packte er den schreienden Aphiliker und hielt ihn als Schild vor sich. Im Vorbeigehen wischte er mit einem Tritt den anderen Mann von den Beinen.

In diesem Augenblick heulte der Alarm auf. Breslauer hatte das schon früher erwartet. Er brauchte wegen des Lärms auch keine besonderen Maßnahmen zu treffen, denn allgemeiner Alarm steigerte die anfängliche Verwirrung nur. Niemand wusste, was wirklich los war.

»Es ist besser, wenn Sie jetzt still sind, Sir«, sagte er zu dem schreienden Mann in seinen Armen. Der Aphiliker verstummte augenblicklich.

Das Tor zum Vorraum war geschlossen. Es bestand aus transparentem Panzerglas. Breslauer warf sich mit dem Rücken dagegen, um den Gefangenen nicht zu verletzen. Das Glas zerbarst. Breslauer trat durch die Lücke und wandte sich dem Eingang des großen Saales zu.

»Was hast du eigentlich vor?«, fragte der Aphiliker.

»Ich hole Reginald Bull heraus«, sagte Breslauer lakonisch.

Die Detonation einer Bombe mitten in diesem großen Raum hätte keine durchschlagendere Wirkung erzielen können als Bulls Ausruf. Der Aktivatorträger spürte, dass alles, was ihn mit den anwesenden Personen verbunden hatte, inzwischen trennend wirkte. Gleichzeitig war er sich bewusst, dass er mit seiner Unbeherrschtheit einen nicht wieder gutzumachenden Fehler begangen hatte. Der Gefühlsausbruch hatte ihn verraten.

Andererseits war es zweifelhaft, ob es ihm gelungen wäre, seine Wandlung vor den Aphilikern zu verbergen.

Segtschel erholte sich zuerst von seiner Überraschung. »Sie sind nicht mehr aphilisch!«, schrie er Bull ins Gesicht.

Die anderen sprangen von ihren Sitzen auf und riefen durcheinander. Seit Beginn der Aphilie hatte Bull in diesen Räumen keinen derartigen Tumult erlebt.

Seltsamerweise schien in diesen Sekunden niemand daran zu denken, ihn anzugreifen. Vielleicht lag es an seiner persönlichen Autorität. Immerhin war er seit vierzig Jahren Regierungschef und in diesem Raum das einzige Mitglied der ersten Aphilie-Regierung. So etwas ließ sich nicht von einem Moment zum anderen wegwischen.

Bull beobachtete die Szene und fragte sich, was geschehen würde. Er hätte einen Fluchtversuch wagen können, doch er wusste, dass er kaum einen Schritt in Richtung des Ausgangs geschafft hätte. Jede Bewegung hätte die Meute veranlasst, über ihn herzufallen.

Allein der Tatsache, dass er noch immer am Kopf des Tisches stand und sie alle ansah, verdankte er im Augenblick seine Freiheit.

Einige Ratsmitglieder behaupteten, dass sie längst gegewöhnt hätten, dass Bull nicht mehr in Ordnung sei. Schon jetzt, begriff er, war der Streit um seine Nachfolge entbrannt. Er bedauerte, dass die Sitzung geheim war. Sich vorzustellen, dass dieses Spektakel als öffentliche Sitzung über Terravision verbreitet würde, amüsierte ihn.

Er bemerkte, dass er wieder des ganzen Spektrums menschlicher Gefühle fähig war. Das war überwältigend. Er konnte es nur damit vergleichen, dass ein Blinder plötzlich wieder sehen konnte, aber was ihm widerfuhr, war bestimmt noch viel schöner und beeindruckender.

Es war eine Art Wiedergeburt.

Eine Stimme übertönte den Lärm: »Was soll mit ihm geschehen?«

Wie auf ein verabredetes Zeichen hin hörten die Minister auf, sich gegenseitig zu beschimpfen, und starrten Bull an.

Es wurde still.

»Sie tun mir alle sehr Leid«, sagte Bull traurig. »Vor wenigen Augen-

blicken war ich noch einer der Ihren. Ich verstehe also genau, was in Ihnen vorgeht. Ich kann nicht erwarten, dass Sie umgekehrt mich verstehen. Für Sie bin ich ein Kranker.« Er holte tief Atem. »Ich *bin froh*, ein Kranker zu sein.«

»Wir müssen ihn töten!«, forderte der SolAb-Chef. »Wenn wir ihn nicht hinrichten, wird er jede Gelegenheit für solche Hetzreden nutzen. Stellen Sie sich vor, welche Folgen das haben könnte.«

Bull war froh, dass niemand Waffen in den Saal mitbringen durfte, sonst hätten sie ihn vielleicht auf der Stelle erschossen. Aber sie verließen ihre Plätze und drängten langsam auf ihn zu. Sengia Tarvall stand schließlich unmittelbar vor ihm.

Reginald Bull öffnete sein Hemd und berührte den Zellaktivator. »Wenn Sie ihn umhängen, werden Sie verstehen, was ich meine«, sagte er. »Ich glaube, dass er mich immun gemacht hat.«

»Still!«, zischte Sengia. »Kein Wort mehr! Sie sind verrückt und müssen hingerichtet werden.«

Zustimmendes Gemurmel wurde laut.

Da sprang die Tür auf der anderen Seite des Saales auf. Bull blickte über die Köpfe der Meute hinweg und sah Breslauer im Eingang stehen. Die Brust des Roboters lag offen, der Lauf seiner Waffe zeigte auf die Menge.

»Hallo, Breslauer!«, sagte Bull.

Die Köpfe aller flogen herum.

»Ich bin gekommen, um Sie hier herauszuholen«, sagte der Roboter.

Bull ahnte, dass zwischen dem Auftauchen des Roboters und seiner eigenen Wandlung Zusammenhänge bestanden.

»Keinen Widerstand!«, befahl Breslauer unmissverständlich. »Ich bin bereit, jeden zu töten, der uns aufzuhalten versucht.«

»Schicken Sie ihn zurück, Bull!«, rief Carratallo. »Sie werden doch diesen Irrsinn nicht unterstützen?«

Bull setzte sich in Bewegung. Er registrierte voll grimmiger Genugtuung, dass sich vor ihm eine Gasse bildete. »Welche Chancen haben wir?«, fragte er den Roboter.

»Ich habe alle immunen Roboter alarmiert, die sich noch unerkannt in Imperium-Alpha aufhalten, Sir.«

»Gut«, sagte Bull.

Breslauer griff in seine Brustkammer und brachte zwei Handfeuerwaffen zum Vorschein, einen Desintegrator und einen Paralysator. Er warf die Waffen Bull zu, der sie geschickt auffing.

»Haben wir eine Möglichkeit, aus Imperium-Alpha zu entkommen?«, fragte er den Roboter.

»Natürlich«, antwortete Breslauer. Er stieß die Tür wieder auf. Reginald Bull konnte jetzt Sirenen hören. Neben dem Eingang lag ein bewusstloser Mann mit dem Emblem der Solaren Abwehr auf dem Revers.

Bull blieb in der Tür stehen und wandte sich den Regierungsmitgliedern zu. »Es wäre besser, Sie lassen uns nicht verfolgen«, warnte er sie. »Wir sind zu allem entschlossen. Ich kenne mich in Imperium-Alpha besser aus als jeder andere lebende Mensch.«

Er rechnete nicht damit, dass sie seine Warnung beachten würden.

Als er draußen auf dem Gang stand, schweißte Breslauer die Tür mit gezielten Schüssen in der Halterung zu. Die unbewaffneten Minister und Ressortsprecher waren gefangen, sie mussten auf Hilfe von außen warten.

Bull wollte losrennen, doch Breslauer rief ihn zurück. »Von dort bin ich gekommen, Sir! Es ist besser, wenn wir die andere Richtung wählen.«

Sie hörten das Zischen von Strahlschüssen. »Ich glaube, dass bereits die ersten immunen Roboter eingetroffen sind«, sagte Breslauer. »Wenn nicht alles täuscht, kämpfen sie mit den vordringenden Wachmannschaften.«

»Du bist mir noch eine Erklärung schuldig, Alter«, forderte Bull. »Was hast du hier überhaupt inszeniert?«

»Erklärungen gebe ich nur zum richtigen Zeitpunkt«, erwiderte Breslauer mit stoischer Ruhe. »Jedenfalls gaben Sie mir einmal einen entsprechenden Befehl.«

Bull verzog das Gesicht. »Sobald wir in Sicherheit sind, schließe ich dich kurz«, drohte er scherzhaft.

Vor ihnen tauchte eine Gruppe von Robotern auf. Bull hob seine Waffe.

»Das sind Immune!«, rief Breslauer. Die Roboter stürmten an ihnen vorbei.

»Was haben sie vor?«

»Sie besetzen den Konferenzraum«, erklärte Breslauer. »Wenn ihnen das gelingt, ist die Regierung zunächst einmal in allen Aktivitäten gelähmt.«

Bull deutete auf einen Seitengang. »Lass uns von hier verschwinden!«, verlangte er.

Breslauer folgte ihm. Der immun gewordene Regierungschef wusste, dass ihre Fluchtchancen geringer wurden, je länger sie innerhalb von Imperium-Alpha blieben. Bisher war nur allgemeiner Alarm ausgelöst worden. Bull hoffte, dass er noch als Regierungschef auftreten konnte, falls sie jemand aufhielt. Solange die Besatzung von Imperium-Alpha nicht wusste, warum Alarm gegeben worden war, konnte ein solcher Bluff Erfolg haben. Aber auch später würde sich die Tatsache, dass Reginald Bull plötzlich verrückt geworden war, nur langsam im Bewusstsein der Aphiliker festsetzen. Immerhin hatte Reginald Bull vierzig Jahre lang als Licht der Vernunft an der Spitze der Regierung gestanden. Eine große Anzahl von Menschen würde die Nachricht anzweifeln und einen Staatsstreich vermuten.

Ein Problem waren nur die von der Zentrale aus befehligten Roboter. Sie würden sich weder bluffen lassen noch mit einem Angriff zögern.

»Wir müssen versuchen, die unteren Ebenen zu erreichen«, sagte Bull zu seinem Roboter. »Dort kenne ich mich besser aus als jeder andere. Die großen Lagerräume und Hangars sind außerdem schwer zu kontrollieren.«

»Aber alle Ausgänge liegen *über* uns!«, wandte Breslauer ein.

Bull nickte grimmig. »Man wird zuerst diese Ausgänge von Robotern und zuverlässigen Wachmannschaften der SolAb besetzen lassen. Da gibt es kein Durchkommen für uns. Wenn wir in die Tiefe gehen, haben wir zwei Vorteile. Niemand wird uns dort unten zunächst vermuten, außerdem können wir hoffen, eine Transmitteranlage zur Flucht zu benutzen.«

»Sie werden alle Transmitter lahm legen«, sagte Breslauer.

»Es werden keineswegs alle Transmitter von der Zentrale aus kontrolliert«, erwiderte Bull. »Nachdem die Erde im Mahlstrom ankam, landeten keine Handelsraumer mehr. Die gesamte Transmitterkette, über die Waren von den Raumhäfen nach Imperium-Alpha transportiert wurden, ist abgeschaltet. Ich weiß, dass nur eine Transmitterverbindung vom Raumhafen in Terrania City hierher besteht.«

Der Gang mündete in eine große Halle. Breslauer ging voraus. »Da sind Menschen«, stellte er fest. »Aber wir müssen durch. Der nächste Antigravschacht liegt auf der anderen Seite.«

»Komm«, sagte Bull und schob sich an dem *Whistler*-Robot vorbei.

Die Halle war geräumig und besaß einen runden Querschnitt. Simulierte Fenster erweckten den Eindruck, dass der Raum inmitten eines Parks lag. Der Boden bestand aus Hunderttausenden leuchtender Me-

tallscheibchen. Die Halle gehörte zum Ministerium für Ökonomie und wurde in erster Linie als Aufenthaltsort bei Konferenzpausen benutzt. Hier hielten sich immer Menschen auf. Auch jetzt war eine Tischgruppe inmitten der Halle besetzt. Außerdem standen überall kleinere Gruppen von Männern und Frauen. Der Alarm hatte sie aufgeschreckt.

Als Bull erschien, wurden sie schnell auf ihn aufmerksam. Bull zwang sich zum Langsamgehen. Er hatte die Waffen in die Jacke gesteckt. Breslauer dagegen sah weniger Vertrauen erweckend aus. Zwar hatte der Roboter versucht, das Loch in seiner Brust mit der zerschossenen Kleidung notdürftig zu schließen, doch das war ihm nur unvollkommen gelungen.

Bull schaute nicht zur Seite. Er wollte auf keinen Fall angesprochen werden. Seine abweisende Haltung war demonstrativ.

»Was ist passiert?«, rief jemand.

Bull antwortete nicht.

»Ein Roboteraufstand!«, rief eine schrille Stimme. »Drüben, vor den Konferenzräumen, kämpfen Roboter gegeneinander.«

Unruhe brach aus. Bull beschleunigte seine Schritte, denn er wollte nicht in der Menge stecken bleiben.

»Bull ist auf der Flucht vor den Robotern«, vermutete einer.

Er wurde von Menschen umringt, die alle Zurückhaltung vergaßen und Auskunft verlangten. »Gehen Sie aus dem Weg!«, herrschte er sie an. »Sie sehen doch, dass ich in Eile bin. Es besteht kein Grund zur Unruhe.«

Sie wichen zurück, aber sie folgten ihm.

»Verdammt!«, stieß Bull hervor. »Halte sie auf, Breslauer!«

Der Roboter drehte sich um die eigene Achse und riss seine zerschossene Jacke auseinander. Die Abstrahlmündung in der Brustkammer war jetzt auf die Menschen in der Halle gerichtet.

»Treten Sie bitte zurück!«, forderte Breslauer. »Sie sehen doch, dass der Regierungschef in wichtiger Mission unterwegs ist.«

»Es muss eine Katastrophe gegeben haben!«, rief jemand in den hinteren Reihen. »Wahrscheinlich ist es während der Regierungskonferenz passiert.«

Bull begann zu schwitzen. Die sich blitzartig ausbreitenden Gerüchte trugen nicht dazu bei, den Mob zu beruhigen.

Endlich verstummte das Heulen des Alarms. Bull, der bereits ahnte, was nun kommen würde, rannte los. Breslauer hatte seinen Antigrauprojektor eingeschaltet und schwebte schützend hinter ihm.

Lautsprecher dröhnten. Reginald Bull erkannte die Stimme des

Stellvertretenden SolAb-Chefs Gatholtiden, der mit mühsamer Beherrschung rief: »Reginald Bull ist verrückt geworden. Achtung! Reginald Bull ist nicht mehr aphilisch!«

Bull riss den Paralyzator aus der Jackentasche und rannte weiter. Im Augenblick drohte ihm jedoch keine Gefahr. Die Menschen waren wie erstarrt stehen geblieben. Wahrscheinlich begriffen sie den Sinn der Meldung noch nicht richtig.

»Achtung!«, begann Gatholtiden wieder zu sprechen. »Wir warnen vor Reginald Bull. Er befindet sich auf der Flucht, wahrscheinlich in Begleitung von einem oder mehreren falsch programmierten Robotern. Reginald Bull ist sofort festzunehmen. Das ist eine Anordnung der SolAb.«

Bull fluchte. Er entsicherte den Desintegrator. Seine Blicke suchten die Lautsprecher, die irgendwo hinter den »Fenstern« angebracht waren. Er gab einen Schuss auf die simulierte Parklandschaft ab, und das naturgetreue Bild verschwand. Dann erreichten Breslauer und er die andere Seite der Halle.

»Achtung!«, schrie Gatholtiden von neuem. »Dies ist eine Warnung der SolAb. Wir warnen vor Reginald Bull. Der Mann ist verrückt geworden. Er ist nicht mehr Regierungschef.«

Bull konnte sich genau vorstellen, wie Gatholtiden in der Zentrale stand: klein, fett, die Augen zu Schlitzen zusammengekniffen und sich mit einer Hand ständig über die Stirn wischend. Bull registrierte, dass er jetzt erst merkte, dass Gatholtiden ihm unsympathisch war. Als Aphiliker hatte er solche Empfindungen nicht gekannt.

Gatholtidens Stimme verfolgte ihn in den Gang hinein. Der Stellvertretende SolAb-Chef war überall in Imperium-Alpha zu hören.

Breslauer stand noch einen Schritt in der Halle und schirmte Bull ab. Als er einen Seitengang erreicht hatte, setzte auch der Roboter die Flucht fort. Niemand wagte, ihm zu folgen. Reginald Bull wusste, dass sich das ändern würde, sobald von der Zentrale aus Roboter eingesetzt wurden. Diese Situation war sogar für erfahrene Männer wie Gatholtiden ungewöhnlich.

Die Stimmen der Menschen in der Halle verklangen. Auch die Lautsprecher schwiegen wieder.

Bully erwartete, dass die Alarmanlagen wieder mit ihrem Lärm einsetzen, aber offenbar hatte man sich in der Zentrale entschlossen, darauf zu verzichten. Vermutlich waren dafür psychologische Gründe entscheidend. Erneuter Alarm hätte ihn als Gegner aufgewertet. Ein Verrückter auf der Flucht durch Imperium-Alpha war kein Grund, den Alarm übermäßig auszudehnen.

Der nächste Antigravschacht, den sie erreichten, war ausgeschaltet. Reginald Bull stieß eine Verwünschung aus. Zumindest in der Hinsicht hatten die Aphiliker schnell reagiert. Sie wollten verhindern, dass der Flüchtling eine andere Ebene erreichte. Die Räume hier waren leicht zu kontrollieren und zu umstellen. Zweifellos verfolgten ihn die verborgenen Optiken. Er sah sich um.

»Kommen Sie«, drängte Breslauer. »Ich werde Sie tragen.« Er ergriff Bull und schwebte in den Schacht hinein. Bull blickte nach oben, aber da war niemand zu sehen.

»Welche Ebene?«, fragte Breslauer.

In den großen Lagerräumen und unterirdischen Hangars weiter unten gab es für die Verfolger keine alles umfassenden Kontroll- und Beobachtungsanlagen. Trotzdem konnten sich diese Räume als Falle erweisen.

»Ebene achtzehn!«, bestimmte Bull nach kurzem Zögern.

»Gesperrt«, sagte Breslauer.

»Das gilt nicht für uns«, widersprach Bull ärgerlich. Er erinnerte sich an die kybernetischen Notwendigkeiten und fügte hinzu: »Ich befehle dir, mich in Ebene achtzehn abzusetzen!«

»Sie wissen, dass ich mich nur dann über Sperren hinwegsetzen kann, wenn ich anders lautende Befehle erhalte«, sagte Breslauer.

»Hör auf zu nörgeln!«, fuhr Bull ihn an. »Ich habe daran gedacht, und es ist mir eingefallen. Wunderst du dich, dass ich nervös bin? Ganz Imperium-Alpha wird in wenigen Minuten hinter uns her sein.«

»Ich kann mich nicht wundern«, erklärte der Spezialroboter. »Ich muss Sie aber darauf hinweisen, dass wahrscheinlich beobachtet wurde, in welchen Gang wir eingedrungen sind.«

»Vermutlich«, stimmte Bull zu. »Aber jeder wird annehmen, dass wir nach oben entkommen wollen.«

»Nein«, sagte Breslauer. Er umklammerte Bull mit einem Arm und zeigte mit der freien Hand in die Tiefe. »Sehen Sie dort!«

Reginald Bull reckte den Kopf und startete in den Schacht. Eine Ebene unter ihnen sammelten sich Roboter.

»Aphilische Roboter«, stellte Breslauer fest.

»Wie schön«, knurrte Bull gereizt. »Und was gedenkst du zu tun?«

Breslauer öffnete eine weitere Brustkammer und entnahm ihr eine Mikrobombe.

»Nein!«, schrie Bull. »Bist du verrückt? Der Luftdruck wird uns aus dem Schornstein blasen.«

»Was ist ein Schornstein, Sir?«

Bull stöhnte auf. Breslauer schwebte zur Schachtwand und drückte ihn gegen den kühlen Stahl. Dann deckte er ihn mit seinem Körper ab. Bevor er die Bombe zündete, klammerte er sich fest.

Breslauer ließ die Bombe fallen. Bull schloss die Augen und schmiegte sich eng gegen die Wand. Die Explosion schien seine Trommelfelle zu zerreißen. Der Lichtblitz blendete durch die geschlossenen Augenlider hindurch. Breslauer schirmte jedoch die Druckwelle ab.

Bulls Ohren dröhnten. Der Roboter sagte irgendetwas, aber es hörte sich wie fernes Murmeln an. Als Bull wieder in den Schacht blickte, quoll eine dichte Rauchwolke aus der Tiefe empor.

Breslauer löste sich von der Schachtwand und ließ sich absinken, genau in den Qualm hinein.

»Siehst du überhaupt, wohin du fliegst?«, erkundigte sich Bull unwillig.

Wieder blieb die Antwort unverständlich, aber Breslauer schien den Einwand nicht besonders tragisch zu nehmen, denn er setzte die Flucht in der eingeschlagenen Richtung fort.

»Ich glaube, ich bin taub«, klagte der Zellaktivatorträger.

Sie tauchten in den Rauch ein.

»Ich bin taub *und* blind!«, korrigierte Bull seine eben gemachte Aussage. Im Augenblick hatte er keine andere Wahl, als sich völlig auf den Roboter zu verlassen.

25.

Es gab nur eine Möglichkeit, den See tief in einer der acht lemurischen Ringfestungen von Porta Pato zu überqueren: ein Schlauchboot auszurüsten, das ausschließlich aus Kunststoff bestand. Die Insassen durften keine Ausrüstung aus Metall bei sich tragen, und sogar ihre Kleidungsstücke mussten frei von Metall sein.

Dieses Phänomen war erst kürzlich von Wissenschaftlern der OGN entdeckt worden. Sie vermuteten, dass eine unter dem See liegende robotische Kontrollstation jedes Mal heftige Beben auslöste, sobald Metall in die Nähe des Wassers kam. Bei den ersten Versuchen, den See zu überqueren, hatten heftige Beben die zwei Kilometer durchmessende Ringfestung in ihren Grundfesten erschüttert. An zwei Stellen war es zu Wassereinbrüchen gekommen, die nur mit Mühe wieder eingedämmt werden konnten.

Das runde Schlauchboot mit Roi Danton und zwei Wissenschaftlern an Bord trieb seit einer Stunde im See, ohne dass sich ein Zwischenfall ereignet hätte. Perry Rhodans Sohn hatte die Mitglieder der OGN angewiesen, Porta Pato schnell und gründlich zu erforschen. Er erhoffte sich von den Zeugen der lemurischen Zivilisation Hilfe für seinen Kampf gegen die Aphilie.

»Ihre Theorie hat sich als richtig erwiesen«, sagte er zu den Männern, die mit ihm im Boot saßen. »Wir sind ohne Metall gekommen, deshalb ist nichts geschehen.«

Grootenvor, ein dreiundachtzigjähriger Hyperphysiker mit eingefallenen Wangen und grauen Haaren, ergriff einen der mitgeführten chemischen Leuchtkörper und richtete ihn auf die Wasseroberfläche. Bisher hatten sie nichts gefunden.

Zschechag, der zweite Begleiter Dantons, hantierte schon mit der Taucherausrüstung. »Ich schlage vor, dass wir tauchen. Wenn wir wissen, wie es am Grund des Sees aussieht, können wir uns vielleicht sogar ein Bild von den Kontrollanlagen machen.«

Roi Danton zögerte. Es galt, behutsam und mit aller Vorsicht zu operieren. Jeder übereilte Schritt konnte ein Desaster auslösen. Hier unten gab es extreme Fallen und Vernichtungsanlagen. Er hatte deshalb den Befehl gegeben, erst dann mit den jeweiligen Untersuchungen zu beginnen, wenn Katastrophen ausgeschlossen werden konnten.

»Ich versuche es zunächst ohne Taucheranzug«, entschied Danton und zog sein Hemd aus.

Grootenvor richtete den Lichtstrahl auf den Zellaktivator.

»Metall«, nickte Danton. »Wahrscheinlich das einzige, das keine Beben auslöst. Der Aktivator hat entweder ein Abschirmfeld, oder er kann von der Kontrollanlage nicht erfasst werden.«

Er beugte sich über den Rand des Bootes und hielt eine Hand ins Wasser. »Eiskalt! Aber ein Zellaktivatorträger ist sogar gegen Schnupfen gefeit.« Im nächsten Moment ließ er sich über den Außenwulst des kleinen Bootes gleiten, das heftig zu schaukeln begann.

Die Kälte raubte ihm den Atem. Eine Zeit lang hing er bis zur Hüfte im See, dann ließ er sich weiter absinken. »Brrr«, schimpfte Roi und schüttelte sich. Endlich stieß er sich vom Boot ab und schwamm eine schnelle Runde. Der See blieb ruhig.

Als die Kälte unerträglich wurde, kletterte Danton ins Boot zurück. Er rieb sich mit einem Tuch ab und zog sich wieder an. »Ich glaube, dass wir einen Tauchversuch riskieren können«, sagte er zufrieden.

Er wollte die Kunststofftaucherausrüstung anlegen, als es am Ufer mehrmals

aufblitzte, genau an der Stelle, an der die übrigen Mitglieder der kleinen Forschungsgruppe zurückgeblieben waren. Wegen der bestehenden Schwierigkeiten hatte die dreiköpfige Besatzung kein Funkgerät mitnehmen können.

»Drei Lichtzeichen«, zählte Roi. »Das bedeutet, wir sollen zurückkommen.«

Grootenvor machte seinem Ärger mit einer abfälligen Geste Luft. »Ausgerechnet jetzt. Das bedeutet einen Zeitverlust von mehreren Stunden.«

»Trotzdem müssen wir zurück«, sagte Roi. »Es muss Wichtiges passiert sein, sonst würde man uns nicht rufen.«

»Bestimmt gibt es neue Schwierigkeiten mit den Aphilikern«, vermutete Zschechag. »Es sind immer diese verdammten Aphilikler.«

»Hoffentlich haben sie unseren Stützpunkt nicht entdeckt«, seufzte Grootenvor.

Danton zuckte mit den Schultern. Er machte sich darüber keine Sorgen. Selbst wenn man sie hier unten aufspürte - niemand würde ihnen bis hierher folgen. Bull und alle anderen Verantwortlichen waren klug genug zu wissen, welche Möglichkeiten die Besatzer eines lemurischen Stützpunkts besaßen. Und Aphilikler waren keine Selbstmörder.

Die drei Männer ergriffen die Plastikpaddel. Roi war dankbar, dass er sich betätigen konnte, das vertrieb die Kälte aus seinen Gliedern.

Als das Boot am Ufer anlegte, wurde er von Jagho Kemstra empfangen. Kemstra war einer seiner Stellvertreter. Seine Anwesenheit hier am See bewies, dass Wichtiges geschehen war. Danton sprang aus dem Boot.

»Wir hatten gerade angefangen«, beklagte sich Grootenvor. »Was, zum Teufel, hat euch veranlasst, uns zurückzurufen?«

Kemstra grinste ihn an. »Für einen seriösen Wissenschaftler sind Sie ziemlich aggressiv.«

Grootenvor zog gemeinsam mit Zschechag das Schlauchboot an Land. Das Seeufer bestand aus einer polierten Kunststoffmasse.

Von der Umgebung war nicht viel zu sehen. In diesem Teil der Ringfestung gab es keine intakten Scheinwerfer, und wegen der Seebeben wagten die Terraner nicht, ihre übliche Ausrüstung mitzubringen.

»In Ordnung, Jagho«, sagte Roi. »Was ist geschehen?«

»Wir haben eine sensationelle Nachricht aus Imperium-Alpha vorliegen«, erwiderte Kemstra. »Reginald Bull ist angeblich immun geworden.«

»Bully?« Roi lachte auf. »Das soll wohl ein Witz sein? Bisher war er einer der schlimmsten Aphilikler.«

»Ich dachte mir, dass Sie skeptisch reagieren würden«, bemerkte Kemstra. »Wir sind es auch. Aber die Nachricht stammt von einem immunen Roboter, der aus Imperium-Alpha entkommen konnte.«

»Das ist ein fauler Trick!«, beharrte Danton. »Jemand will uns hereinlegen.«

Kemstra zuckte nur mit den Schultern.

»Trotzdem sollten wir der Sache nachgehen«, sagte ein anderer Mann, der mit Kemstra gekommen war.

Roi seufzte und wandte sich an Grootenvor. »Machen Sie hier inzwischen weiter.«

»Und Sie?«, wollte der Hyperphysiker wissen.

»Ich gehe in die Zentrale«, kündigte Roi an. »Ich will wissen, was los ist. Nicht auszudenken, wenn der gute alte Onkel Reg tatsächlich immun geworden wäre.«

All die Jahre über, in denen er mit der Organisation Guter Nachbar gegen das aphilische Regime und damit gegen Reginald Bull gekämpft hatte, war Roi Danton von der Hoffnung beeinflusst worden, dass Bully sich eines Tages normalisieren würde. Nun, da dieser Zustand angeblich eingetreten war, fiel es ihm schwer, die Meldung zu glauben.

Seit Beginn der Roboterrevolution jagten sich die Gerüchte. Auch aus dem Regierungslager waren Nachrichten eingetroffen, die sich später als Falschmeldungen erwiesen hatten. Welchen Grund sollte die Regierung aber haben, ihren Chef auf diese Weise ins Gerede zu bringen? War es als Folge der Revolution in Terrania City zu Machtkämpfen gekommen?

»Ich kann verstehen, dass Sie sich Sorgen um Ihren alten Freund machen«, sagte Kemstra sanft.

Danton allein wusste, wie weit er sich inzwischen von Bully entfernt hatte. Auch für Zellaktivatorträger waren vierzig Jahre eine lange Zeit. Die allgemeine Lage hatte Michael Rhodan und Reginald Bull zu unerbittlichen Feinden werden lassen.

Wie würde ein immunisierter Bull zu ihm stehen? Roi gab sich einen Ruck und folgte Kemstra zum wartenden Antigravgleiter.

»Hoffentlich kommen Sie nicht auf den Gedanken, nach Terrania City zu gehen«, sagte Kemstra, als sie in den Gleiter stiegen. »Wir haben dort Mittelsmänner, die sich um die Sache kümmern können.«

»Sie kennen sich in Imperium-Alpha nicht aus«, gab Danton zurück. Er ließ sich in den Sitz sinken. »Im Grunde genommen bin ich das einzige Mitglied der OGN, das eine Chance hat, nach Imperium-Alpha vorzustoßen.«

Kemstra lächelte säuerlich. »Das halte ich für einen schlechten Scherz.«

»Keineswegs«, widersprach Roi. »Es kann sein, dass mein alter Freund Hilfe braucht.«

»Ein Freund?«, stieß Kemstra hervor. »Seit vierzig Jahren macht er gnadenlos Jagd auf Sie.«

Roi antwortete nicht. In Gedanken weilte er bereits in Terrania. Er staunt registrierte er, dass er längst auf eine Gelegenheit gewartet hatte, in die Hauptstadt zu gehen. Trotz der vielen Millionen Aphiliker, die dort lebten, war es noch immer seine Stadt. Die Stadt aller Menschen.

»Ihre Augen glänzen«, sagte Kemstra bedrückt. »Sie werden uns verlassen, Roi?«

»Ja«, sagte Danton.

»Die OGN braucht Sie«, machte Kemstra einen schwachen Versuch, den Entschluss des Zellaktivatorträgers umzustossen. »Sie wissen selbst, dass die Organisation ohne Sie nur die Hälfte wert ist. Sie waren bisher der große Gegenpol zu Reginald Bull.«

»Ich muss gehen«, erwiderte Danton.

Die Szene, dachte Roi Danton bedrückt, hatte etwas von einem endgültigen Abschied. Alle benahmen sich, als müssten sie sich von jemand verabschieden, der schon so gut wie tot war.

Er hatte Kemstra gebeten, ihm diese Zeremonie zu ersparen, doch sein Stellvertreter hatte darauf bestanden, dass er Porta Pato nicht ohne Abschied verließ. »Die Menschen brauchen etwas, woran sie sich klammern können, Roi!«

»Unsinn«, hatte Danton erwidert. »Schließlich ist es kein Abschied für immer. Ich komme wieder.«

»Vielleicht«, hatte Kemstragemeint. »Vielleicht kommen Sie wieder.«

Nun stand Danton neben Kemstra. Während seiner Abwesenheit würde Kemstra den Befehl übernehmen. Der Raum, in dem sich die führenden Mitglieder der OGN versammelt hatten, gehörte zu einer der Ringfestungen von Porta Pato.

Auf der einen Seite waren Bücher gestapelt. Man hatte sie im Verlauf der letzten Jahre hierher in Sicherheit gebracht. Es waren Bücher aus der voraphilischen Zeit, deshalb waren sie von der Regierung verboten worden.

»Liebe Verrückte!«, wandte Danton sich an die Versammelten. »Inzwischen hat sich herumgesprochen, dass wir eine Nachricht aus der

Hauptstadt erhalten haben. Reginald Bull soll angeblich immun geworden sein. Wenn das stimmt, befindet er sich in großer Gefahr. Wir sind verpflichtet, ihm zu helfen. Gwandrion und Kollasowitsch werden mich in einem der U-Boote an der Küste absetzen. Dort werde ich mit Hilfe unserer Mittelsmänner nach Terrania City gelangen. Da mein Bild jedem Aphiliker bekannt ist, bleibt mir keine andere Wahl, als gründlich Maske zu machen.«

»Diese Maske hat wenig Sinn«, warnte einer der Männer. »Die Aphiliker besitzen die Aufzeichnungen Ihrer Individual-Ausstrahlung.«

Danton lächelte. »Ich werde meine Persönlichkeit geringfügig ändern. Bei unseren Forschungen auf dem Gebiet einer Anti-Aphilie-Tablette haben wir Nebenprodukte gewonnen, mit deren Hilfe wir vorübergehende Persönlichkeitsveränderungen erreichen können. Diese Änderungen sind für die Dauer ihrer Wirksamkeit so nachhaltig, dass sich auch die Hirnwellenmuster ändern. Mein Verstand wird davon nicht berührt werden.«

»Ist das gefährlich?«, wollte Gradenia Sennegor wissen.

Danton wandte sich direkt an die Frau. »Wenn es uns gelingt, Bully zu retten und für unsere Sache zu gewinnen, haben wir einen großen Sieg gegen die Aphiliker errungen.«

Sie wirken alle ein wenig unschlüssig!, stellte er betroffen fest. Keiner von ihnen schien zu verstehen, dass er aufbrechen wollte. Immerhin: Neunzig von hundert OGN-Mitgliedern, die nach Terrania City gingen, wurden aufgespürt und verhaftet.

So stehen meine Chancen!, dachte Roi Danton voll düsterer Selbstironie.

»Sie waren für uns der rechtmäßige Nachfolger Ihres Vaters«, erinnerte Kemstra impulsiv. Danton sah ihn an. All die Jahre hatte er versucht, aus dem Schatten seines Vaters herauszutreten. Das war ihm offenbar nicht gelungen.

Er war Perry Rhodans Sohn.

Vierzig Jahre waren vergangen.

Er war immer noch Perry Rhodans Sohn. Und in vierzig weiteren Jahren würde das nicht anders sein.

Wortlos verließ Danton den Versammlungsraum. Die Menschen bildeten eine Gasse. Draußen, im Gang vor dem Antigravschacht, wartete Gwandrion, um mit ihm zur Schleuse zu fliegen, wo das U-Boot bereitstand.

Der große Mann mit der Narbe über dem rechten Auge nickte ihm zu. »Ihre Ausrüstung wurde bereits an Bord gebracht.«

»Danke«, sagte Danton mürrisch.

»Kollasowitsch kümmert sich um das Schiff«, fuhr Gwandrion unbeeindruckt fort. »Es wird alles bereit sein.«

»Sobald wir an Bord sind, lege ich die Maske an«, sagte Danton.

Gwandrion warf ihm einen Seitenblick zu. »Sie haben sich dafür entschieden, ein alter Mann zu werden. Haben Sie vergessen, dass man alte Menschen unter den Aphilikern nicht gern sieht? Denken Sie an die Stummhäuser!«

»Ich weiß. Ich gehe jedoch davon aus, dass man sich um die Alten wenig kümmert. Sie sind in keiner Weise in dieses so genannte gesellschaftliche System eingeordnet.«

»Nun ja«, meinte der Ingenieur, »eine Maske ist so gefährlich wie die andere.«

Sie erreichten den Antigravschacht. Dort hatten sich ein paar Dutzend Menschen versammelt. Roi blieb unwillkürlich stehen.

»Das Abschiedskomitee« sagte Gwandrion sarkastisch. »Es hat sich herumgesprochen, dass Sie eine lange Reise unternehmen.« Die Art, wie er seine Worte betonte, ließ keinen Zweifel daran, was er über die geplante Mission dachte.

Roi Danton zuckte unwillkürlich mit den Schultern. Er durfte nicht erwarten, dass die Immunen ihn verstanden. Die meisten kannten Bull nur als Aphiliker und gnadenlosen Immunenjäger. Was wussten sie schon von den Beziehungen, die es einmal zwischen dem jungen Rhodan und »Onkel Reginald« gegeben hatte?

Er setzte sich wieder in Bewegung und lächelte den Menschen vor dem Antigravschacht zu. Plötzlich schien ihm die OGN schon ein Stück Vergangenheit zu sein. Er wehrte sich gegen diesen Gedanken. Die OGN konnte über die Zukunft der Menschheit entscheiden.

Lächerlich!, widersprach er seinen eigenen Überlegungen. Die Menschheit, wer war das schon?

Die Aphiliker?

Oder die Immunen?

Vielleicht die Besatzung der SOL?

Die Flüchtlinge auf Gää in der Provcon-Faust?

Die Sklaven des Konzils in der Milchstraße?

Nach der Invasion der Galaxis durch das Konzil der Sieben hatte die Menschheit aufgehört, als Einheit zu existieren. Doch Danton war überzeugt davon, dass es überall Menschen gab wie ihn, die um die Zukunft der Terraner kämpften.

Aber würde es jemals wieder eine geeinte Menschheit geben?

Während er an der Seite Gwandrions durch den Schacht schwebte, dachte er darüber nach, wie zerbrechlich alle Gemeinschaften waren, die der Mensch jemals gegründet hatte. Dabei hatten andere Völker einst die Entwicklung des Solaren Imperiums voll Bewunderung beobachtet.

Nun gab es kein Solares Imperium mehr.

»Wir sind da«, sagte Gwandrion schroff. Roi Danton zuckte zusammen. Gemeinsam traten sie in die große Druckschleuse. Von irgendwoher erklang das Gurgeln und Rauschen komprimierten Wassers.

»Wissen Sie, wie lange ich nicht mehr in Terrania City war?«, fragte Danton seinen Begleiter.

»Nein.«

»Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern«, stellte Danton ungläubig fest. »Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wann ich zum letzten Mal in dieser Stadt war.«

Reginald Bull war noch so benommen, dass er taumelte, als er hinter Breslauer aus dem Schacht trat. Der Roboter schwebte davon, Bull rannte hinter ihm her.

»In welcher Ebene sind wir überhaupt?« Er hatte die Orientierung verloren.

»Ganz unten, Sir«, gab Breslauer zurück. Bull konnte ihn wieder verstehen. Er orientierte sich, obwohl er sich ganz auf den Roboter verlassen musste, der die besseren Möglichkeiten hatte, freie Fluchtwege aufzuspüren.

Sie gelangten in eine große Lagerhalle. Hier unten gab es viele Hallen und Räume, die nicht von der Zentrale aus überwacht werden konnten. Aber sobald die Aphiliker sich auf die neue Situation eingestellt hatten, würde es dennoch gefährlich werden. Den Aphilikern blieb nichts anderes übrig, als alle zur Verfügung stehenden Roboter in die unkontrollierten Räume zu schleusen.

Bull hatte Mühe, das von Breslauer vorgelegte Tempo zu halten. Er hätte sich von dem Roboter tragen lassen können, doch damit andere Fähigkeiten der Maschine beeinträchtigt, vor allem die Waffensysteme.

Sie durchquerten mehrere große Hallen und kamen in einen Gang, der an der großen Klär- und Reinigungsanlage vorbeiführte. Die Maschinen hier unten arbeiteten lautlos. Imperium-Alpha besaß eine autarke Sauerstoffversorgung; theoretisch hätte nicht einmal die Verflüchtigung der Erdatmosphäre dieses Zentrum bedrohen können. Die Wasserversorgung war ebenfalls unabhängig.

Bull fragte sich, warum er ausgerechnet jetzt an diese Dinge dachte. Wahrscheinlich, um andere Gedanken zu verdrängen.

Breslauer tauchte plötzlich in einen schmalen Seitengang ein und zog einen zitternden und zerlumpt aussehenden Mann hervor. »Lassen Sie mich!«, begann der Mann zu jammern, als er Reginald Bull erblickte. »Ich bin völlig ungefährlich.« Sein Gesicht war gelb, die Augen lagen tief in den Höhlen. Offenbar lebte er schon seit Jahren hier unten.

»Wer sind Sie?«, fuhr Bull ihn an.

»Major Rondrogen«, stieß der Mann hervor. »SolAb, Abteilung Kreesten.«

»Kreesten lebt schon lange nicht mehr. Was tun Sie hier? Sie sind doch nicht aphilisch.«

»Doch, doch«, beteuerte Rondrogen. »Ich bin aphilisch!«

Bull erkannte, dass der Mann nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war. Wahrscheinlich war es ihm zunächst gelungen, seine Immunität vor den Aphilikern zu verbergen. Dann, als er die seelische Belastung nicht mehr ertragen hatte, war er in die unterste Ebene von Imperium-Alpha geflohen und hatte ein Eremitendasein begonnen.

»Wie lange leben Sie schon hier unten?«, erkundigte sich Bull betroffen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Rondrogen leise. »Ich kann mich nicht erinnern.«

»Wovon leben Sie?«

»Es gibt überall etwas, vor allem in den Schiffen in den Hangars.«

»Natürlich«, sagte Bull. »Eigenartig, dass man Sie nie entdeckt hat.«

Rondrogen kicherte. Er streckte einen Arm aus. Seine Hände glichen Klauen. Sie waren bleich und runzlig, als hätten sie lange Zeit im Wasser gelegen.

Bull kam auf eine Idee. »Sie kennen sich hier unten aus. Ich brauche ein Versteck.«

Der Mann machte einen Schritt auf ihn zu, umarmte ihn und schluchzte los. Er spürte, dass Bull kein Aphiliker war. Das schien ihn zu überwältigen. Bull konnte die Reaktion verstehen, aber der Gestank, den Rondrogen verbreitete, stieß ihn ab. Breslauer zog den Major sanft zurück.

»Ich bin dagegen, dass wir uns ein festes Versteck suchen, Sir«, wandte der Roboter ein. »Die Aphiliker würden es früher oder später aufspüren.«

Rondrogens Augen weiteten sich vor Angst. Er starrte Breslauer an. »Das ist ein Aphiliker!«

»Keineswegs«, sagte Bull. »Ein Roboter, dazu noch ein guter.«

»Danke, Sir«, sagte Breslauer pflichtbewusst.

»Gib nicht vor, eitel zu sein«, ermahnte Bull ihn. »Du brauchst mir gegenüber keine Empfindungen zu heucheln, zu denen du nicht fähig bist.«

»Ich wurde dazu konstruiert.«

»Kann ich bei Ihnen bleiben?«, fragte Rondrogen zaghaft.

»Nein«, sagte Breslauer.

»Ja«, sagte Bull, und damit war die Sache entschieden.

Er stellte fest, dass der Major früher einmal ein stattlicher Mann gewesen sein musste. Rondrogen war bestimmt 1,90 Meter groß, und unter seinen zerlumpten Kleidern ragten breite, knochige Schultern hervor.

Der Major warf einen neidischen Blick auf Bulls Füße. »Vor ein paar Jahren musste ich unverhofft fliehen«, berichtete er. »Ich badete in einem Raumschiff in einem der Hangars. Alles ging so schnell, dass ich meine Schuhe zurückgelassen habe.« Bull sah die von Narben und Schmutzkrusten bedeckten Füße des Majors an. »Seltsamerweise gibt es nirgends hier unten Schuhe«, fuhr Rondrogen fort. Seine Augen leuchteten auf. »Ich denke oft daran, wie es sein wird, wenn ich wieder Schuhe tragen werde.«

»Wann haben Sie damit aufgehört?«, erkundigte sich Bull. »Ich meine, mit dem Baden?«

»Vor drei Jahren«, erwiderte Rondrogen, der schon wieder einen geistesabwesenden Eindruck machte. »Oder sogar vor vier Jahren.«

»Ab sofort fangen Sie wieder damit an!«, befahl Bull. »Es genügt schon, dass die Aphiliker behaupten, wir wären verrückt. Ich will nicht, dass sie den Immunen auch noch nachsagen, sie würden nicht auf körperliche Sauberkeit achten.«

Rondrogen sah ihn begriffsstutzig an.

»Schon gut«, sagte Bull. »Führen Sie uns jetzt zur nächsten Transmitterstation.«

Im Gang lagen die Überreste vernichteter Roboter. Gatholtiden stieg über sie hinweg und achtete darauf, dass er die Wrackteile nicht berührte. Vor wenigen Augenblicken waren die letzten gegnerischen Roboter von ihren aphilischen Artgenossen zerstört worden. Die Mitglieder des Regierungsrats hatten den Konferenzraum, in dem sie längere Zeit eingeschlossen gewesen waren, verlassen können.

Nachdem er sich einmal mit der Tatsache vertraut gemacht hatte, dass Reginald Bull kein Regierungschef mehr war, sondern zu den Verrückten gehörte, hatte Gatholtiden wieder zu handeln begonnen. Er war froh, dass er eine Aufgabe hatte, mit der er sich rehabilitieren konnte. Die Revolution der Roboter hatte die Aphiliker unvorbereitet getroffen. Gatholtiden war von verschiedenen Seiten massiv kritisiert worden.

Nun konnte er den Kritikern beweisen, dass er das ihm zur Verfügung stehende Instrumentarium einzusetzen verstand. Zwei Offiziere der SolAb begleiteten ihn. Bevor Gatholtiden die Zentrale verlassen hatte, waren seine Befehle an alle Sektionen der SolAb in Imperium-Alpha gegangen. Die Jagd auf den verrückt gewordenen ehemaligen Staatschef hatte begonnen. Gatholtiden hegte keine Zweifel daran, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Bull tot sein würde.

Als er den Mitgliedern der Regierung gegenübertrat und ihre Nervosität registrierte, überkam ihn ein Gefühl der Überlegenheit. »Ich kann Sie beruhigen«, sagte er arrogant. »Bull wird die nächste Stunde nicht überleben.«

Die Reaktion verblüffte ihn.

»Sind Sie verrückt?«, herrschte ihn Hekezzel Toschia an. Toschia war ein kleiner, dunkelhaariger Mann. Als Minister für Verkehr und Nachrichtenwesen war er einer der mächtigsten Männer nach dem Regierungschef. »Haben Sie den Befehl gegeben, Bull zu erschießen?«

Jemand als verrückt zu bezeichnen war der schlimmste Vorwurf, den man machen konnte. Verrückt waren die Non-Aphiliker.

»Ich glaube, in Ihrem Interesse zu handeln«, sagte Gatholtiden eisig.

»Wir brauchen ihn lebend!«, behauptete Toschia.

Crotimer, einer der mächtigen Sekretäre der Flottenadmiralität, fügte hinzu: »Wir müssen ihn dem Volk vorführen, damit jeder sehen kann, dass er kein Aphiliker mehr ist.«

Gatholtiden schaltete ein Gespräch zur SolAb-Zentrale. »Bull muss lebend gefangen werden!«, befahl er. »Der Tötungsbefehl wird hiermit widerrufen. Wer Bull tötet, wird bestraft.« Als er sich umwandte, fragte Crotimer: »Wie lange werden Sie unter *diesen* Bedingungen brauchen, bis Sie ihn haben?«

»Er wird die nächste Stunde nicht in Freiheit verbringen«, versicherte Gatholtiden. Aber er war nicht mehr so überzeugt davon.

Bull hatte Breslauer vorausgeschickt, damit der Roboter sich in der Umgebung des Transmitters umsehen konnte. Als Breslauer zurückkam, brachte er schlechte Nachrichten mit.

»Energiesperren rund um den Transmitter, Sir«, berichtete er. »Wir würden auffallen, sobald wir uns einen Weg freischießen. Außerdem ist dann noch immer nicht gesichert, ob wir den Transmitter wirklich benutzen können.«

Bull stieß eine Verwünschung aus. »Wahrscheinlich sieht es überall so aus. Unsere *Freunde* haben schnell gehandelt. Vor ein paar Stunden hätte ich sie für diesen Eifer gelobt, jetzt möchte ich sie verdammen. Sie denken sogar daran, tote Transmitterstationen zu sperren.«

»Vielleicht sieht es nicht überall so aus«, meinte Rondrogen.

»Ich nehme an, dass die Roboterarmee der Aphiliker schon hierher unterwegs ist«, sagte Bull. Er dachte angestrengt nach. Es erschien sinnlos, in einen Hangar einzudringen, denn dort würden die Absperrmaßnahmen noch schärfer sein als in der Umgebung der Transmitter. Er wandte sich an Rondrogen: »Jetzt können Sie beweisen, wie gut Sie sich hier unten auskennen.«

»Was haben Sie vor?«

»Führen Sie mich zu den Reparaturschächten der Kläranlage!«

»Da kommen Sie nicht durch.«

»Gehen Sie schon!«

Breslauer schaltete sich ein. »Ich orte eine größere Anzahl von Robotern«, verkündete er.

»Sie kommen«, sagte Bull. »Es wird Zeit, dass wir von hier verschwinden.«

Sie kamen jetzt immer häufiger an Energiesperren vorbei und mussten einen anderen Weg einschlagen. Breslauer hätte die Sperren überlasten können, doch damit hätten sie ihren Aufenthaltsort verraten.

Gatholtiden war in die Zentrale zurückgekehrt. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit saß er nicht in einem der bequemen Sessel, sondern stand vor den Monitoren. »Wie viele flugfähige Spionkameras sind einsatzbereit?«, fragte er.

»Sechzehntausend, Sir!«, antwortete einer der SolAb-Techniker an den Kontrollen.

»Sie müssen sofort in die unkontrollierten Räume in den unteren Ebenen eingeschleust werden!«, befahl Gatholtiden.

»Bull hat einen Roboter bei sich«, wandte einer der anderen Männer ein. »Er würde sie aufspüren.«

»Ich befehle hier!«, schrie Gatholtiden unbeherrscht. Er ertappte sich dabei, dass er immer häufiger auf die Uhr blickte. Es ging nicht allein darum, Reginald Bull gefangen zu nehmen. Es ging um seine, Gatholtidens, Position. Eine zweite Panne nach der unvermutet über die Aphiliker hereingebrochenen Roboterrevolution würde niemand dem Stellvertretenden SolAb-Chef verzeihen.

»Sind alle Sperren eingeschaltet?«, erkundigte er sich.

»Ja, Sir! Aber ich muss darauf hinweisen, dass wir damit die Flüchtlinge nicht an einen Ort binden können. Es gibt immer freie Wege. Das zu kontrollierende Gebiet ist zu groß. Außerdem beeinträchtigen wir mit den Sperren die Bewegungsfreiheit der Suchmannschaften. Jede einzelne Sperre wird von hier aus geschaltet. Das bedeutet, dass jede Mannschaft erst um Öffnung nachsuchen muss, wenn sie in einer bestimmten Richtung weitersuchen will. Das ist äußerst umständlich.«

»Die Sperren bleiben trotzdem eingeschaltet!«, rief Gatholtiden. »Ich will, dass Bull nervös wird. Er muss ständig spüren, dass wir hinter ihm her sind. Wir hetzen ihn.« Er merkte, dass seine Stimme schriller wurde, und schwieg.

Gatholtiden fragte sich, wer Bulls Nachfolge als Regierungschef antreten würde. Sicher gab es eine Reihe verdienter Personen, die Anspruch auf das Amt erhoben. Es würde zu Machtkämpfen in der Regierung kommen.

Gatholtiden nahm sich vor, die Entwicklung aufmerksam zu verfolgen. Er musste sich rechtzeitig für die richtige Seite entscheiden, dann konnte er seinen Aufstieg weiter fortsetzen. Allerdings hing viel davon ab, wie die Jagd auf Reginald Bull ausging. Kein Regierungschef konnte einen Mann unterstützen, der Bull entkommen ließ.

Breslauer war zurückgeblieben, um die immer näher kommenden Roboter der SolAb irrezuführen. Inzwischen hatten Bull und Rondrogen die große Kläranlage erreicht. Bull wusste nicht genau, wie groß diese Anlage war, aber er schätzte, dass sie vier Quadratkilometer bedeckte. Hier wurden alle Abwässer von Terrania City gereinigt und als klares Wasser in das Versorgungssystem zurückgeführt. Zu der Anlage gehörten ferner ein Lufterneuerungssystem und die zentrale Klimasteuerung von Imperium-Alpha.

Bull konnte sich nicht erinnern, dass dieses System jemals versagt

hatte. Alles lief automatisch und mit einer solchen Selbstverständlichkeit ab, dass die Menschheit die Existenz der Anlage so gut wie vergessen hatte.

Rondrogen deutete in einen Reparaturschacht. »Ich war noch nie in einem dieser Schächte.«

»Gibt es andere Zugänge?«, erkundigte sich Bull.

Der Immune verneinte.

Bull sagte: »Wenn wir in das System eindringen können, finden wir auch Wege, um wieder nach oben zu gelangen. Theoretisch müsste es möglich sein, bis an die Oberfläche vorzustoßen.«

»Aber alle Wege führen nur an die Oberfläche von Imperium-AIpha«, wandte Rondrogen ein. »Imperium-AIpha wird von Terrania City abgeschirmt. Wir würden nur einen gefährlichen Platz mit dem anderen tauschen.«

Bull wollte antworten, doch in diesem Augenblick tauchte Breslauer wieder auf. »Ich glaube, dass sie uns entdeckt haben«, meldete der Roboter. »Sie bilden einen Ring um diesen Sektor. Einen Durchbruch können wir nicht schaffen.«

»Das erleichtert uns die Wahl.« Bully beugte sich nach vorn und kroch in eine Röhre der großen Kläranlage.

26.

Der alte Mann, der von Bord gegangen war, hatte mit Roi Danton nicht mehr viel gemeinsam. Er hieß Grown teer Nagel, hatte ein faltiges Gesicht, lichtetes graues Haar und zittrige Hände. Er ging vornübergebeugt, seine Blicke waren scheu und unstet.

Grown teer Nagel sprach mit leiser Stimme und war feige. Er war *tatsächlich* feige, denn im Umgang mit den Aphilikern konnte man sich nicht auf schauspielerische Fähigkeiten verlassen. Im Grunde genommen hatte Grown teer Nagel mit Roi Danton nur noch eines gemeinsam: Das Ziel des alten Feiglings teer Nagel war auch Dantons Ziel - Reginald Bull finden und ihn befreien.

Gwandrion kam über den Strand, seine schweren Stiefel ließen den Sand knirschen. Der nächtliche Himmel zeigte sich wolkenverhangen, das monotone Rauschen der Wellen wirkte ermüdend.

Gwandrion blieb neben teer Nagel stehen und warf einen Blick auf

sein Kombiarmband. »Sie sollten längst hier sein«, sagte er ungeduldig. »Hoffentlich hatten sie keinen Zusammenstoß mit den Aphilikern.«

»Gehen Sie jetzt zurück in das U-Boot!«, befahl teer Nagel. »Ich war-
te allein.«

Gwandrion zögerte.

Der Alte kicherte. »Sie wollen mich nicht allein lassen«, stellte er fest. »Denken Sie, dass ich mit dieser Situation nicht fertig werde?«

»Nun«, antwortete Gwandrion gedehnt, »Sie sind nicht mehr der, der Sie einmal waren. In jeder Beziehung.«

»Gehen Sie!«, wiederholte teer Nagel.

Der große Mann watete ins Wasser und war gleich darauf verschwunden. Teer Nagel versuchte, die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen. Er trug nur einen dünnen Umhang und eine zerschlissene Hose aus synthetischem Stoff. Es war kalt, und er fror. Außerdem hatte er Angst vor unsichtbaren Dingen. Jedes Geräusch ließ ihn zusammenzucken.

Er wanderte einige hundert Meter am Strand entlang bis zu einem großen Stein. Dort ließ er sich nieder.

Er dachte von sich als Grown teer Nagel.

Er war Grown teer Nagel.

In der Ferne blitzte ein Licht auf. Der Alte erhob sich. Er hatte Angst, dass Aphiliker kommen würden. Vielleicht hatten sie die Immunen entdeckt und gefoltert. Dann wussten sie, dass unten an der Küste ein einsamer Mann wartete, der zur OGN gehörte. Allerdings würden sie nicht wissen, wer der alte Mann tatsächlich war. Denn die Immunen aus Terrania City, die teer Nagel abholen sollten, hatten von der Zentrale der OGN nur den Befehl erhalten, einen alten Mann in die Hauptstadt zu bringen. Diesen Befehl hatte Roi Danton gegeben.

Das Licht blitzte erneut auf, diesmal schon viel näher.

Die menschliche Persönlichkeit ließ sich nach Wunsch verändern und formen. Man konnte mit entsprechenden Präparaten Feiglinge, Helden, Verbrecher und Humanisten formen. Allerdings funktionierte das nur bei den Immunen - die Aphiliker unterlagen dem Waringer-Effekt, der stärker war als alle Mittel.

Vor Beginn der Aphilie hatten Präparate zur Persönlichkeitsveränderung auf der schwarzen Liste gestanden. Ihr Vertrieb war ebenso streng bestraft worden wie ihre Benutzung. Aber das lag lange zurück. Heute gab es keine geordneten Verhältnisse mehr. Die Immunen der OGN und anderer Organisationen mussten zu verzweifelte Mitteln greifen, um im Kampf gegen die Aphiliker bestehen zu können.

Grown teer Nagel wusste, dass die wiederholte Benutzung solcher Präparate gefährlich war. Wer sich mehrfach in jemand verwandelte, der er in Wirklichkeit nicht war, würde schließlich seine Identität verlieren. Teer Nagel hatte Menschen gesehen, die durch den jahrelangen Gebrauch gefährlicher Präparate zu seelenlosen Puppen geworden waren.

Um ihn herum bildete sich ein Kreis von Lichtern. Teer Nagel riss die Arme vor das Gesicht und blinzelte geblendet. *Es sind Aphilikler!*, dachte er bestürzt.

Doch dann rief eine Stimme die vereinbarte Losung: »Die Rosen blühen noch!«

Teer Nagel gab sich einen Ruck. »Sie werden verblühen, wenn wir sie nicht pflegen«, gab er mit schwacher Stimme zurück.

»In Ordnung«, sagte eine harte Stimme. »Es ist der Alte.«

Eine Gestalt trat in den Lichtkreis. Ein Mann in schwarzem Stoffanzug, das hagere Gesicht von jahrelangen Strapazen gezeichnet.

»Grown teer Nagel?«

»Ja«, sagte der Alte ängstlich. »Ich warte schon geraume Zeit.«

»Nach der Roboterrevolution wurden die Streifen in den offenen Gebieten verstärkt«, erwiderte der Mann. Teer Nagel kannte ihn. Es war Atlas Cimarron, einer derjenigen, die schon am längsten unter den Aphilikern lebten, ohne entdeckt worden zu sein.

Cimarron war ein gefühlsarmer Mensch, aber er war kein Aphilikler. Fast hätte der Alte ihn mit dem Namen angesprochen. Gerade noch rechtzeitig entsann er sich, dass teer Nagel einen Mann namens Atlas Cimarron nicht kennen konnte.

»Sie können mich Atlas nennen«, sagte Cimarron. Er machte eine unbestimmte Geste in Richtung der Gestalten hinter den Lampen. »Das sind Freunde.«

»Werden Sie mich sofort in die Stadt bringen?«

Atlas verneinte. »Nachts unterwegs zu sein ist gefährlich. Es gibt ein paar Bungalows weiter im Norden. Dort werden wir übernachten. Morgen früh brechen wir dann auf.«

Teer Nagel fühlte sich jetzt sicherer. Die Immunen kannten das Gebiet, und sie wussten auch, wie sie sich verhalten mussten, um nicht von den Aphilikern entdeckt zu werden.

Der alte Mann wusste aber, dass er allein sein würde, sobald die Gruppe ihn in Terrania City abgesetzt hatte. Er würde nicht einmal erfahren, wo das Hauptquartier der OGN in Terrania lag.

Da die Transmitterstationen überwacht wurden, war Grown teer Nagel mit der Rohrbahn in die Stadt gekommen. Die Fahrt von den Außenbezirken ins Zentrum hatte nicht länger als viereinhalb Minuten gedauert.

Teer Nagel stand auf der Straße vor der Hauptstation und versuchte sich zu erinnern, ob das die Stadt war, in der er einmal gelebt hatte. Äußerlich hatte sich wenig verändert, wenn auch die farbenfrohen Fassaden der Gebäude einem eintönigen Grau gewichen waren. Die nüchternen Aphiliker benötigten keine Farben.

Tausende Menschen bewegten sich auf den Transferstraßen, den freien Plätzen und in der Nähe der Häuser. Ihre Stille war bedrückend. Teer Nagel sah nur wenige Frauen und Männer miteinander reden. Die Aphilie hatte alle Formen der zwischenmenschlichen Beziehungen fast völlig ausgelöscht.

Das war eine andere, eine fremde Stadt. Es war keine menschliche Stadt. Überall patrouillierten Polizeiroboter. Teer Nagel ging ziellos davon, um nicht die Aufmerksamkeit der Roboter zu erregen.

Die Stadt hatte etwas Erdrückendes. Teer Nagel glaubte, ersticken zu müssen, wenn er länger hier blieb. Er kämpfte dagegen an. Falls er sich nicht an diese Umgebung gewöhnen konnte, würde seine Mission scheitern.

Teer Nagel überquerte den freien Platz und ging am Gebäude der Administratoren vorbei in die Wega-Allee. Die meisten Geschäfte waren geschlossen, weil die Menschen von zentralen Stellen aus mit den notwendigen Gütern versorgt wurden.

Er wechselte auf ein schneller dahingleitendes Transferband. Die Howalgoniumsäule, die früher auf einem Hügel am Ende der Allee gestanden hatte, war verschwunden. In ihrer unmittelbaren Umgebung hatte es zahlreiche Tanzlokale gegeben, die längst verfielen. Teer Nagel registrierte, dass nirgends Musik erklang.

Als er das Band verließ, wurde er von einem schwarzhaarigen Mann angehalten. Der Unbekannte trug einen fleckigen Regenumhang und hochhackige Stiefel. »Warte einen Augenblick, Alter«, sagte er.

Die Stimme klang gleichgültig. Teer Nagel blieb stehen und blickte den anderen furchtsam an.

»Schon eine Versicherung abgeschlossen?«, erkundigte sich der Fremde.

Teer Nagel wusste wirklich nicht, um was es ging. Aus Angst, einen Fehler zu machen, gab er keine Antwort, sondern wandte sich ab. Der junge Mann hielt ihn am Arm fest. Teer Nagel wollte sich losreißen, aber er bekam sich rechtzeitig unter Kontrolle.

»Eine Versicherung«, sagte der Schwarzhaarige, »ist immer noch der beste Schutz gegen die Zwangseinlieferung in die Stummhäuser.«

»Mir ist gleichgültig, was mit mir geschieht«, erwiderte teer Nagel.

»Hast du Arbeit?« Die Stimme klang lauernd.

»Nein.«

»So. Und wovon lebst du dann?«

Das Gespräch geriet in Bahnen, die Gefahr verhiessen.

Der Fremde grinste breit. »Ersparnisse, wie?«

»Ein wenig«, sagte teer Nagel.

Der andere hielt ihm eine gelbe Karte aus Kunststoff unter das Gesicht. »Dreißig Solar. Eine einmalige Prämie. Sobald sie dich auffordern, in das zuständige Stummhaus zu kommen, rufst du deinen Agenten an. Er kümmert sich dann um alles.«

Teer Nagel hatte einhundertfünfzig Solar bei sich. Diese Summe galt als unverdächtig, auch bei einem alten Mann. Um den Fremden loszuwerden, griff er in die Tasche und holte das Geld hervor. Er zählte dreißig Solar ab und gab sie dem Schwarzhaarigen. Dafür erhielt er die gelbe Karte.

»Wo lebst du eigentlich?«, wurde er gefragt.

»Trizano-Sektor«, sagte er. »Zwölfter Straßenkorridor.« Atlas Cimarron hatte ihm diese Adresse genannt. Bei der Polizei war dort ein Grown teer Nagel registriert.

Er hatte gehofft, dass der junge Mann sich nun zurückziehen würde, sah sich aber getäuscht.

»Trizano-Sektor? Dort soll ein Outsider leben.«

»Ich weiß nicht«, sagte teer Nagel. »Ich muss jetzt weiter.« Er setzte sich in Bewegung.

Der Fremde blieb an seiner Seite. »Mit dir stimmt irgendetwas nicht, Alter. Ich habe ein Gefühl für so etwas.«

»Verschwinden Sie endlich!«, bat teer Nagel verzweifelt. »Ich habe Ihnen eine Karte abgekauft und möchte meine Ruhe haben.«

»Vielleicht bist du registriert«, fuhr der Mann im Regenumhang fort. »Die Regierung zahlt zwanzig Solar für die Ergreifung eines Registrierten. Es gibt genügend alte Spinner, die nicht in Stummhäusern leben wollen.«

»Zum Teufel«, sagte teer Nagel. Er sah sich nach einer Fluchtmöglichkeit um.

»Wir machen einen kleinen Spaziergang«, drängte der Mann. »Sobald ich dich bei der nächsten Polizeistation abgeliefert habe, lasse ich dich in Ruhe. Du verstehst doch, dass ich mir zwanzig Solar verdienen möchte?«

Teer Nagel griff in die Tasche und zog einen Fünfundzwanzig-Solar-Schein heraus. »Hier«, sagte er, »nehmen Sie das und verschwinden Sie!«

Der Mann nahm das Geld. »Das ist nicht genug!«, sagte er erbarmungslos. »Ich will *alles*!«

Sie gingen Seite an Seite neben einem schnell laufenden Transferband, teer Nagel außen, der Mann im Regenmantel innen. Der Alte blieb plötzlich stehen. Bevor der Schwarzhaarige gegen ihn prallte, rammte er ihm den Ellenbogen in die Magengrube. Der Mann gab einen ersticken Laut von sich und krümmte sich nach vorn. Teer Nagel holte mit der linken Hand aus und versetzte dem anderen einen zweiten Schlag, diesmal gegen den Hals.

Der Regenumhang breitete sich wie die Flügel eines Riesenvogels aus, als der Aphiliker seitwärts kippte und auf die Straße fiel. Das Band trug ihn davon. Teer Nagel ging weiter, als wäre nichts geschehen. Er war sicher, dass sein Angriff von niemandem beobachtet worden war.

Das Band trug den Bewusstlosen hinter den Hügel. Kein Mensch kümmerte sich um den Zusammengeslagenen.

Teer Nagel war so erregt, dass er am ganzen Körper zitterte. Er hatte die einzige Möglichkeit genutzt, um den aufdringlichen Aphiliker loszuwerden. Dabei war ihm vor Angst fast übel geworden. Die Reaktion seiner Nerven überraschte ihn nicht.

Den Weg zum Raumhafen kannte er. Atlas Cimarron hatte ihm nur nicht genau sagen können, wie viele Sperren die Aphiliker errichtet hatten. »Natürlich werden nicht alle Zugänge kontrolliert«, hatte Cimarron erklärt. »Das Gefährliche an den Sicherheitsmaßnahmen ist, dass sie ständig variieren. Man kann sich nie darauf einstellen. Die Polizei hat kein bestimmtes System. Manchmal bleibt eine Straße wochenlang unbewacht, dann wird sie zwei Tage hintereinander kontrolliert. Auf diese Weise haben die Aphiliker immer einen Überraschungseffekt auf ihrer Seite. Ich glaube, dass sie so schon ein paar hundert Immune und Registrierte geschnappt haben.«

Im Grunde genommen brauchte teer Nagel keine Kontrolle zu fürchten. Er besaß einwandfreie Papiere, und eine Nachprüfung seiner Adresse bedeutete keine Gefahr für ihn. Der größte Unsicherheitsfaktor war die Tatsache, dass er ein Immuner war. Ein Brandmal auf seiner Stirn hätte keinen deutlicheren Hinweis liefern können. Teer Nagel hoffte jedoch, dass er seine innere Unsicherheit nach einiger Zeit überwinden konnte.

So lange durfte er indes nicht warten. Der einzige Weg nach Imperium-Alpha führte über den Raumhafen. Alle anderen Zugänge wur-

den so scharf bewacht, dass man ihn in jedem Fall sofort entdeckt hätte. Mehrmals hatten OGN-Mitglieder versucht, in Imperium-Alpha einzudringen, waren aber entdeckt und verhaftet worden. Teer Nagel hatte sich deshalb entschlossen, den einzigen Weg zu nehmen, der Aussicht auf Erfolg verhiess: die Transmitterstation im Raumhafen von Terrania City. Von dort wurden täglich Waren nach Imperium-Alpha gesandt.

Er glaubte nicht, dass der Mann im Regenumhang etwas gegen ihn unternehmen würde, sobald er wieder zu sich kam. Die Methoden, die der Aphiliker angewandt hatte, waren ungesetzlich.

Gegen Nachmittag erreichte teer Nagel den großen Park in der Nähe des Goshun-Sees. Dort sah er zum ersten Mal eine Gruppe von Kindern. Sie wurden von Robotern beaufsichtigt. Teer Nagel fiel auf, dass diese Kinder nicht miteinander spielten oder lachten. Sie wanderten durch den Park, als müssten sie sich einer unangenehmen Pflicht entledigen.

Als teer Nagel näher kam, entwickelte sich zwischen zwei Jungen ein Streit. Es kam zu einer Schlägerei, die von beiden Kämpfern mit unglaublicher Härte geführt wurde. Der Alte musste an sich halten, um nicht einzugreifen. Die Roboter taten nichts, offenbar hatten sie den Befehl, die Kinder gewähren zu lassen. Schließlich blieb einer der Streitenden mit blutüberströmtem Gesicht liegen, während die Gruppe mit den Robotern weiterging.

Als teer Nagel sicher sein konnte, dass sich niemand in der Nähe befand, ging er zu dem verletzten Kind hin. Der Junge sah ihn teilnahmslos an, als er sich über ihn beugte. Sein Gegner hatte ihm Haare ausgerissen und ihm eine klaffende, heftig blutende Wunde über der rechten Augenbraue zugefügt.

Teer Nagel wollte dem Jungen auf die Beine helfen und steckte einen heftigen Tritt ein. »Hau ab, Opa!«, schrie der Kleine böse. »Komm mir nicht zu nahe!«

»Du bist verletzt!«, sagte teer Nagel. »Du brauchst Hilfe.«

Die Antwort war so vulgär, dass der Alte zusammenzuckte. Der Zorn über die Niederlage hatte den Jungen unbeherrscht gemacht. Teer Nagel schätzte ihn auf acht Jahre. Nur der verbissene Gesichtsausdruck ließ ihn älter erscheinen.

»Ich will dir helfen«, sagte Grown teer Nagel ruhig.

Die Augen des Jungen weiteten sich. »Bist du verrückt?«

»Vielleicht«, murmelte teer Nagel. Er dachte in diesem Augenblick nicht daran, weshalb er nach Terrania gekommen war. Als er sich wieder über den Jungen beugte, sah er, dass dieser an ihm vorbei auf jemand blickte, der hinter sie getreten war.

Teer Nagel richtete sich auf und drehte sich um. Zwei Männer in Polizeiuniform standen vor ihm. »Was machen Sie da?«, fragte einer von ihnen.

»Der alte Spinner wollte mir helfen!«, kreischte der Junge und richtete sich endlich auf. Er presste eine Hand auf die blutende Wunde und spuckte aus. »Ich brauche keine Hilfe.«

Die Angst lahmte teer Nagel. Er stand mit geöffnetem Mund da und starrte wie hypnotisiert auf die glänzenden Spangen, die an den Jacken der Polizisten prangten.

Reginald Bulls Hände griffen ins Leere. Er hatte das Ende der Röhre erreicht. Vor ihm lag ein Schacht oder ein großer Kessel. Von unten blies ihm heißer Wind ins Gesicht. Er hielt an und wandte sich zu Rondrogen und Breslauer um. »Von hier ab wird es schwierig!«, rief er.

Seine Hände tasteten den oberen Rand ab und fanden einen Vorsprung, an dem er sich festhalten konnte. Er zog sich aus der Röhre. Einen Augenblick lang hing er bewegungslos da, dann begann er mit den Beinen zu pendeln, bis er einen Halt gefunden hatte.

»Licht!«, befahl er dem Roboter. »Ich will sehen, wo wir sind.«

Der Scheinwerfer flammte auf. Bulls Augen brauchten einige Zeit, bis sie sich an die Helligkeit gewöhnt hatten. Zunächst sah er Rondrogen, der in der Röhre steckte und zu ihm heraufblickte. Dahinter war Breslauer.

»Du musst versuchen, an Rondrogen vorbeizukommen!«, befahl Bull dem Roboter. »Ohne deine Hilfe kommen wir von hier aus nicht weiter.«

Schnell stellte sich heraus, dass die Röhre zu eng war. Breslauer kam nicht an Rondrogen vorbei.

»Dann versuchen wir es anders«, schlug Bull vor. »Major, schieben Sie sich in den Schacht, Breslauer wird Sie an den Füßen festhalten, damit Sie nicht abstürzen. Sobald der Roboter bei mir ist, wird er mich ebenfalls an den Beinen packen.«

Das Manöver kostete sie einige Zeit, aber es brachte den gewünschten Erfolg. Breslauer konnte die Röhre verlassen und beide Männer festhalten. Er war stark genug, um Bull und Rondrogen zu tragen. Im Schein der Lampe konnte Bull jetzt die gegenüberliegende Schachtwand sehen. Sie war glatt und von Moder überzogen.

»Aufwärts!«, befahl der Zellaktivatorträger.

Der Roboter schwebte durch den Schacht in die Höhe.

»Leuchte die Wände ab!«, ordnete Bull an. »Ich will sehen, ob es Nebengänge gibt!«

Sie entdeckten zahlreiche Röhrenaustritte, die jedoch alle zu eng waren, um die drei Flüchtlinge aufnehmen zu können.

»Ob sie uns noch auf der Spur sind?«, fragte Rondrogen nervös.

»Sie glauben, dass sie uns in der Falle haben«, erwiderte Bull. Seine Blicke fielen auf einen größeren Seitenstollen. »Dort drüben«, machte er Breslauer aufmerksam. »Wir müssen feststellen, wohin dieser Gang führt. Vielleicht können wir durch ihn in einen anderen Sektor von Imperium-Alpha wechseln.«

»Das ist ein Staugang«, erklärte Breslauer. »Sobald sich in einem der Großfilter genügend Wasser angesammelt hat, wird es durch diese Gänge abgelassen.«

»Im Augenblick wird er jedenfalls nicht benutzt«, erwiderte Bull.

Sie schwebten quer durch den Schacht. Breslauer landete sicher auf dem Fanggitter vor dem Gang. Er leuchtete in die Dunkelheit. Der Gang war verlassen, der Boden wurde von einem Rinnsal bedeckt.

Bull übernahm wieder die Führung. Er wusste, dass die aphilischen Roboter früher oder später auch in diesen Bereich der Zentrale folgen würden, deshalb durfte er keine Zeit verlieren.

Plötzlich gab es ein Geräusch, als würde ein überdimensionaler nasser Lappen gegen eine Wand geklatscht. Bull blieb stehen. Er hörte das Gurgeln von Wasser. »Was ist das?«, fragte er.

»Ich nehme an, dass einer der Großfilter geöffnet wurde!«, rief Rondrogen erschrocken.

Bull begriff, dass der Major das jetzt deutlich hörbare Tosen der Wassermassen richtig gedeutet hatte. Er fuhr herum und wollte aus dem Staugang fliehen. Doch seine Reaktion kam zu spät. Die Flut erreichte ihn, bevor er einen Schritt in Richtung des Ausgangs machen konnte. Er wurde von den Beinen gerissen und davongewirbelt, stieß gegen etwas Hartes und wollte sich festhalten, doch er schaffte es nicht. Obwohl er den Atem anhielt, geriet Wasser in seine Luftröhre. Um ihn her war nur noch Wasser.

Bull wurde aus dem Staugang gerissen. Er vermutete, dass es Rondrogen und Breslauer nicht besser erging.

Dann folgte der Sturz ins Nichts.

Das Ende!, dachte Reginald Bull.

Beinahe gleichzeitig klatschte er in das Sammelbecken am Boden des Schachtes. Er tauchte unter. Seine Lungen drohten zu bersten. Mit heftigen Schwimmstößen kam er an die Oberfläche. Er hustete und würgte,

konnte sich aber an der Oberfläche halten. Die Tatsache, dass das Sammelbecken noch nicht geleert worden war, hatte ihm das Leben gerettet.

Neben ihm klatschte etwas ins Wasser, vermutlich Rondrogen. Hoch über sich entdeckte Bull einen Lichtschein. Das konnte nur Breslauer sein, der sich oben im Staugang festklammerte.

Bull schnaubte und rang nach Luft, bis er schließlich krächzende Laute hervorbrachte. Dann verhielt er sich ruhig und lauschte. Er hoffte, etwas von Rondrogen zu hören, aber da war nichts außer dem Gurgeln des Wassers.

»Sir!«, hörte er Breslauer rufen. Die Stimme kam von oben und klang dumpf. »Sind Sie da unten?«

»Ja, verdammt!«

»Ich komme, Sir!«, kündigte der Roboter an. Der Lichtkegel bewegte sich. Bull sah den *Whistler*-Spezialroboter in die Tiefe gleiten.

»Rondrogen ist weg!«, rief er. »Du musst ihn suchen.«

Breslauer verschwand im Wasser. Sein Scheinwerfer verbreitete diffuses Licht.

Einige Zeit später tauchte der Roboter neben Bull auf. Er hielt einen schlaffen Körper in den Armen. Mit wenigen Schwimmstößen schloss Bull zu Breslauer auf. Er sah sofort, dass Rondrogen tot war. Die Kopfhaltung des Majors ließ keinen Zweifel zu. Rondrogen war vom Wasser mitgerissen worden und gegen die Schachtwand geprallt. Dabei hatte er sich das Genick gebrochen.

»Er ist tot, Sir«, sagte Breslauer.

»Das sehe ich«, erwiderte Bull niedergeschlagen. »Wir lassen ihn hier zurück. Wir hätten den Staugang nicht betreten dürfen.«

Breslauer ließ die Leiche los. Sie verschwand aus dem Lichtkreis seines Scheinwerfers.

»Nun wird er doch keine neuen Schuhe bekommen«, sagte Bull bedrückt. Rondrogens Tod lahmte seine Initiative. Er überlegte, ob es besser war, wenn er sich den Jägern stellte. Was konnten sie ihm schon anhaben? Kein Aphiliker würde es wagen, den ehemaligen Regierungschef zu töten.

Reginald Bull ahnte jedoch, dass ihm nach einer Gefangennahme ein schlimmeres Schicksal als der Tod bevorstand. Er kannte die Methoden nur zu gut, mit denen die Aphiliker »Verrückte« zu »heilen« versuchten. Sie würden ihn behandeln und schließlich in ein Sanatorium stecken, das grauenvoller war als alle Stummhäuser.

Bull biss sich auf die Unterlippe. Vierzig Jahre lang hatte er mitge-

holfen, Einrichtungen wie Stummhäuser und Wärmekapseln zu errichten. Er hatte zahlreiche Befehle gegeben, die das Leben in diesen Festungen selbst für Aphiliker qualvoll erscheinen ließ.

»Es ist nicht gut, wenn wir hier unten im Wasser bleiben«, stellte Breslauer fest.

»Ich weiß«, sagte Bull.

Er ahnte, dass ihn die Erinnerung an die vierzig Jahre, die er als Aphiliker gelebt hatte, noch lange quälen würde - sofern er diesen Fluchtversuch überhaupt überlebte. Er war unschuldig in die Aphilie verwickelt worden, kein Immuner würde ihm jemals einen Vorwurf machen können. Trotzdem fühlte er sich für viele Ereignisse der vergangenen vierzig Jahre verantwortlich.

Wenn die Menschheit nicht von der Aphilie erlöst wurde, würde sie untergehen. Das sah Bull ganz deutlich. Eine aphilische Gesellschaftsform konnte nicht von Bestand sein. Ein Zusammenleben ohne Nächstenliebe war undenkbar. Alle Humanität war erloschen.

»Es ist schrecklich!«, schrie Bull in den dunklen Schacht hinauf. Seine Stimme verlor sich in Seitengängen und Nischen und fand ein vielfältiges Echo. Er spürte, dass Breslauer ihn aus dem Wasser zog. Der Roboter schwebte mit seiner Last wieder nach oben.

»Wir benutzen den Staugang, den wir bereits betreten haben«, entschied Bull. »Wahrscheinlich ist der Großfilter inzwischen leer, sodass keine Gefahr mehr droht.« Allmählich fand er seine gewohnte Entschlossenheit wieder. Er durfte nicht resignieren. Wenn er nur einen Teil seiner Fehler aus vierzig Jahren wieder gutmachen wollte, musste er die eigene Schwäche bekämpfen. Das war er sich und der Menschheit schuldig.

Vielleicht war seine späte Immunisierung ein Signal. Er dachte an die OGN, die unter der Führung von Roi Danton gegen die Aphiliker kämpfte. Seit Jahren hatte er seinen einstigen Freund jagen lassen. Was mochte Rhodans Sohn von ihm halten? Konnte Michael ihm jemals vergeben?

Bull nahm an, dass Roi Danton alles nüchtern sah, obwohl sich in vierzig Jahren grenzenlose Verbitterung und Hass aufstauen konnten.

Er riss sich von diesen Gedanken los. Schließlich standen seine Chancen, jemals mit Michael Rhodan reden zu können, alles andere als gut. »Ich hoffe nur, dass er davon erfährt!«, sagte Bull zu sich selbst. »Er muss wissen, dass ich immun geworden bin.«

»Wovon reden Sie, Sir?«, fragte Breslauer.

»Es ist nichts«, wehrte Reginald Bull ab. »Gib mir einen Lagebericht!«

»Ich bin sicher, dass die Kläranlage umstellt ist«, sagte Breslauer. »Aber die Aphiliker wissen nicht mehr, wo wir uns im Augenblick aufhalten. Hier können sie uns nur schwer aufspüren.«

»Dieser Platz ist alles andere als einladend«, gab Bull zurück. »Wir würden umkommen, wenn wir hier leben müssten.«

»Ich nicht, Sir«, sagte Breslauer.

»Richtig«, stimmte Bull zu. »Du nicht.«

»Es gibt noch immer immune Roboter, die nicht entdeckt wurden«, berichtete der *Whistler*-Robot weiter. »Ich kann in unregelmäßigen Abständen Impulse von ihnen empfangen.«

Bull überlegte, wie er jene Roboter für seine Zwecke einsetzen konnte. Er fragte Breslauer danach.

»Sie stellen keine strategische Größe dar«, antwortete der Roboter. »Sie würden sofort vernichtet werden.«

»Vielleicht können wir später auf sie zurückgreifen.«

Sie drangen in den Staugang ein. Diesmal übernahm Breslauer die Führung. Bull hielt sich an ihm fest. Eine zweite Woge würde ihn nicht wieder überraschen.

Sie kamen ungehindert voran. Schließlich standen sie vor der Sperre des Großfilters.

»Treten Sie zurück, Sir!«, verlangte Breslauer. »Ich werde die Halterung zerstrahlen, damit wir in den Filterbehälter eindringen können.«

»Warte!«, befahl Bull. »Wir wollen unseren Verfolgern keine Möglichkeit geben, den Schuss zu orten und die Energiequelle anzupeilen. Du musst versuchen, die Halterungen aufzureißen.«

Der Einsatz von Breslauers Kräften wurde mit Erfolg belohnt. Bull sah, dass die Sperrklappe nach unten kippte, nachdem Breslauer die Haltebolzen gelöst hatte. Die Flüssigkeit, die sich inzwischen wieder am Boden des Filters gesammelt hatte, schwappte heraus, ohne Schaden anzurichten. Bull deutete auf den Eingang. »Du zuerst!«, befahl er dem Roboter.

Nacheinander krochen sie in den Filter. Bull schätzte, dass sie sich jetzt auf gleicher Höhe mit der vierten oder fünften Hauptebene befanden. Sie mussten aber noch weiter nach oben.

Er fragte sich, ob er noch einmal das Licht der Sonne Medaillon erblicken würde. Bull sah diesem Zeitpunkt mit gemischten Gefühlen entgegen, wusste er doch, dass das verhängnisvolle aphilische Verhalten der Menschheit seinen Ursprung in der neuen Sonne der Erde hatte.

Zwanzig Minuten nachdem Gatholtiden beim Ministerium für Ökonomie den Antrag gestellt hatte, die Kläranlage abschalten und durchsuchen zu dürfen, erhielt der Stellvertretende Chef der SolAb endlich Antwort. Sie fiel so aus, wie er bereits befürchtet hatte.

Das Ministerium war mit der Abschaltung der Anlage nicht einverstanden und wies Gatholtiden an, nichts zu tun, was ihre Funktion stören könnte. Damit waren ihm die Hände gebunden.

»Umstellen Sie die Anlage«, hatte der zuständige Sekretär empfohlen. »Früher oder später werden Bull und sein Roboter herauskommen - wenn sie überhaupt dort sind, wo Sie vermuten.«

Inzwischen war das in Frage kommende Gebiet abgeriegelt worden. Und Gatholtiden hatte die Anordnungen des Ministeriums in einem Punkt zu interpretieren gewagt: Vor wenigen Minuten waren von der Zentrale der SolAb aus einige hundert Mikrosphone in die Kläranlage eingeschleust worden. Gatholtiden hoffte, dass er auf diese Weise wenigstens den Standort Bulls feststellen konnte.

Wenn die Regierungsmitglieder erst einmal Bilder des Flüchtlings zu sehen bekamen, würden sie auf den Minister für Ökonomie einwirken, dass er der SolAb größere Bewegungsfreiheit in seinem Gebiet einräumte.

Das änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass Gatholtiden den selbst erstellten Zeitplan nicht einhielt. Die Stunde, die er als Frist für eine Ergreifung Bulls angesetzt hatte, war längst verstrichen.

»Mikrokameras!«, rief Breslauer. »Zwei. Sie sind soeben in den Großfilter eingedrungen.«

Reginald Bull machte sich nicht die Mühe, nach den flugfähigen Spionen Ausschau zu halten. Die siganesischen Instrumente waren viel zu klein, als dass er sie entdecken konnte.

»Soll ich sie vernichten?«, fragte Breslauer.

Bull verneinte. Er wusste, dass die Aphiliker nun seinen Standort wieder kannten. Wahrscheinlich wimmelte es im näheren Umkreis von Robotspionen. »Sie werden uns von nun an auf ihren Monitoren beobachten«, sagte er bitter. »Und diesmal werden sie unsere Spur nicht verlieren. Immerhin deutet ihr Vorgehen darauf hin, dass man mich nicht töten, sondern gefangen nehmen will.«

Die Aphiliker hatten ihn in die Enge getrieben, und sie brauchten nur zu warten. Er *musste* früher oder später die Kläranlage verlassen, denn sie bot auf Dauer keine Überlebenschancen.

»Die Flucht ist unlogisch geworden«, verkündete der Roboter. »Sie hat keinen Sinn mehr.«

»Ja«, stimmte Bull zu. »Es ist vielleicht besser, wenn wir Verhandlungen aufnehmen. Richte einen Funkspruch an die Zentrale. Ich will mit einem Regierungsmitglied sprechen.«

»Ich versuche es«, sagte Breslauer.

Gatholtiden hatte alle erreichbaren Mitglieder der Regierung in die Zentrale gerufen. Zwei Hologramme zeigten das Innere des Großfilters, in dem Bull und sein Roboter sich aufhielten. Der Roboter hatte die Spionkameras geortet und sich in Bulls Auftrag mit der Zentrale in Verbindung gesetzt.

Gatholtiden wandte sich zu den Mitgliedern der Regierung um. »Vergessen Sie nicht, dass wir es mit einem Verrückten zu tun haben«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Das ist nicht der Reginald Bull, wie wir ihn aus seiner Zeit als Regierungschef kennen. Durch uns bisher unbekannte Umstände ist er krank und verrückt geworden.« Danach richtete Gatholtiden seine Aufmerksamkeit wieder auf die Schirme. »Bull hat um ein Gespräch gebeten! Offensichtlich sieht er ein, dass er keine Chance mehr hat. Wir haben ihn festgesetzt.«

»Aber er ist noch immer nicht Ihr Gefangener«, widersprach Carra-tallo, der Sprecher der Weltraumbehörde.

Gatholtiden wollte zu einer ärgerlichen Antwort ansetzen, als sich Bulls Roboter abermals meldete. »Ich bin bereit, mit Ihnen zu verhandeln«, sagte er. »Hier spricht Reginald Bull, der Regierungschef.«

»Er glaubt, dass er nach wie vor die Regierung führt«, stieß jemand überrascht hervor.

»Bull versucht, psychologische Vorteile für sich herauszuschlagen«, behauptete der Stellvertretende SolAb-Chef. »Ich werde jetzt mit ihm reden.« Mit einem knappen Befehl an den Raumservo aktivierte er eine Sprechverbindung: »Hören Sie, Bull! Wir haben Sie auf den Schirmen. Mikrokameras beobachten jeden Ihrer Schritte. Sie sitzen in der Kläranlage fest. Wir kennen Ihre Position und haben den gesamten Sektor umstellt. Sie kommen da nicht mehr heraus.«

»Sie unterstehen noch immer meinem Befehl«, lautete die Antwort. »Ich verlange, dass Sie die Roboter sofort zurückziehen.«

»Sie können keine Befehle mehr erteilen.«

»Wer ist an meine Stelle getreten?«

Gatholtiden sah sich Hilfe suchend nach den Regierungsmitgliedern um.

»Sagen Sie ihm, dass ein Führungsgremium seine Arbeit übernommen hat«, zischte Hekezzel Toschia geistesgegenwärtig.

»Eine Mannschaft ist an Ihre Stelle getreten«, sagte Gatholtiden.

»Ich werde mich ergeben, sobald gewisse Bedingungen erfüllt sind.«

Gatholtiden verzog das Gesicht. Nur ein Verrückter konnte in einer solchen Situation Forderungen stellen. Er wollte eine schroffe Antwort geben, doch Toschia kam ihm zuvor.

»Hier spricht Toschia, Bull. Nennen Sie Ihre Bedingungen.«

»Haben Sie den Dicken endlich abgelöst?«, fragte Bull ironisch.

Gatholtiden begriff, dass sich die Bemerkung auf ihn bezog. Er wollte aufbrausen, aber Toschia legte ihm eine Hand auf die Schulter und brachte ihn mit einem Fingerdruck zum Schweigen.

»Gatholtiden ist der Jäger«, antwortete Toschia. »Er hat Sie gestellt. Die Verhandlungen sind meine Arbeit.«

Gatholtiden stellte mit widerwilliger Bewunderung fest, dass Toschia einen psychologisch günstigen Zeitpunkt ausgewählt hatte, um sich in Szene zu setzen. Toschia war einer der ernsthaftesten Bewerber im Kampf um die Nachfolge Reginald Bulls.

»Meine Bedingungen sind einfach«, klang Bulls Stimme erneut auf. »Ich erkläre offiziell meinen Rücktritt. Sie lassen mich frei, damit ich mich der OGN anschließen kann.«

Gatholtiden sprang auf. »Diese Unverschämtheiten können Sie sich sparen!«, schrie er.

Toschia blieb ruhig. »Warum sollten wir nicht darauf eingehen?«, fragte er und unterbrach die Verbindung, damit Bull ihn nicht hören konnte. »Niemand kann uns zwingen, unseren Teil der Abmachung einzuhalten, wenn Bull seinen Zweck erfüllt hat. Sein offizieller Rücktritt käme unseren Plänen entgegen.«

Keiner erhob Einwände.

Vielleicht, überlegte Gatholtiden, war es an der Zeit, sich auf die Seite von Hekezzel Toschia zu schlagen. Der Minister hatte gute Aussichten, Bulls Nachfolger zu werden, wenn es ihm gelang, dieses Problem zu lösen.

»Sprechen Sie jetzt wieder zu ihm«, schlug Toschia dem SolAb-Mann vor. »Sagen Sie ihm, dass wir einverstanden sind, und handeln Sie mit ihm den richtigen Zeitpunkt aus.« Damit hatte Toschia von sich aus den Pakt mit Gatholtiden besiegelt.

Gatholtiden schaltete die Anlage wieder ein. »Können Sie mich hören?«

»Ja«, antwortete Bull.

»Nun gut, wir sind einverstanden. Ergeben Sie sich. Wir erwarten Sie in zehn Minuten auf dem Gang oberhalb der Großfilter. Sie können leicht dorthin gelangen.«

»Ich brauche Bedenkzeit«, sagte Bull.

Der dicke Mann runzelte die Stirn. »Aber *Sie* haben doch die Bedingungen gestellt.«

»Wennschon«, erwiderte Bull gelassen. »Ich sitze hier im Großfilter ziemlich sicher. Dank meines Zellaktivators halte ich es eine Zeit lang hier unten aus. Nahrung brauche ich nicht, und mit Wasser bin ich versorgt.«

Gatholtiden blickte sich zu Toschia um. Er hatte den Verdacht, dass der Verrückte im Großfilter einen Versuch unternahm, die Regierungsglieder gegeneinander auszuspielen. Verrückt oder nicht - Bull wusste genau, dass der Machtkampf um sein Amt begonnen hatte. Diesen Umstand wollte er ausnutzen.

»Sie können die Klärbrühe nicht trinken, das wird Sie umbringen«, warnte Toschia. »Das Wasser wird erst unterhalb der Filter sterilisiert und keimfrei gemacht.«

»Ein Zellaktivatorträger kann alles trinken«, korrigierte Bull. »Aber ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde in zehn Minuten am vereinbarten Platz sein.«

Gatholtiden überließ es Toschia, die letzten Einzelheiten mit Bull zu besprechen. Er alarmierte seine Agenten, die in der Nähe der Kläranlage Stellung bezogen hatten.

»Verhaftet ihn, sobald er auftaucht!«, befahl er.

Reginald Bull war sich von Anfang an darüber im Klaren gewesen, dass die Aphiliker nicht die Absicht hatten, ihren Teil der Abmachungen einzuhalten. Sie würden ihm zwar die Gelegenheit geben, offiziell den Rücktritt zu erklären, doch das war auch schon alles.

Seine Pläne konzentrierten sich deshalb in erster Linie auf die Rücktrittserklärung. Er wollte sein letztes öffentliches Auftreten dazu benutzen, der Organisation Guter Nachbar klar zu machen, dass er nicht mehr aphilisch war. Er konnte nicht ahnen, dass diese Tatsache der OGN inzwischen bekannt war.

»Wir verlassen den Großfilter«, sagte Bull zu Breslauer. »Ich hoffe nur, dass man dich in Ruhe lassen wird.«

»Sie werden darauf bestehen, mich kurzzuschließen«, vermutete der

Roboter. »Sie können es sich nicht erlauben, einen Roboter in Freiheit zu lassen, der nicht aphilisch ist.«

»Also kann es sein, dass wir uns trennen müssen.«

»Das ist logisch, Sir.«

»Ich mache mir Sorgen um dich«, gestand Bull. »Solange ich aphilisch war, erschien mir deine Gegenwart selbstverständlich. Das ist nun anders. Ich hätte nicht geglaubt, dass man sich so an einen Roboter gewöhnen kann.«

»Ich bin nicht *irgendein* Robot«, versuchte Breslauer zu erklären.

»Ich bin eine Spezialanfertigung der Firma *Whistler*.«

»*Whistler* ist Vergangenheit«, sagte Bull nachdenklich. »Die Firma existiert nicht mehr.« Er ließ sich von Breslauer zum Einfülltrichter des Großfilters tragen.

»Die Spionkameras folgen uns«, registrierte Breslauer.

»Das ist jetzt bedeutungslos«, gab Bull zurück.

Breslauer öffnete den Trichter. Sie gelangten in einen verlassenen Kontrollraum der Kläranlage. Hinter der Tür lag der Gang, in dem die Aphiliker warteten. Reginald Bull legte seine Waffen nieder, denn er wollte in keine Situation geraten, die den Aphilikern einen Grund gab, ihn zu erschießen. »Du kannst versuchen, die Flucht allein fortzusetzen«, bot er Breslauer an.

»Das kommt auf die Umstände an«, sagte sein Begleiter. »Wenn ich eine Chance sehe, werde ich fliehen.«

»Du musst dich mit anderen immunen Robotern zusammenschließen. Vielleicht gelingt euch ein gemeinsamer Ausbruch.« Sie hatten die Tür erreicht und traten auf den Gang hinaus. Bull sah sich gut einem Dutzend Männern und zahlreichen Robotern gegenüber, die ihre Waffen auf ihn richteten. Unwillkürlich hob er die Arme. Die Männer, die er vierzig Jahre lang befehligt hatte, waren nun seine Gegner. Sie hielten ihn für geisteskrank. Er durfte nicht damit rechnen, dass sie jemals begreifen würden, dass sie selbst die Kranken waren. Mehrheiten bestimmen in der Regel, was richtig und normal ist.

»Liebe Freunde«, sagte Bull spöttisch, »macht keinen Staatsakt aus dieser Festnahme.«

Sie besaßen eine gewisse Scheu vor ihm. Nicht, weil er als verrückt galt, sondern weil sie sich nur langsam mit dem Gedanken vertraut machen konnten, dass er nicht mehr Regierungschef war.

Einer der Männer trat vor. »Was machen wir mit seinem Roboter?«

»Er muss kurzgeschlossen oder vernichtet werden«, sagte ein anderer.

Schließlich schlug jemand vor, Gatholtiden zu befragen. Sie setzten sich mit dem Stellvertretenden SolAb-Chef in Verbindung.

»Der Roboter interessiert mich nicht«, hörte Bull Gatholtiden sagen.
»Macht ihn unschädlich und bringt Bull in die Zentrale.«

»Du hast hier nichts mehr verloren, Breslauer«, sagte Bull leise.

Der Spezialroboter setzte sich in Bewegung. Zunächst sah es so aus, als wollte er auf die Männer zugehen und sich ergeben, dann warf er sich herum und sprang in den Kontrollraum zurück. Zwei Strahlschüsse der Kampfroboter streiften ihn. Breslauer's Schutzschirm flammte auf, dann war der *Whistler*-Robot hinter dem zugleitenden Schott dem direkten Zugriff entzogen.

Bull rührte sich nicht. Er konnte Breslauer ohnehin nicht helfen.

Zwei Männer traten auf ihn zu und packten ihn an den Armen.
»Kommen Sie!«, sagte einer barsch. »Wir gehen.«

Am Ende des Korridors blickte Bull noch einmal zurück. Er sah, dass die Kampfroboter im Begriff waren, die Tür aufzubrennen. Vorläufig war Breslauer entkommen, aber Gatholtiden würde die Jagd auf ihn fortsetzen.

27.

Der Junge wandte sich abrupt um und rannte davon. Die Polizisten machten sich gar nicht erst die Mühe, ihn zu verfolgen.

»Er und zwei andere wollten mich überfallen«, hörte Teer Nagel sich sagen. »Dabei habe ich ihn niedergeschlagen und wollte ihn jetzt in einen der Büsche zerren.« Er wunderte sich über seine Geistesgegenwart, bezweifelte jedoch, dass sie ihm weiterhalf. Den Berichten, die Mitglieder der OGN in die Stützpunkte geschickt hatten, war zu entnehmen gewesen, dass es in Terrania viele Kinderbanden gab. Teer Nagel hatte sich instinktiv daran erinnert.

Einer der Beamten sah ihn nachdenklich an. Offenbar waren beide unschlüssig, was sie mit ihm anfangen sollten. »Sie sollten längst in einem Stummhaus sein«, sagte der größere der beiden Männer schließlich. »Gehören Sie zu den Registrierten?«

Teer Nagel zog die Karte heraus, die er vor kurzem gekauft hatte.
»Ich bin versichert!«

»Sie wollen sich also eher erschießen lassen, als in ein Stummhaus zu gehen?«

»Was?«, fragte teer Nagel unwillkürlich.

»Darauf läuft es bei diesen Versicherungen letzten Endes hinaus«, fuhr der Mann fort. Er gab teer Nagel die Karte zurück. »Aber das ist schließlich Ihr Problem.«

»Vermutlich«, sagte teer Nagel fassungslos.

Die Beamten verständigten sich mit Blicken. Sie schienen dabei zu einem Entschluss zu kommen, denn einer wandte sich erneut an den Alten und sagte: »Wir lassen Sie gehen. Machen Sie, was Sie wollen.«

Teer Nagel unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung. Für die Polizisten schien die Angelegenheit erledigt zu sein, sie wandten sich zum Gehen. Teer Nagel wunderte sich, dass sie seine Unsicherheit nicht bemerkt hatten. Er beglückwünschte sich nachträglich zu dem Entschluss, genau diese Maske gewählt zu haben. Trotzdem hätten sie spüren müssen, dass mit dem alten Mann etwas nicht in Ordnung war. Vielleicht waren die Beamten nur Schwierigkeiten aus dem Weg gegangen.

Teer Nagel durchquerte den Park. Gegen Abend erreichte er die Umgebung des Raumhafens. Im Vergleich zu früher war es in diesem Gebiet ungewöhnlich still. Die aphilische Regierung hatte Flüge in den Mahlstrom hinaus weitgehend eingestellt. Die Aphiliker mieden den Kontakt mit Außerirdischen. Unterschwellig schienen sie zu ahnen, dass man sie als Außenseiter behandeln würde.

Der alte Mann bewegte sich parallel zum Raumhafen, ohne auf eine Sperre zu stoßen. Die Eingänge des Landefelds und der Verwaltungsektoren jedoch wurden bewacht.

Teer Nagel machte sich auf die Suche nach einer Unterkunft für die Nacht und wählte nach längerem Zögern eine geschlossene Tiefgarage für Mietgleiter. Es gab keine Besucher, die auf der Erde ankamen und Gleiter benötigten, wie das vor der Versetzung Terras in den Mahlstrom üblich gewesen war.

In der Vorhalle der Garage standen die robotischen Berater und die Verteilersysteme. Sie waren ohne Energiezufuhr, ihre metallischen Hüllen schimmerten matt im spärlich von draußen hereinfallenden Licht. Hier hatte sich nichts verändert. Niemand kam mehr hierher - ganz so, als hätten die Aphiliker eine Scheu vor solchen Plätzen.

Teer Nagel war froh, als er neben einem stillgelegten Antigravschacht eine Nottreppe entdeckte, über die er eine Etage tiefer gelangte. Durch zwei Oberlichter drang gerade so viel Helligkeit, dass er die Gleiter in den Boxen stehen sah. Er begab sich zu einer der Maschinen und öffnete sie, kletterte hinein und machte es sich auf dem Sitz bequem. Hier konnte er ungestört für einige Stunden ausruhen. Er dachte

über seine Aufgabe nach, aber seine Gedanken verwirrten sich zunehmend, und schließlich schlief er ein.

Als ein klickendes Geräusch ihn weckte, wusste er nicht, wie viel Zeit verstrichen war. Draußen war es dunkel geworden, durch die Oberlichter schimmerte die Straßenbeleuchtung. Teer Nagel hatte das unbestimmte Gefühl, dass ihn jemand ansah, und als er den Kopf zur Seite drehte, sah er einen Schatten vor der Luke stehen. Die Furcht vor dem so unverhofft aufgetauchten Fremden lahmte ihn, er verharrte starr im Sitz und wusste nicht, was er tun sollte. Sein Herz klopfte bis zum Hals. Unwillkürlich hielt er den Atem an, weil er fürchtete, dass das kleinste Geräusch ihn verraten könnte. Diese Reaktion war geradezu lächerlich, denn der Fremde hatte ihn auf jeden Fall bereits entdeckt.

Es klickte erneut und hörte sich an, als schlugen zwei Stahlkugeln gegeneinander. Jäh wurde teer Nagel in gleißendes Licht gebadet. Er schloss die Augen.

»Ein Registrierter«, sagte eine raue Stimme. »Wer sonst hätte auf die Idee kommen können, sich in dieses Loch zu verkriechen?«

Teer Nagel blickte auf. Er sah jetzt den Mann deutlicher, der vor dem Gleiter stand. Der Fremde war höchstens 1,70 Meter groß und ausgesprochen hager. Sein Gesicht war von Falten zerfurcht, die dunkelbraunen Augen erinnerten an Inseln inmitten einer unruhigen See. Dieses Gesicht wurde von hellblonden Haaren umrahmt.

Der Mann trug eine Jacke, wie teer Nagel sie nie zuvor gesehen hatte: Tausende winziger ineinander greifender Ösen waren miteinander zu einem dicken Geflecht verbunden. Die Falten in seinem Gesicht garierten in Bewegung, als er grinste. Dann fasste er mit einer Hand an seine Jacke. »Gehäkelt«, erklärte er. »Ich kenne jemanden, der häkeln kann und getrocknete Frösche verkauft.«

»Sie sind ein Immuner«, stieß teer Nagel verblüfft hervor.

Der Mann nickte. Um seinen Hals hing eine silberne Schnur, an deren Ende ein seltsames Gebilde baumelte. Es sah aus wie eine eingetrocknete Frucht, aber nach längerem Betrachten erkannte teer Nagel, dass es ein toter Frosch war.

Die Selbstsicherheit dieses Immunen inmitten der aphilischen Umwelt wirkte erstaunlich. »Was machen Sie hier?«, fragte teer Nagel.

»Ich bin ein Outsider«, sagte der Mann.

Teer Nagel stieß hervor: »Alle Outsider sind aphilisch.«

»Ich nicht«, behauptete der Mann mit dem Frosch. »Aber ich habe die beste Methode, um unter den Aphilikern zu überleben. Nach dem

Gesetz bin ich ein Verbrecher, doch diese Gesellschaft akzeptiert eher einen Kriminellen als einen Immunen.«

»Warum sagen Sie mir das?«

»Weil Sie ebenfalls ein Immuner sind.« Er sah teer Nagel zusammenzucken und lächelte erneut. »Sie brauchen nicht zu erschrecken. Ich nehme an, dass Sie zur OGN gehören oder zu einer anderen Organisation?«

»OGN«, hörte teer Nagel sich sagen.

»Und Ihr Auftrag?«

»Ich habe keinen bestimmten Auftrag«, erwiderte teer Nagel nervös und ausweichend.

»Ich bin Crely, der Frosch«, sagte der Outsider seufzend.

Teer Nagel wusste, dass viele Outsider heimlich mit der Regierung zusammenarbeiteten. Gerüchte wollten wissen, dass Outsider vor allem für die Jagd nach Immunen eingesetzt wurden. Teer Nagel blieb misstrauisch. Er musste damit rechnen, dass Crely ihn aushorchen und dann der Polizei übergeben würde. Teer Nagel kannte die Namen vieler Outsider, aber von Crely hatte er noch nie gehört.

»Sie sind nicht umsonst in der Nähe des Raumhafens«, sinnierte der Outsider. »Lassen Sie mich nachdenken. Hat Ihr Auftauchen mit dem Roboteraufstand zu tun? Oder wollen Sie an eines der Chamuc-Schiffe herankommen?«

»Chamuc-Schiffe?«, wiederholte teer Nagel. »Davon habe ich nie gehört.«

»Die Regierung macht ein großes Geheimnis daraus. Die Schiffe sind aus einer unerforschten Region des Mahlstroms zurückgekehrt. Sie haben *irgendwas* mitgebracht. Die Besatzungen stehen unter Quarantäne, niemand darf an die Schiffe heran, sie liegen unter Schutzschirmen.«

»Ja, ich will in den Raumhafen«, gab teer Nagel zögernd zu. Vielleicht konnte der Outsider ihm helfen. »Aber mein Ziel sind nicht diese Chamuc-Schiffe.« Er erinnerte sich, dass einer der Flottenadmirale Chamuc hieß. Wahrscheinlich waren die Schiffe, die man für das geheimnisvolle Unternehmen ausgewählt hatte, nach dem Admiral benannt worden.

Crely sah den alten Mann nachdenklich an. »Was wollen Sie wirklich?«, fragte er drängelnd.

»Ich befürchte, dass Sie mit der Regierung zusammenarbeiten«, brachte teer Nagel hervor. »Das ist die einzige Erklärung für einen immunen Outsider, der sich noch in Freiheit befindet.«

»Ich dachte mir, dass Sie auf diesen Gedanken verfallen würden«, meinte Crelyt achselzuckend.

»Sagen Sie mir einfach, was Sie in die Nähe des Raumhafens führt«, schlug teer Nagel vor.

»Die Chamuc-Schiffe natürlich«, antwortete der Outsider. »Ich will herausfinden, welches Geheimnis sie umgibt.«

»Was hätten Sie davon?«

»Ich tue es nicht für mich, sondern für jemand, der häkelt und getrocknete Frösche verkauft.«

»Das klingt sehr mystisch.«

»Vielleicht - aber ich werde Ihnen nichts über meinen Auftraggeber verraten.«

»Ist es ein Immuner oder ein Aphiliker?«

»Sie vergeuden Ihre Zeit.«

Teer Nagel blickte auf die Froschleiche, die an Crelyts Brust baumelte. »Sie tragen ihn wie einen Talisman.«

»Ja«, sagte Crelyt ernst. »Das ist richtig.«

Sie sahen sich lange und schweigend an. Teer Nagel hatte das Gefühl, dass der Outsider gern eine Erklärung abgegeben hätte, dass er einem großen Geheimnis sehr nahe war. Doch er hatte keine Zeit, sich damit zu beschäftigen. Sein Ziel war, Reginald Bull Hilfe zu bringen.

»Würden Sie mir helfen?«, fragte er Crelyt.

Der Outsider blickte auf die Uhr. »Ich kann Sie vor Tagesanbruch in den Raumhafen bringen, Alter. Dort müssen Sie jedoch zusehen, dass Sie allein zurechtkommen.«

»Ich kenne mich dort gut aus«, sagte teer Nagel vorschnell. Er biss sich auf die Unterlippe. Noch hatte er keinen Grund, diesem Mann zu vertrauen. Auf keinen Fall durfte Crelyt herausfinden, wer teer Nagel wirklich war. Er fügte hastig hinzu: »Ich gehöre zur Gruppe von Atlas Cimarron. Wir kümmern uns öfters um Ereignisse auf dem Raumhafen.«

Er brauchte Crelyt nur anzusehen, um zu wissen, dass der Outsider ihm nicht glaubte. »Wir sind auf der Suche nach Robotern«, fuhr teer Nagel fort. »Sie sollen in großer Zahl auf dem Raumhafen festgehalten werden.«

Crelyt musterte ihn prüfend. »Kennen Sie eigentlich die letzten Nachrichten?«

»Nein.«

»Bull ist nicht mehr Regierungschef. Angeblich ist er verrückt geworden. Das könnte bedeuten, dass Bull nachträglich immunisiert wurde.

Es kann aber auch bedeuten, dass er bei Machtkämpfen, wie sie unter den Regierungsmitgliedern üblich sind, sein Leben verlor.«

»Was glauben Sie?«, fragte teer Nagel gespannt.

»Ich glaube nicht daran, dass ein Mensch, der vierzig Jahre aphilisch war, sich plötzlich ändern kann«, sagte der Outsider nachdenklich. »Aber irgendetwas Außergewöhnliches ist geschehen. Vielleicht erfahren wir in den nächsten Tagen mehr. Die Regierung wird sich zu den Nachrichten und Gerüchten äußern müssen, denn die Menschen sind nach dem Roboteraufstand nervös geworden.«

»Ich suche Bull«, gestand teer Nagel impulsiv.

»Ah«, machte Crely. Dann schüttelte er den Kopf. »Die OGN muss tatsächlich von Verrückten geführt werden, wenn sie glaubt, dass es ihr gelingen könnte, Kontakt zu Bull aufzunehmen. Erstens ist nicht sicher, ob er noch am Leben ist, und zweitens wird man niemanden an ihn heranlassen.«

»Er befindet sich doch in Imperium-Alpha?«

»Vermutlich«, bestätigte Crely. Auf seiner Stirn bildete sich eine steile Falte. »Sie wollen hoffentlich nicht den Versuch wagen, in Imperium-Alpha einzudringen?« Er dachte einen Augenblick nach und beantwortete dann seine Frage selbst: »Natürlich. Sie glauben, dass Sie es über einen Transmitter schaffen könnten. Guter Mann, in dem Fall müssen Sie sich besonders gut auskennen.«

»Warum nicht...«

Crely fragte: »Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, dass ich Sie begleite?«

Teer Nagel reagierte verunsichert. Er wusste nicht, was er von diesem Mann halten sollte. Crely wirkte Vertrauen erweckend und war eine starke Persönlichkeit. Andererseits umgaben ihn Geheimnisse - und er war auch nach den Moralbegriffen der Immunen ein Verbrecher.

Aber eine ungewöhnliche Situation erforderte ungewöhnliche Maßnahmen.

»Sie werden Ihr Leben in Gefahr bringen«, warnte teer Nagel den Outsider.

Crely winkte geringschätzig ab. »Was, glauben Sie, habe ich all die Jahre getan?«

Unter Crelys Führung erwies es sich als relativ einfach, in den Raumhafen zu gelangen. Der Outsider hatte ein großes Repertoire aller denkbaren Tricks und kannte viele bestechliche Aphiliker. Teer Nagel

und sein neuer Freund überwand die letzten Sperren an Bord eines Transportgleiters, der eine Gruppe von Technikern zu einem Reparaturdock flog.

Am Haupteingang wurde nur der Pilot kontrolliert. Ein Wachroboter ließ sich alle Ausweise aushändigen. Der Pilot erklärte, dass man sie nach Beendigung der Arbeit zurückerhalten würde. Teer Nagel war sicher, dass unter den etwa vierzig Männern außer Crelty und ihm noch andere waren, die nicht ausgerechnet Reparaturarbeiten als Ziel auserkoren hatten. Aber das war ihm gleichgültig.

Crelty und Teer Nagel saßen nebeneinander. »Der Pilot wird vor dem Reparaturdock noch einmal landen, unmittelbar neben einem Verwaltungsgebäude«, sagte Crelty beiläufig. »Wir nutzen diese Gelegenheit zum Aussteigen.«

»Das wird auffallen«, befürchtete Teer Nagel.

Crelty grinste breit. »Darauf lassen wir es ankommen. Ich bin schon einige Male auf diese Weise in den Raumhafen gelangt, ohne je Schwierigkeiten zu bekommen.«

Wie Crelty vorausgesagt hatte, ging die Maschine vor einem großen Verwaltungsgebäude nieder. Crelty und Teer Nagel konnten unangefochten aussteigen, zwei andere Männer folgten ihrem Beispiel. Beim Aussteigen hatte Teer Nagel den Eindruck, dass der Outsider dem Piloten etwas in die Hand drückte: einen toten Frosch. Teer Nagel nahm jedoch an, dass er sich getäuscht hatte.

Der Gedanke, dass ein immuner Outsider in den Raumhafen eindringen konnte und als Gegenleistung mit einem getrockneten Frosch bezahlte, ließ den alten Mann indes nicht mehr los.

Sie betraten das Verwaltungsgebäude. Crelty führte seinen Begleiter in eine verschmutzte Kantine. Der Outsider verzog das Gesicht. »So sieht es jetzt überall aus, wo früher Menschen zusammenkamen«, beklagte er sich. »Die Aphiliker haben keinen Sinn für Stätten, an denen zwischenmenschliche Beziehungen gepflegt wurden.« Trotzdem begab er sich zu einem Ausgabeautomaten und holte zwei Becher mit Fruchtsaft.

»Wie soll es weitergehen?«, fragte Teer Nagel ungeduldig. »Ich muss auf die andere Seite des Raumhafens, wo die wenigen Schiffe entladen werden.«

Crelty schlürfte andächtig an seinem Getränk, als wäre es die wichtigste Sache der Welt. Bevor Teer Nagel etwas sagen konnte, erhellten sich die 3-D-Schirme über dem Eingang. Das Symbol des Ministeriums für Kommunikation flammte auf.

»Eine Durchsage der Regierung«, murmelte Crely.

Das Symbol verschwand, und an seiner Stelle erschien das Gesicht von Croydon Mackojulien, dem Regierungssprecher. Von allen Aphilikern, die teer Nagel bisher gesehen hatte, schien Mackojulien der gefühlsärmste zu sein. Diesmal jedoch wirkte er nervös, er hatte die Hände ineinander verschlungen und spielte mit den Fingern.

»Diese Sendung wird über alle Stationen an alle Empfänger übertragen«, sagte der Regierungssprecher. Teer Nagel wusste, dass kein Mensch auf der Erde sein Gerät abschalten durfte, wenn die offiziellen Nachrichten durchgegeben wurden. »Der als Regierungschef zurückgetretene Reginald Bull gibt nun eine öffentliche Erklärung ab«, fuhr Mackojulien fort. Sein Bild verblasste.

Teer Nagel starrte wie gebannt auf die Schirme. Crely schleuderte seinen Becher davon und seufzte.

»Er lebt also noch.« Als Bulls Gesicht auf dem Schirm erschien, stieß teer Nagel einen unterdrückten Schrei aus und packte Crely am Arm. »Er ist immun! Sehen Sie doch, er ist immun!«

»Offensichtlich«, erwiderte Crely ohne jede Begeisterung.

»Die Regierung hat mich beauftragt, eine Erklärung abzugeben«, begann Bull. Er las offenbar von einem Blatt ab. Plötzlich jedoch hob er den Kopf und sagte mit veränderter Stimme: »Ich hoffe, dass du mich hören kannst, Michael! Ich weiß jetzt, was all die Jahre geschehen ist, denn ich bin ...« Der Ton brach ab, und deutlich war zu sehen, dass Bull mit Gewalt von der Kamera weggerissen wurde.

»Er hat versucht, mir eine Nachricht zu geben«, sagte teer Nagel erschüttert. »Und ich habe ihn verstanden.«

Crely starrte ihn von der Seite her an. Teer Nagel wurde sich in dem Moment der Tatsache bewusst, dass er einen schweren Fehler begangen hatte.

»Michael!«, sagte der Outsider betont. »Michael Rhodan oder Roi Danton.«

Sie schauten sich an. »Was werden Sie jetzt tun?«, fragte teer Nagel schließlich.

»Wir haben ein Abkommen, *alter Mann*«, erinnerte Crely langsam.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn jetzt erschien Minister Toschia auf dem Schirm. »Ich werde die Erklärung des zurückgetretenen Regierungschefs verlesen«, sagte er. »Wie Sie alle festgestellt haben, ist Reginald Bull erkrankt.«

»Er vermeidet das Wort *verrückt*«, sagte Crely. »Wie höflich.«

»Mein angegriffener Gesundheitszustand zwingt mich dazu, die Re-

gierungsgeschäfte niederzulegen«, las Toschia. »Die Regierung in ihrer Gesamtheit bleibt bestehen und wird aus ihrer Mitte einen Nachfolger bestimmen.«

Crely zog teer Nagel mit sich hinaus. »Kommen Sie«, sagte er. »Das müssen wir uns nicht anhören.«

»Ich habe Angst um ihn«, raunte teer Nagel, als sie wieder im Freien standen.

»Hm«, machte Crely. Er umklammerte den getrockneten Frosch auf seiner Brust. »Sie werden Bull gewiss nicht gleich umbringen, aber ich nehme an, dass sie ihn behandeln werden. Sie versuchen, alle Verrückten, die sie erwischen können, zu heilen. Dabei sind schon viele Immune umgekommen.«

»Wir müssen uns beeilen!«, drängte teer Nagel.

Crely sah ihn aufmerksam an. »Ich weiß nicht, ob Sie die richtige Persönlichkeit für diesen Auftrag gewählt haben ...«

»Keine Sorge«, gab teer Nagel zurück. »Sobald wir den Transmitter erreicht haben, werde ich in besserer Verfassung sein.«

»Ich war noch nie im Zentrum von Imperium-Alpha«, gab Crely zu. »Das kann ein Hindernis sein. Vielleicht wollen Sie lieber auf mich verzichten.«

»Ich wüsste gern mehr über Sie«, sagte teer Nagel offen. »Und über diese getrockneten Dinger, die Sie wie Münzen verteilen.«

Es war ein Schuss ins Blaue, aber er zeigte Wirkung. »Sie haben gesehen, wie ich den Piloten bezahlte?«

»Ja. Was kann ein Aphiliker mit einem getrockneten Frosch anfangen?«

Crely griff in die Hosentasche und zog ein weiteres Tier hervor. Er übergab es teer Nagel. Der alte Mann nahm das Geschenk zögernd an sich.

Crely lächelte. »Es wird Ihnen Glück bringen!«, sagte er.

Chefpsychologe Koscharp war für Reginald Bull kein Unbekannter, aber ihre früheren Treffen hatten unter anderen Voraussetzungen stattgefunden. Die Aphiliker hatten Bull ins medizinische Zentrum von Imperium-Alpha gebracht. Hier sollte er zunächst behandelt werden.

Koscharp war ein massiger Mann. Er galt als hochintelligent und gerissen. Bull wusste, dass Koscharp großen Einfluss auf verschiedene Minister hatte. Der Chefpsychologe war aber dem Regierungschef stets mit Respekt begegnet.

Bull brauchte Koscharp nur anzusehen, um zu erkennen, dass diese Ära vorüber war. Koscharp schien es zu genießen, Bull als Patienten zu haben; er saß mit übereinander geschlagenen Beinen vor dem Bett, an das man Bull gefesselt hatte.

»Die besondere Tragik Ihrer Krankheit liegt darin, dass weder Sie noch andere davon Betroffene diesen Zustand als Krankheit akzeptieren wollen«, sagte Koscharp. »Damit ist schon jede Bereitwilligkeit ausgeschlossen, dass Sie Hilfe annehmen.« Hinter ihm standen zwei Ärzte, bereit, auf den kleinsten Wink ihres Chefs zu reagieren. Bull wusste noch nicht, welche Behandlung sie sich für ihn ausgedacht hatten, aber er befürchtete, dass sie alles andere als angenehm sein würde.

»Sie verstehen sich als Normaler, nicht wahr?«, forschte Koscharp.

»Ja«, sagte Bull. Er war nicht darauf aus, lange Gespräche zu führen.

»In Ihren Augen bin ich der Kranke.« Koscharp schüttelte den Kopf. »Sie glauben, dass all die mit Emotionen beladenen Wesen, die über Jahrtausende hinweg die Geschicke der Menschheit bestimmten, gesund waren.«

»Nicht unbedingt«, gab Bull zurück. »Es geht nicht um Emotionen, sondern allein um die Nächstenliebe, ohne die unsere Menschheit nicht weiterbestehen kann.«

»Ich glaube«, sagte Koscharp, an seine Kollegen gewandt, »wir tun das Übliche.«

Das Übliche!, dachte Bull. Diese Behandlung war identisch mit einer völligen Zerrüttung der menschlichen Psyche. Niemand konnte einen Immunen in einen Aphiliker verwandeln.

Die nächsten Worte des Chefspsychologen waren wieder an Bull gerichtet. »Ihr Auftritt bei Terravision hat für erheblichen Wirbel gesorgt. Für Milliarden normaler Menschen war es ein schlimmer Schock, ihren ehemaligen Regierungschef so sehen zu müssen. Die Angst, dass auch andere Regierungsmitglieder krank werden könnten, lässt die Menschen nicht zur Ruhe kommen.«

»Das ist nicht mein Problem«, erwiderte Bull.

Im harten Gesicht des Aphilikers ging eine Veränderung vor. Reginald Bull glaubte, Hass darin zu sehen. Vielleicht lag es daran, dass Koscharp unbewusst die Wahrheit erkannte. Als Psychologe musste er zumindest einen Teil der Zusammenhänge so sehen, wie sie tatsächlich bestanden. Umso mehr musste er jene hassen, die sein notdürftig gekittetes Weltbild ins Wanken brachten. »Jeder, der bisher hier behandelt wurde, konnte als geheilt entlassen werden«, sagte Koscharp dumpf.

»Entlassen in den Tod oder in eines der Heime«, bestätigte Bull. Die

Bitterkeit, die ihn beherrschte, rührte nicht von seinem eigenen Schicksal her, sondern von der Gewissheit, dass er für alles, was hier geschah, einen großen Teil an Verantwortung trug.

»Lasst uns anfangen!«, sagte Koscharp zu seinen Mitarbeitern.

Die große Transmitterhalle, von der aus Waren nach Imperium-Alpha geschickt wurden, stand unter strenger Bewachung. Crelty und Teer Nagel, die das Gebiet von einem Lärmschutzwall aus beobachteten, zogen sich wieder zurück.

»In diese Halle kommen wir nicht hinein«, stellte Crelty fest. »Wir müssen es in einem Raumschiff versuchen.«

Teer Nagel wusste, was der Outsider vorhatte. Sie mussten versuchen, an Bord eines jener Schiffe zu gelangen, die entladen wurden. Wenn sie es schafften, sich in den Waren zu verstecken, konnten sie auf diese Weise vielleicht Imperium-Alpha erreichen. Die Frage war nur, ob die Waren vor dem Einschub in den Transmitter noch einmal kontrolliert wurden. Teer Nagel glaubte nicht daran. Die Schiffe, die auf der Erde landeten, wurden vor der Landung und nach der Ankunft genau durchsucht. Möglich war allerdings, dass die Fracht in Imperium-Alpha noch einmal kontrolliert wurde.

»Wir müssen es riskieren«, sagte Teer Nagel. »Es ist unsere einzige Chance, nach Imperium-Alpha zu gelangen.«

Sie näherten sich einem fünfhundert Meter durchmessenden Frachtraum. Teer Nagel wusste, dass von einzelnen Welten aus dem Mahlstrom Rohstoffe zur Erde gebracht wurden. Die Aphiliker beschränkten sich dabei auf die Ausbeutung von Planeten, die als völlig ungefährlich galten.

Die Entladung des Schiffs, das die beiden Immunen ausgewählt hatten, stand unmittelbar bevor. Vor den Schleusen fuhren gerade die schweren Antigravprojektoren auf, mit denen die Container vom Schiff zur Transmitterhalle transportiert wurden. Teer Nagel schätzte, dass es gut zwei Stunden dauerte, ein Schiff dieser Größe zu entladen. Die Besatzung des Frachters war offenbar bis auf wenige Ausnahmen von Bord gegangen, denn niemand war in den geöffneten Schleusen zu sehen.

Die Entladeanlagen funktionierten vollautomatisch, sie wurden lediglich von zwei Technikern überwacht. Zwischen den Landebeinen des Schiffs standen jedoch ein halbes Dutzend Wachroboter und zwei bewaffnete Polizisten. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich hier ein Zwischenfall ereignen würde, war äußerst gering, aber die Anwesenheit der

Patrouille bewies teer Nagel, dass die Aphiliker seit dem Aufstand der immunen Roboter weit vorsichtiger geworden waren.

Crely und teer Nagel benutzten die Gerüste der Antigravprojektoren und andere Aufbauten als Deckung. Auf diese Weise arbeiteten sie sich bis in die Nähe der Hauptschleuse vor.

Zwischen ihrem momentanen Versteck und dem eigentlichen Ziel lagen sechzig Meter. Die beiden zum Entladekommando gehörenden Techniker hockten am Rand der Gangway und dösten vor sich hin. Solange alles einwandfrei ablief, brauchten sie nicht einzugreifen.

»Wir kommen nicht an Bord«, stellte der Outsider fest. »Aber es gibt noch eine Möglichkeit. Sobald die ersten Container auf den Antigravfeldern herausschweben, müssen wir versuchen, auf sie zu klettern und ins Innere zu gelangen.«

»Man wird uns entdecken«, prophezeite teer Nagel.

»Es wird Zeit, dass Sie Ihre angenommene Persönlichkeit mit Ihrem wahren Charakter vertauschen!«, riet Crely. »Wir steigen auf dieses Gerüst, bis wir ins Kraftfeld der Projektoren geraten. Dann springen wir auf einen Container.«

Erwartete keine Einwände ab, sondern begann, an dem vor ihm stehenden Gerüst hochzuklettern. Dabei hielt er sich auf der dem Schiff abgewandten Seite, damit die Wachen ihn nicht sehen konnten.

Diese Vorsichtsmaßnahme würde sich als sinnlos erweisen, wenn die Wachroboter das Landefeld mit ihren Spürgeräten untersuchten. Trotzdem schob teer Nagel seine Bedenken beiseite und folgte dem Outsider.

In dreißig Metern Höhe hielt Crely an. »Jetzt warten wir«, sagte er.

Teer Nagel kam sich nackt vor. Wenn die Wachen sie entdeckten, würden sie sofort das Feuer eröffnen. Der Standort der beiden Fremden ließ keine Zweifel an ihren Absichten.

»Das dauert unendlich lange«, stieß teer Nagel nach einer Weile hervor. »Meine Hände werden lahm. Wann fangen sie endlich an?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Crely. »Vielleicht untersuchen sie noch einmal die Ladung, bevor sie alles auf den Weg schicken. Dann ist es gut, dass wir nicht ins Schiff gelangt sind.«

Endlich glitt der erste Container aus der Schleuse. Es war ein ovales Metallgebilde mit flachem Deckel. Dieser Behälter war etwa zwanzig Meter lang und fünf Meter dick.

»Wir müssen höher hinauf!«, stellte Crely fest. »Noch befinden wir uns nicht im Bereich der Schwerelosigkeit.«

Sie stiegen höher, während der erste Behälter an ihnen vorbei in Richtung der Transmitterhalle davonglitt. Teer Nagel war erleichtert,

dass auch jetzt kein Besatzungsmitglied in den höher gelegenen Schleusen erschien, denn von dort aus hätte man ihn und Crelyt leicht sehen können.

»Ah«, machte Crelyt plötzlich. Teer Nagel sah erschrocken nach oben, aber es war nichts passiert. Crelyt hatte nur auf die Schwerelosigkeit reagiert. Er hatte das von den Projektoren aufgebaute Feld erreicht.

»Je früher wir von hier wegkommen, desto besser!«, rief der Outsider. »Ich versuche, den nächsten Container zu erreichen, dann sind Sie dran.« Er stieß sich vom Gerüst ab und schwebte mit ausgebreiteten Armen auf den vorbeischwebenden Behälter zu. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde er ihn verfehlen, dann bekam er die Außenkante zu fassen und hielt sich fest. Gleich darauf lag er flach auf dem Deckel.

Crelyt winkte Teer Nagel zu, dann machte er sich an dem Gehäuse zu schaffen und versuchte, ins Innere des Containers zu gelangen. Falls die Behälter gut gefüllt waren, gab es keine Möglichkeit für die beiden Männer, sich in ihnen zu verstecken.

Teer Nagel blieb keine Zeit mehr, länger auf den Outsider zu achten, denn in diesem Augenblick erschien der nächste Container in der Schleuse. Teer Nagel zögerte. Die persönlichkeitsverändernden Mittel, die er eingenommen hatte, wirkten noch. Das bedeutete, dass er Angst empfand. Es war die Furcht, zwischen Gerüst und Container in die Tiefe zu stürzen und auf dem Landefeld aufzuschlagen. Schließlich siegte sein Verstand über die Angst. Er hatte Crelyt hinüberschweben sehen und wusste, dass ein Gravitationsfeld existierte.

Teer Nagel stieß sich ab. Der Container kam ihm plötzlich winzig vor; er fürchtete, ihn zu verfehlen. Das Landefeld schien sich unter ihm wegzudrehen. Er hielt den Atem an. Dann war der Behälter unter ihm. Er streckte die Arme aus und bekam eine der Ösen neben den Klappen zu fassen. Mit einem Ruck zog er sich nach unten.

Flach ausgestreckt lag er nun auf der Oberseite des Containers. Schweiß perlte auf seiner Stirn, die Beine zuckten. Der Schwächeanfall hielt jedoch nicht lange an.

Als er aufblickte, sah er den Container mit Crelyt etwa sechzig Meter vor sich. Der Outsider lag noch auf dem Deckel, ein sicherer Beweis, dass der Behälter überfüllt war und keinen Platz mehr bot.

Teer Nagel drehte sich zur Seite. Er hob eine Klappe an. Der Container war bis zum Rand gefüllt. »Verdammt!«, stieß Teer Nagel hervor. Was sollte er tun? Ohne die Nähe Crelyts hätte er wahrscheinlich die Nerven verloren.

Die Behälter glitten langsam auf die Transmitterhalle zu. Teer Nagel hoffte, dass man Crely und ihn nicht sehen würde. Alles hing davon ab, ob sich in der Halle Wachen aufhielten und die Container noch einmal kontrollierten. Aber auch wenn Crely und Teer Nagel unbeachtet in den Transmitter gelangten und abgestrahlt wurden, mussten sie die Ankunft in Imperium-Alpha fürchten. Sie wussten nicht, was sie am Empfangsort erwartete. Sie konnten Glück haben, dass alles robotisch gesteuert wurde, aber es war auch möglich, dass es in der Nähe der Empfangsstation von Sicherheitskräften wimmelte.

Teer Nagel rutschte in die Mitte des Frachtcontainers und presste sich eng an das Metall. Jede Sekunde wartete er auf den Alarm von Aphilikern, die Crely und ihn entdeckt hatten. Als er wieder aufblickte, sah er vor sich das Tor der Transmitterhalle. Der Container mit dem Outsider schwebte gerade in das Gebäude hinein.

Niemand erschien, um ihn aufzuhalten. Teer Nagel drehte den Kopf seitwärts und warf einen Blick zurück. Hinter ihm folgte eine lange Kette von Containern. Nichts deutete auf eine Unregelmäßigkeit hin. Wahrscheinlich rechnete bei den aphilischen Transmittertechnikern und beim Entladekommando niemand mit dem Auftauchen von »Verrückten« in diesem Gebiet.

Der Container mit Crely darauf verschwand. Teer Nagel wusste, dass er jetzt noch abspringen konnte. Bei der Nachlässigkeit, mit der die Aphiliker den freien Platz zwischen Schiff und Transmitter bewachten, hatte er gute Chancen für eine erfolgreiche Flucht.

Während er noch mit sich rang, erreichte der Behälter das Tor und glitt in die Vorhalle. Hier war es dunkel. Teer Nagel richtete sich halb auf. Weit vor sich sah er die wallende Energiefront des Transmitters. *Es klappt!*, dachte er ungläubig.

Crely war bereits entmaterialisiert worden.

Teer Nagel schloss die Augen. Er hatte einfach nicht die Kraft, der möglichen Gefahr mit offenen Augen zu begegnen. Geduldig wartete er auf den Entzerrungsschmerz.

Die Entstofflichung war das Signal für seinen Körper. In der Empfangsstation würde nicht Teer Nagel ankommen, sondern Roi Danton. Nur die äußere Maske eines alten Mannes würde bleiben. Während Grown Teer Nagel noch darüber nachdachte, glitt der Container zwischen die Energiesäulen und wurde zusammen mit dem blinden Passagier durch den Hyperraum zum Ziel transportiert.

28.

Danton reagierte in dem Augenblick, als er wieder zu denken begann und sich darüber klar wurde, wo er sich jetzt befand. Ein leichter Entzerrungsschmerz klang in seinem Körper nach, aber er achtete nicht darauf. Mit einem gewaltigen Satz schwang er sich von dem Behälter und landete auf dem Boden vor der Empfangsstation. Er hatte lange genug in Imperium-Alpha gearbeitet, um sofort zu erkennen, wo er sich befand. Die Transmitteranlage gehörte zu den unterirdischen Lagerräumen der Zentrale.

Roi Dantons Blick glitt durch die Halle. Die Container schwebten auf einem Antigravfeld davon. Niemand war zu sehen. Auch Crely schien verschwunden.

Danton rannte zur nächsten Kontrollanlage und warf sich dort zu Boden. Der Angriff, mit dem er gerechnet hatte, blieb jedoch aus. Er wusste, dass diese Transmitterstation robotisch gesteuert und überwacht wurde, aber er hatte nicht angenommen, unbehellig eindringen zu können.

In dem Augenblick, als er sich aufrichtete, erschien ein alter Mann aus einem Seitengang. Seine Brust stand offen und eine Waffe ragte daraus hervor.

»Bei allen Planeten!«, rief Roi Danton ungläubig. »Breslauer!«

Die Waffe des Spezialroboters zeigte unverwandt auf ihn. Roi fiel ein, dass er wie ein alter Mann aussah. Breslauer konnte ihn unmöglich erkennen. Das Aussehen Breslauer ließ in Roi erst gar nicht den Verdacht aufkommen, dass der *Whistler*-Robot im Auftrag der Aphiliker hier war. »Nicht schießen!«, rief Danton. »Ich bin Roi Danton!«

Breslauer bewegte sich nicht.

»Ich bin über die Transmitteranlage in Imperium-Alpha eingedrungen«, fuhr Danton verzweifelt fort, denn er wusste, dass Breslauer nicht mit den drei Asimovschen Gesetzen programmiert war. Breslauer war befähigt, auch auf Menschen zu schießen.

Der Gedanke, dass er vielleicht durch den Roboter jenes Mannes getötet würde, dem er zu helfen beabsichtigte, hatte etwas Groteskes. »Breslauer!«, sagte Danton beschwörend. »Du musst mich anhören. Ich bin Michael Rhodan. Zusammen mit mir kam noch ein anderer Mann aus dem Transmitter. Du musst ihn gesehen haben, wenn du bereits in dieser Halle warst.«

»Das habe ich«, sagte Breslauer.

»Der Mann heißt Crelty und ist ein Outsider - ein *immuner* Outsider! « Eine schreckliche Vorstellung schoss Roi Danton durch den Kopf. »Hast du ihn etwa getötet?«

Wieder erhielt er keine Antwort.

»Ich muss es dir beweisen, ich weiß«, stieß Danton hervor. »Ich werde meine Maske entfernen, so gut es geht.«

»Das ist nicht nötig, Sir«, sagte der Roboter. »Ich weiß, dass Ihre Angaben stimmen.«

Die Erleichterung ließ Danton aufatmen. »Wo ist Crelty, der andere Mann, der mit mir kam? Und warum bist du hier? Was ist mit Bully?« Die Fragen sprudelten nur so hervor.

»Ich habe den anderen Mann niedergeschlagen«, verkündete Breslauer. »Ich wusste nicht, wer er ist. Er liegt drüben im Gang und ist nur bewusstlos.«

Der Roboter setzte sich in Bewegung. Während Danton ihm folgte, sagte Breslauer: »Bull hat sich ergeben und befindet sich aller Wahrscheinlichkeit nach in der zentralen medizinischen Station. Ich bin hier, weil ich gemäß einem Befehl Reginald Bulls vor den Aphilikern zu fliehen versuche. Dies ist der einzige Transmitter, der zurzeit in Betrieb ist.« Er blieb vor einer am Boden liegenden Gestalt stehen.

Danton beugte sich zu dem bewusstlosen Crelty hinab. »Ist jemand in der Nähe?«

»Nein«, sagte Breslauer. »Die Aphiliker haben meine Spur verloren, nachdem ich ein halbes Dutzend Mikrokameras vernichten konnte, die mir folgten.«

»Gut«, sagte Danton. »Es ist erstaunlich, dass diese Station nicht bewacht wird.«

»Sie *wurde* bewacht«, entgegnete Breslauer. »Ich habe die vier TARAS zerstört. Früher oder später wird ihr Ausfall bemerkt werden, obwohl ich ständig an ihrer Stelle Kontrollimpulse an die Zentrale gebe.«

Danton nickte. Er schüttelte Crelty, bis dieser zu sich kam und die Augen aufschlug. »Sie?«, sagte der Outsider überrascht. »Mir ist etwas auf den Kopf gefallen, kaum dass ich aus dem Transmitter gekommen bin.«

»Richtig«, stimmte Roi zu. Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelte er. »Die Faust dieses Burschen hier.«

Crelty sah den *Whistler* argwöhnisch an. »Es wird Mode, die Maske eines alten Mannes zu benutzen«, seufzte er. Danton half ihm auf die Beine.

»Wir haben nicht viel Zeit. Bull befindet sich in der zentralen Krankenstation. Breslauer hat die Robotwache des Transmitters eliminiert und versorgt die Zentrale mit Kontrollimpulsen. Aber das wird nicht langfunktionieren.«

Der Outsider sah sich um. »Ich kenne mich hier nicht aus. Haben wir eine Chance, in diese Krankenstation vorzudringen?«

Roi verzog das Gesicht. Er hatte wenig Hoffnung, dass sie ihr Ziel erreichen würden.

»Überall sind Patrouillen unterwegs«, sagte Breslauer. »Es wird immer noch nach immunen Robotern gefahndet.«

»Wie viele befinden sich in Freiheit?«

»Das weiß ich nicht genau«, erwiderte Breslauer. »Ich kann zurzeit keine Verbindung zu ihnen aufnehmen, denn dann müsste ich den ständigen Kontakt zur Zentrale unterbrechen.«

Danton dachte angestrengt nach. »Wir werden versuchen, die Aphiliker in die Irre zu führen«, sagte er. »Funktionieren alle Sonderschaltungen?«

»Sie waren vorübergehend neutralisiert«, antwortete Breslauer. »Die Regierung wollte vermeiden, dass Bull sich ihrer bediente. Ich nehme jedoch an, dass sie wieder wirksam sind. Bull befindet sich in Gefangenschaft. Die Minister, die den Kode kennen, sind über jeden Verdacht erhaben.«

»Warum hast du die Schaltungen nicht benutzt?«, fragte Danton, beantwortete seine Frage aber selbst: »Roboter dürfen sie nicht ausführen, das gilt auch für dich.«

»Können Sie mir erklären, was überhaupt vorgeht?«, fragte Crelty. Er rieb sich den Kopf.

»Es gibt Sonderschaltungen für die zentralen Räume und Anlagen von Imperium-Alpha«, sagte Roi. »Früher war der Kode nur meinem Vater, Bull, Deighton, ein paar Mutanten und mir bekannt. Jetzt wissen offenbar auch die Minister davon. Bull konnte von seinem Wissen keinen Gebrauch machen, denn die Regierung ließ alle Anlagen neutralisieren, nachdem er immunisiert wurde. Inzwischen ist Bull in Gefangenschaft geraten, und ich hoffe, dass die Senderschaltungen wieder funktionieren.«

»Was bewirken sie?«

»Wer den Kode kennt, kann verschiedene Reaktionen herbeiführen.« Roi sah den Outsider zögernd an. Konnte er ihm wirklich vertrauen?

»Vergessen Sie meine Frage«, forderte Crelty ihn auf.

»Wir können die zentralen Räume von Imperium-Alpha gegenüber dem Hauptgebiet abriegeln«, sagte Danton. »Aber das ist nur eine Möglichkeit. Eine andere besteht darin, die Besatzungen der Zentralen mit Paralysechocks schlagartig außer Gefecht zu setzen. Es gibt noch eine Reihe anderer Maßnahmen, die getroffen werden können.«

»Aber jeder Minister, der den Kode kennt, könnte alles rückgängig machen«, wandte Crely ein.

Roi schüttelte den Kopf. »Das ist ausgeschlossen. Aus Sicherheitsgründen läuft eine einmal getroffene Maßnahme als volles Programm ab, es sei denn, die eingeweihte Person, die diese Maßnahme getroffen hat, nimmt sie wieder zurück oder bricht sie ab.«

»Was ist, wenn der Kode geändert wurde?«, fragte der Outsider.

»Niemand konnte damit rechnen, dass ich eines Tages hier erscheinen würde«, antwortete Danton. »Mein Vater und die Mutanten sind seit vierzig Jahren mit der SOL unterwegs, und niemand weiß, ob sie überhaupt noch leben. Warum hätte man etwas ändern sollen? Es genüge, die Anzahl der Eingeweihten zu erhöhen.«

»Wie wollen Sie jetzt vorgehen?«

»Ich schätze, dass wir die medizinische Zentrale in drei Minuten erreichen, wenn wir nicht aufgehalten werden«, erwiderte Danton. »Inzwischen wird Breslauer die Transmitterstation neu justieren.«

»Dazu brauche ich Befehle«, wandte der Roboter ein.

»Ich weiß«, bestätigte Danton. »Du bekommst die entsprechenden Anordnungen. Ich gebe dir auch die Koordinaten einer Transmitterstation im Pazifik. In Porta Pato wartet man bereits darauf, dass ich aus dem Transmitter spaziert komme - zusammen mit Bull natürlich.«

Koscharp und seine Assistenten erledigten ihre Aufgabe mit Geduld und großer Sorgfalt. Das lag nicht daran, dass Bull der prominenteste Patient war, den sie je behandelt hatten, sondern sie wollten tatsächlich ein Ergebnis erzielen. Die Aphiliker warteten immer noch darauf, den ersten Verrückten umformen zu können. Wenn ihnen das ausgerechnet bei dem ehemaligen Regierungschef gelingen sollte, hatten sie einen großen Erfolg errungen.

Die Ärzte legten Bull umfangreiche Fragenkataloge vor. Er antwortete gewissenhaft, denn auf diese Weise ersparte er sich unnötige Quälereien.

»Wir sind uns bewusst, dass wir Sie mit einem Schlag von Ihrer Krankheit befreien könnten«, sagte Koscharp. »Ohne Ihren Zellaktivator würden Sie wieder aphilisch werden.«

»Das ist richtig«, seufzte Bull. »Aber damit wäre das Problem nicht gelöst, denn ich würde in kurzer Zeit sterben.«

»Wenn Ihr Aktivator Sie vierzig Jahre lang nicht erkranken ließ, kann das nur bedeuten, dass aktuell eine entscheidende Veränderung mit ihm vorgegangen ist.« Koscharp beugte sich nach vorn. »Wir haben also eine einmalige Chance bekommen. Wenn wir herausfinden, auf welche Weise der Aktivator sich verändert hat, erfahren wir vielleicht mehr über die Art Ihrer Krankheit. Es kann nur an den Impulsen liegen, die der Aktivator ausstrahlt. Wir werden ergründen, was geschehen ist. Sobald wir wissen, wie wir die Impulse so modifizieren können, dass Sie wieder aphilisch werden, haben wir eine Waffe gegen alle Verrückten in der Hand. Wir können dann alle kranken Menschen behandeln.«

Was Koscharp sagte, hatte zweifellos eine Berechtigung, überlegte Bull. Er dachte mit Schrecken daran, was geschehen würde, sobald die Aphiliker in der Lage waren, alle Immunen umzuformen. Dann stand das endgültige Ende der terranischen Menschheit bevor.

Bull wusste, dass die Chancen der Aphiliker durchaus günstig waren. Mit dem Zellaktivator besaßen sie endlich einen Anhaltspunkt, auf den sie ihre Forschungen konzentrieren konnten.

»Sobald die Befragung abgeschlossen ist, werden wir Ihnen den Aktivator in regelmäßigen Abständen für kürzere Zeit abnehmen, um ihn zu untersuchen«, kündigte Koscharp an. »Sie werden niemals so lange ohne das Gerät sein, dass Sie in Lebensgefahr geraten. Doch zunächst müssen wir den ersten Teil der Behandlung hinter uns bringen.«

Bull sah ein, dass er den Chefpsychologen falsch eingeschätzt hatte. Er ließ sich nicht in seiner Arbeit beeinflussen. Koscharp wollte den ehemaligen Regierungschef nicht vernichten, sondern ihn wieder in einen Aphiliker verwandeln. Die Frage blieb, wie die Behandlung letztlich enden würde. Während Bull noch darüber nachdachte, gab es Alarm.

Koscharp schreckte hoch. »Was bedeutet das?«, fragte er irritiert. »Niemand von der SolAb hat uns vorher verständigt.«

In einem Holo erschien das Gesicht des Leitenden Arztes. »Haben Sie die Absperurmaßnahmen getroffen?«, herrschte er Koscharp an.

»Welche Absperurmaßnahmen?«, fragte Koscharp verwirrt. »Wir haben eben mit der Behandlung begonnen.«

»Alle Zentralen von Imperium-Alpha wurden blockiert. Danach hat jemand Alarm ausgelöst.«

»Das kann nur einer der Minister getan haben«, vermutete Koscharp. »Wahrscheinlich sind wieder immune Roboter aufgetaucht.«

Bull hatte sich aufgerichtet. Er fragte sich, was diese unerwartete

Veränderung der Situation bedeuten konnte. Steckte Breslauer dahinter? War der Spezialroboter noch in Freiheit und unternahm einen neuen Versuch, ihn, Bull, zu retten?

Der Leitende Arzt sagte: »Machen Sie weiter, bis wir Informationen von der Regierung haben. Bedauerlicherweise wurde auch der Funkkontakt zwischen den einzelnen Zentralen unterbrochen.«

Reginald Bull hörte aufmerksam zu. Er wusste nicht, was diese Entwicklung zu bedeuten hatte, aber er wollte sie aufmerksam verfolgen.

Bei der SolAb hatte die Blockierung der Zentralen weitaus größere Hektik ausgelöst als im medizinischen Bereich von Imperium-Alpha. Da alle Regierungsmitglieder, die den Kode für solche Maßnahmen kannten, verpflichtet waren, eine so einschneidende Aktion vorher bei der Solaren Abwehr anzumelden, wusste Gatholtiden sofort, dass kein Minister für den Alarm und die damit verbundenen Absperrungen verantwortlich war. Entweder gab es in Imperium-Alpha einen positronischen Fehler, oder Bull hatte vor seiner Gefangennahme eine Sonder-schaltung auslösen können.

Gatholtiden bekam keine Verbindung zu anderen Stationen. Auch jeder Kontakt zu den Robotern der SolAb, zu den Abwehreinrichtungen, den Transmittern und Energiesperren war unterbrochen worden. Die Zentrale der Abwehr war nicht mehr als eine Zelle in Imperium-Alpha.

Bei bestimmten Notfällen war diese Art von Autarkie wünschenswert, aber jetzt ergab sie keinen Sinn.

»Wie viele Kampfro-boter befinden sich hier in der Zentrale?«, fragte der Stellvertretende SolAb-Chef einen Mitarbeiter.

»Dreiundsiebzig, Sir!«

»Wir brechen aus!«, ordnete Gatholtiden an. »Draußen geht etwas vor, was sich unserer Kontrolle entzieht.«

Die Roboter wurden an einer Stelle zusammengezogen. Noch immer wartete Gatholtiden auf eine Nachricht, auf ein Signal aus einer anderen Zentrale.

Außerhalb der Zentralen war die Verwirrung noch größer. Roboter und zentral gesteuerte Maschinen waren plötzlich von ihren Nervenzentren abgeschnitten. Die Aphiliker, die sich nicht in den Zentralen aufhielten, hörten den Alarm, konnte aber nicht rückfragen. Die Menschen wussten nicht, was geschehen war. Unruhe brach aus.

Auf dem Weg zur medizinischen Zentrale trafen Danton und Crely immer wieder auf ratlose Aphiliker. Niemand wusste, wie er sich verhalten sollte. Inmitten der verwirrten Menschen fielen die beiden nicht auf. In der Nähe der medizinischen Zentrale stießen Roi und der Outsider auf eine Gruppe immuner Roboter. Breslauer hatte sie gerufen, nachdem die Sonderschaltung wirksam geworden war.

Wie jeder, der den Kode kannte, besaß auch Danton die Möglichkeit, ungehindert zwischen den Zentralen zu verkehren. Crely und er hatten sich in einem Magazin mit Waffen und einem Impulssender ausgerüstet. Roi führte Crely und die Roboter zur medizinischen Station. Sie erreichten ihr Ziel unangefochten.

Roi und die Roboter drangen durch eine Strukturlücke in die Zentrale ein. Er wurde dabei nicht beobachtet und, als er den ersten Ärzten begegnete, nicht einmal aufgehalten. Wahrscheinlich hielten sie ihn für einen Patienten, der von Robotern eingeliefert wurde.

Koscharp hatte die Befragung seines Patienten fortgesetzt, aber er konnte eine gewisse Nervosität nicht verbergen. Die Sperre bestand weiterhin. Plötzlich erschienen mehrere Roboter. Sie hatten einen alten Mann zwischen sich, der Bulls ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Dieser Mann kam ihm sofort bekannt vor.

»Was soll das?«, rief Koscharp ärgerlich. Er winkte seinen Mitarbeitern zu. »Schafft die Roboter und den Kerl wieder hinaus! Wir wollen nicht gestört werden.«

Der alte Mann zog eine Waffe aus seinem Umhang und richtete sie auf den Chefpsychologen.

»Alarm!«, schrie Koscharp unter Missachtung der eigenen Sicherheit. »Ein Überfall!«

Er wurde von einem Schuss aus dem Paralysator getroffen und stürzte zu Boden. Seine Mitarbeiter wagten nicht, sich zu bewegen. Die Roboter kamen an den Untersuchungstisch und erlösten Bull von seinen Fesseln.

»Hallo, Dicker!«, rief der alte Mann Bull zu.

Diese Stimme!, dachte Reginald Bull ungläubig. Er richtete sich auf.

»Vierzig Jahre sind eine lange Zeit«, sagte der Eindringling. »Aber ich hatte die Hoffnung nie aufgegeben.«

»Michael?«, sagte Bull zögernd.

»Aber, aber, Monsieur!«, erwiderte Roi gespreizt. »Sie werden doch nicht vergessen haben, dass Sie es mit einem Edelmann zu tun haben?«

Bull stieß einen Jubelschrei aus und hastete auf den alten Freund zu.

»Willkommen bei der Organisation Guter Nachbar«, sagte Roi Danton. »Du kannst mich wieder loslassen. Wir müssen uns beeilen, um von hier wegzukommen. Breslauer hat einen Transmitterjustiert, durch den wir fliehen können, solange noch Verwirrung herrscht.«

Sie stürmten hinaus, während die Roboter ihren Rückzug sicherten. Als sie die Station verließen, stellte Roi fest, dass Crely verschwunden war. Der Outsider hatte fliehen müssen oder war verhaftet worden. Vielleicht hatte er auch andere Gründe, sich zurückzuziehen.

»Kennst du einen Outsider, der Crely heißt?«, fragte Danton seinen Freund.

Bull schüttelte den Kopf.

»Schon gut«, sagte Roi. »Vergiss es vorläufig. Wir können uns später darüber unterhalten.«

Auf dem Weg zur Transmitterstation wurden sie angehalten. Die Aphiliker hatten ihre erste Unsicherheit überwunden und reagierten wieder in gewohnter Weise. Es war ihnen dennoch nicht gelungen, folgerichtig und gemeinsam zu handeln. Deshalb war es für Roi und Bull leicht, die Transmitteranlage zu erreichen.

»Breslauer!«, rief Bull, als er seinen Roboter sah. »Ich dachte schon, sie hätten dich kurzgeschlossen.«

»Wir dürfen keine Zeit verlieren!«, drängte Roi. »Das Programm der Sonderschaltung wird bald abgelaufen sein.« Er zündete eine Mikrobombe und warf sie zwischen die Kontrollanlagen des Transmitters. »Dreißig Sekunden, dann geht sie mit der Anlage hoch!«, rief er. »Ich will nicht, dass man uns verfolgt oder die Justierung rekonstruiert.«

Er lief auf das Entstofflichungsfeld zu.

Bull zögerte.

»Was ist los?« rief Danton ungeduldig.

»Ich habe vierzig Jahre lang gegen die Immunen gekämpft«, erinnerte Bull. »Sie werden mich nicht akzeptieren.«

Danton packte ihn und zog ihn auf den Transmitter zu. Breslauer war bereits entmaterialisiert. »Komm!«, drängte Roi. »Wir gehen heim, Bull!« Sie traten zwischen die Säulen und verschwanden. Hinter ihnen explodierte der Transmitter.